

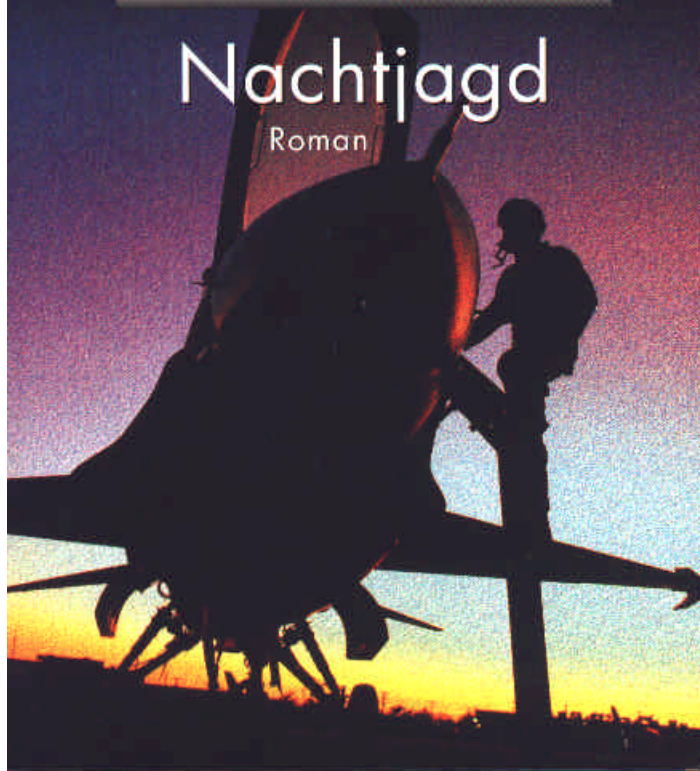
HEYNE

Tom Clancy / Steve Pieczenik

TOM CLANCY'S *NET FORCE*

Nachtjagd

Roman



Das Buch

Im Jahr 2011 sind auf der ganzen Welt die Computer über das Internet miteinander verbunden. Doch dieses zentrale Nervensystem der Erde wird von einem modernen Cyber-Terroristen bedroht. Durch ihn werden den Indern ursprünglich verschlüsselte Informationen über den Transport von pakistanischem Nuklearmaterial in Grenznähe zugänglich gemacht. Eine Spezialeinheit der indischen Armee überschreitet die Grenze, zerstört den Zug und tötet die Bewacher. Im bereits äußerst gespannten Nachbarschaftsverhältnis zwischen Indien und Pakistan droht nach dem Überfall die Gewalt zu eskalieren.

Ein besonders aktuelles Thema der Weltpolitik, wie es nur Tom Clancy in Romanform abhandeln kann.

Die Autoren

Tom Clancy, geboren 1947 in Baltimore, begann noch während seiner Tätigkeit als Versicherungskaufmann zu schreiben und legte schon mit seinem ersten Roman *Jagd auf Roter Oktober* einen Bestseller vor. Mit seinen realitätsnahen und detailgenau recherchierten Thrillern hat er Weltruhm erlangt. Tom Clancy lebt mit seiner Familie in Maryland.

Steve Pieczenik ist von Beruf Psychiater. Er arbeitete während der Amtszeiten von Henry Kissinger, Cyrus Vance und James Baker als Vermittler bei Geiselnahmen und als Krisenmanager.

Von Tom Clancys Jack-Ryan-Romanen liegen bei Heyne im Taschenbuch vor:

Gnadenlos (01/9863), *Ehrenschild* (01/10337), *Befehl von oben* (01/10591), *Der Kardinal im Kreml* (01/13081), *Jagd auf Roter Oktober* (01 /13296), *Der Schattenkrieg* (01 /13422), *Operation Rainbow* (01/13155) und *Im Zeichen des Drachen* (01/13423).

Von Tom Clancy und Steve Pieczenik sind als Heyne Taschenbücher die Serien *OP-Center* und *Net Force* lieferbar. Von Tom Clancy und Martin Greenberg stammt die Serie *Power Plays*, die ebenfalls im Heyne Taschenbuch lieferbar ist.

TOM CLANCY und STEVE
PIECZENIK

TOM CLANCY'S
NET FORCE 4
NACHTJAGD

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Michael Göpfert*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*»Die Geschichte des Schwertes ist die Geschichte der
Menschheit.«*

RICHARD BURTON

*»Wenn man die Brille der Wissenschaft in der Erwartung
aufsetzt, auf diese Weise auf alles, was man sieht, eine Ant-
wort zu finden, bedeutet dies innere Blindheit.«*

J. FRANK DOBIE

PROLOG

*Freitag, 1. April 2011 – 2 Uhr 15
Außerhalb von Sahiwal, Pakistan*

Es war mitten in der Nacht und die Temperatur betrug immer noch über dreißig Grad. Die Luftfeuchtigkeit war so hoch, dass die Ausdünstungen sich nicht verflüchtigten. Zwangsläufig durchnässte der säuerliche Schweiß die schwarzen Uniformen der Männer. Gerade erst hatte der April begonnen, und schon registrierte man neue Rekordtemperaturen für diese Jahreszeit im Pandschab – fast fünfundvierzig Grad waren gemessen worden, und für morgen wurden ähnliche Werte vorausgesagt.

Drei Männer in durchweichten schwarzen Tarnuniformen lagen im dunklen Schatten einer Reihe von verkümmerten Sträuchern auf der Lauer, ein paar Dutzend Meter von den Eisenbahnschienen entfernt.

In der Ferne kündigte ein Pfeifen das Herannahen des Zuges an.

»Jetzt dauert es nicht mehr lange«, sagte Bhattacharya. Wegen seiner Leibesfülle nannten ihn die anderen manchmal Ganesha, nach dem Elefantengott, allerdings nicht in seiner Gegenwart. So fett er auch sein mochte, Bhattacharya brauste schnell auf und kam genauso schnell in Bewegung, und dann war er ein gefährlicher Gegner. Bis vor zwei Jahren war Bhattacharya Offizier

gewesen, zuletzt im Dienstgrad eines Colonel. Dann stach er auf einer Gartenparty in Panipat auf einen anderen Colonel ein, der ihn beleidigt hatte. Glücklicherweise war zufällig ein Arzt unter den Gästen. Seine schnelle Hilfe bewahrte den Dicken vor einer Mordanklage. Auf diese Weise führte der Vorfall lediglich dazu, dass ihm sein Dienstrang aberkannt wurde und man ihn festnahm. Er wurde vor die Wahl gestellt, entweder ins Gefängnis zu gehen oder sich zur Spezialeinheit versetzen zu lassen.

Wie in der ganzen Welt bei derartigen geheimen Organisationen üblich, so existierte auch diese Spezialeinheit offiziell nicht. Keiner der Männer trug reguläre Armee- waffen oder Armeeausrüstung. Bei den Sturmgewehren handelte es sich um überschüssige AK-Gewehre aus China, die Pistolen waren deutscher Herkunft, die Messer kamen aus Japan. Die Kommunikationsausrüstung war neuseeländischen Ursprungs, die Stiefel stammten aus Indonesien und die Uniformen aus Australien. Kein Mann hatte einen Gegenstand bei sich, anhand dessen er offiziell identifiziert werden konnte, ganz zu schweigen von einer Identifikation als indischer Soldat.

Während einer Operation durfte sich keiner gefangen nehmen lassen. Sollte sich eine solche Situation abzeichnen, wurde ein schneller Selbstmord mit der Pistole oder dem Messer erwartet. Dabei war weniger Heroismus im Spiel, als es den Anschein hatte. Wer versäumte, seine Pflicht zu erfüllen, würde kurze Zeit später sterben: Vor dem Aufbruch zu dieser Mission hatte jeder ein langsam wirkendes Gift eingenommen. Wer von der Mission zurückkehrte, bekam ein Gegengift, wodurch die Wirkung auf eine Weise abgeschwächt wurde, dass der Soldat sich wie bei einer Grippe lediglich ein paar Tage ermattet fühlen würde. Sollte jemand aus irgendeinem Grund nicht zurückkehren, würde er einen langsamen und schmerz-

haften Tod erleiden, dessen Qualen den Selbstmord als Erlösung erscheinen ließen. Besser den schnellen Ausweg wählen, wenn es so weit kommen sollte.

Wenn in Indien dunkle militärische Dinge erledigt werden mussten, wurde die Spezialeinheit gerufen. Die meisten Länder hatten solche Einheiten, obwohl viele eine solche Anschuldigung empört zurückweisen würden.

Dieser Einsatz gehörte sicherlich zu den dunkelsten aller Operationen. In geheimer Mission in Pakistan einzudringen war im besten Fall ein großes Risiko. Pakistan war äußerst empfindlich, und in der augenblicklichen politischen Situation war dies leicht zu verstehen.

Neben Ganesha lag Rahman, der aus Neu-Delhi kam, keiner Kaste angehörte und etwa vierzig Jahre alt war. Er war groß und schlank, das Gegenteil von Bhattacharya. Rahman kannte diese Region von Pakistan, da er früher Indiens Grenzsicherungsgruppe angehört hatte. Diese Grenzer hatten den Pakistan Rangers am Grenzposten Wagah auf der anderen Seite des Stacheldrahtes gegenübergestanden. Jeden Abend zur gleichen Zeit, beim täglichen Herunterlassen der Fahnen und dem zeremoniellen Blasen des Signalhorns, hatten sich beide Seiten gegenseitig einen Aggressionstanz vorgeführt. Von den umliegenden Dörfern kamen die Menschen in Massen, um sich das Scheingefecht anzusehen. Dabei feuerten sie die jeweilige Heimseite an, als ob es ein Fußballspiel wäre.

Der dritte Mann war Harbhajan Singh; aufgrund seiner Herkunft wurde er der Sikh genannt. Obwohl Singh sicherlich kein ungewöhnlicher Name für einen Sikh war, war er speziell zu Ehren eines besonderen Soldaten so genannt worden. Dieser Soldat hatte die *Moksha*, die Erleuchtung, erlangt, während er in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Grenze zu China in der Nähe

von Nathu-La überwachte. Alles, was man von jenem Singh gefunden hatte, waren seine Schneebrille, sein Helm und sein Gewehr gewesen. Bis zum heutigen Tag patrouillierte der Geist von Singh immer noch durch dieses Grenzgebiet. Oft sahen die Chinesen, wie er oben auf einem Berg stand oder trockenen Fußes über einen Fluss ging. Lange Zeit hatte die Armee die Geschichte nicht geglaubt, bis ein General, der in der Gegend zu Besuch war, es versäumte, dem Geist den nötigen Respekt zu erweisen. Prompt wurde er für seine Haltung bestraft und starb auf dem Heimweg bei einem Hubschrauberabsturz. Von diesem Zeitpunkt an waren neue Befehlshabende der Region äußerst vorsichtig und entsandten einmal im Jahr ihre persönlichen Fahrzeuge in die Gegend, um Singh bei seinem Jahresurlaub eine Mitfahrgelegenheit zur nächsten Bahnstation anzubieten. Auch im Zugabteil wurde bei dieser Gelegenheit für den Geist ein Platz reserviert. Sicherlich war es eine interessante Fahrt für den Fahrer des Wagens, obwohl niemand je behauptet hatte, Singh im Auto oder im Zugabteil gesehen zu haben.

Faszinierend wie diese ganze Geschichte auch sein mochte – sie verringerte nicht das durch die tropische Hitze der Nacht hervorgerufene Unbehagen, das Singh unter seinem Bart und seinem Turban fühlte. Während sein Urgroßvater in der Nähe von Lahore gelebt hatte, wenige Kilometer nördlich von hier, so hatte Singh den größten Teil seines Lebens in Madras verbracht. Madras lag am Golf von Bengalen. Zwar war es auch dort das ganze Jahr über ziemlich warm, doch gab es zumindest die Brisen vom Meer, die Kühlung brachten. Außerdem hatte er einige Jahre in Kalkutta gelebt. Dort war es zwar heißer gewesen als in Madras, doch selbst Kalkutta war nicht so ein Backofen wie der Pandschab. Der heißeste Ort der Erde, so sagte man. Es fiel ihm nicht schwer, das zu glauben.

»Da ist er«, sagte Bhattacharya. »Seht ihr das Licht dort hinten?«

Singh und Rahman nickten und murmelten zustimmend. Entlang der Gleise würden sich jetzt die anderen ›Söldner‹ auf den Angriff vorbereiten. Insgesamt waren sie sechzig. Wahrscheinlich würden während des Überfalls einige von ihnen sterben, doch würden sie ausschließlich von ihren Kameraden vermisst werden. Man wurde kein Soldat der Spezialeinheit, es sei denn, man war allein auf der Welt, ohne Ehefrau, ohne Familie, ohne Verbindungen zu anderen Personen. Man konnte geopfert werden.

Wieder schrie die Pfeife des Zuges, jetzt schon ganz nah.

Singh umklammerte sein Gewehr und atmete noch einmal tief die faulige und heiße Nachtluft ein. Er war kein besonders guter Sikh, schon seit Jahren nicht, doch er fühlte sich veranlasst, trotzdem Gottes Namen einige Male zu wiederholen. Schaden konnte es nicht.

Jetzt tauchte der Zug in ihrem Blickfeld auf. Der Zugführer konnte unmöglich erkennen, dass sich vor ihm mehrere kunstvoll auf die Schienen geschweißte, schräg zur Seite gestellte Entgleisungsplatten befanden, und zwar genau an einer Stelle, an der sich die Gleise in eine leichte Linkskurve schwangen.

Der Sonderzug von Multan nach Lahore stand kurz davor, einen nicht vorgesehenen und äußerst abrupten Halt einzulegen.

Singh hielt den Atem an, als die Lokomotive die Platten rammte. Dann drang das lautstarke Kreischen protestierenden Metalls zu ihnen herüber. Die Lokomotive entgleiste, stieß wie ein Pflug in den Boden und schleuderte riesige Brocken Erdrreich in die Luft. Grelle Geräusche erfüllten die Nacht, während die Lokomotive umkippte und auf der Seite liegend weiterrutschte.

Die folgenden fünf oder sechs Wagons sprangen ebenfalls von den Schienen und purzelten wie Kinderspielzeug ins Gelände. Noch mehr Lärm erklang und große Rauch- und Staubwolken stiegen zum Himmel empor.

Singh war bereits aufgesprungen und rannte auf den sich immer noch bewegenden Zug zu. Einige Wagons blieben auf den Schienen stehen; einer von ihnen, ein Güterwagen mit verschlossenen Türen, ragte direkt vor ihm auf. Die Tür wurde aufgerissen und fünf Pakistan Rangers stürzten heraus.

Singh feuerte. Dabei schwenkte er seine Waffe hin und her, um die Soldaten mit einem Kugelhagel zu bedecken. Die Gewehre von Rahman und Ganesha hämmerten an seiner Seite und die Pakistani fielen einer nach dem anderen im prasselnden Kugelhagel.

Sorry, Jungs, vielleicht habt ihr beim nächsten Mal mehr Glück.

Überall waren Gewehrsalven zu hören und die Dunkelheit wurde von Mündungsfeuer und explodierenden Granaten erleuchtet. Weißer Phosphor warf blütenförmige Muster gegen den Nachthimmel, rote Stichflammen stießen empor.

Die Anzahl der verteidigenden Soldaten entsprach in etwa der der angreifenden. Doch die Männer der Spezialeinheit hatten den Überraschungseffekt – und ein Zugwrack – auf ihrer Seite. In wenigen Augenblicken war alles vorbei. Einige Verwundete schrien voller Schmerzen, wurden jedoch schnell von Gewehrschüssen zum Schweigen gebracht. Singh, Bhattacharya und Rahman liefen zu dem Eisenbahnwagen, der ihnen zugeteilt worden war. Er war leer, doch das war unwichtig. Sie brachten die Sprengladungen an und aktivierten die vorher eingestellten Zeitzünder.

»Los!«, rief Rahman. »Beeilt euch!«

Die drei Soldaten rannten davon, zusammen mit ande-

ren Männern der Spezialeinheit. Nur wenige Sekunden blieben ihnen, um sich in Sicherheit zu bringen. Es hätte keine Zeit gegeben, die Sprengladungen ausfindig zu machen und zu entschärfen, selbst wenn noch jemand am Leben gewesen wäre, um diesen Versuch zu unternehmen.

Zu ihrer Linken krachte ein Gewehr. Singh wirbelte herum und schoss auf die Stelle, wo er das Mündungsfeuer hatte aufblitzen sehen. Nach drei schnellen Salven aus seiner AK hörte er einen Aufschrei. Einer der Pakistani, der sich tot gestellt hatte. Jetzt war er tatsächlich tot.

Aber die letzte Kugel des Pakistani hatte ein Ziel gefunden.

Bhattacharya ging zu Boden.

Während Rahman weiterlief, stoppte Singh abrupt.

Der dicke Mann war in die Brust getroffen worden, ziemlich hoch und ein wenig seitlich, und die Tarnuniform war bereits von seinem Blut durchweicht. In der Nacht kaum sichtbar, breitete es sich in einem dunklen und nassen Fleck immer mehr aus. Der Dicke sah zu Singh hoch. »Ich bin erledigt«, sagte er. »Hilf mir dabei, Sikh.«

Singh nickte. »Ja.« Er hielt sein Sturmgewehr an Bhattacharyas Stirn und drückte schnell ab. Der Körper des Sterbenden zuckte, dann wurde er schlaff.

Keine Zeit, herumzustehen und Gebete aufzusagen. Singh rannte los.

Ein paar Sekunden später erschütterte ein lauter Lichtblitz die feuchtheiße Nacht. Die Explosion des Zugs war kilometerweit von all denen zu sehen, die zufällig in die Richtung schauten.

Auf ganz andere Weise wurde sie in der übrigen Welt verspürt.

1

*Freitag, 1. April 2011
Hampton Court, England*

Im sechzehnten Jahrhundert war Heinrich der Achte der erste königliche Bewohner des riesigen Palastes gewesen. Allein die Steingebäude erstreckten sich über eine Fläche von fast drei Hektar, und die von Mauern umgebenen zum Schloss gehörigen Rasenflächen und Gärten waren etwa zehnmal so ausgedehnt. Die Gemächer waren zum größten Teil geräumig, mit hohen Decken und großen Fenstern; in einigen befanden sich steinerne Kamine, die man aufrecht betreten konnte, ohne sich den Kopf zu stoßen. Viele Räume waren leer, nur die Wände waren mit riesigen Behängen dekoriert, und von der Decke hingen barocke Kronleuchter. In wenigen Räumen befanden sich monströse Betten mit Baldachinen oder Stühle und Schreibtische. Dann gab es Kunstgalerien mit vom Alter fleckigen Gemälden. Der Hauptteil des Bereiches der Königsgemächer, in dem sie sich gerade befanden, war bei einem plötzlichen Feuer um 1985 in Flammen aufgegangen, jedoch in der Zwischenzeit wieder so restauriert worden, wie er angeblich im achtzehnten Jahrhundert ausgesehen hatte.

Alex Michaels schaute ehrfürchtig um sich. Man konnte sich schwer vorstellen, dass tatsächlich einmal jemand an einem solchen Ort *gelebt* hatte.

Der Eintritt zum Palast hatte sie fünfzehn Euro pro Kopf gekostet, ohne die Fahrt mit der U-Bahn von London aus zu rechnen. Sie waren auf der Hampton Court Bridge über die Themse zum Haupteingang geschlendert. Michaels war über die Jahre viel gereist, mehr noch, nachdem er Commander der FBI-Einheit Net Force geworden war, doch aus irgendeinem Grund war er bis zu diesem Zeitpunkt nie in England gewesen. Er und Toni hatten beschlossen, einige Urlaubstage an die Woche anzuhängen, die sie bei der Internationalen Konferenz für Computerkriminalität verbracht hatten. Sie brauchten ein paar Tage Ferien; seit einigen Wochen war es auf der persönlichen Ebene ein wenig unruhig zugegangen.

Und nun waren sie also hier, in diesem riesigen Haus für Könige und Königinnen. Doch auch die Größe von Hampton Court reichte nicht aus, um Toni Fiorellas schwelenden Ärger zu fassen. Jeden Augenblick befürchtete Michaels, es könnte zu einem Ausbruch kommen, der ihn und das Gemach, in dem sie sich aufhielten, zu verkohlten Teilchen reduzieren würde. Zwar waren sie nicht verheiratet, doch nichtsdestotrotz hatte es den Anschein, als ob die Flitterwochen endgültig auf ihr Ende zuzingen, so sehr ihm diese Feststellung auch widerstrebte.

Fünfzehn Euro, das war recht viel für die Erlaubnis, ein paar Stunden in einem muffigen Schloss herumzuwandern. Wenn er nicht den eingebauten Taschenrechner im elektronischen Virgil an seinem Gürtel hätte, wäre Michaels nie darauf gekommen, wie viel das in Dollar war. Multiplikation von ungeraden Dezimalbeträgen war nicht gerade seine Lieblingsbeschäftigung.

Er wies Toni auf den Generator des Sicherheitslasers hin, der in die Stütze der herabhängenden Samtseile eingebaut war, die die Touristen davon abhalten sollten, sich auf die antiken Stühle zu setzen. »Wenn du diese Linie

überschreitest, möchte ich wetten, dass die Alarmsirene losgeht.«

Toni sagte nichts.

Mein Gott, was habe ich jetzt schon wieder angestellt?
»Geht's dir gut?«

»Ja, mir geht's gut.«

Langsam atmete Michaels tief ein, dann ließ er die Luft leise entweichen, während sie weitergingen. Ein Mann in einem altertümlichen Kostüm, der aussah, als gehörte er zum Hof von König Heinrich, stand unter einem Gemälde von einem hässlichen Paar und zwei viel hübscheren Hunden und erklärte einer Touristengruppe die Bedeutung dieses Bildes. Der Mann hatte diesen ganz besonderen Akzent, von dem Michaels gehört hatte, dass er für die englische Oberklasse charakteristisch sei.

Vor der Beziehung zu Toni war Michaels verheiratet gewesen; doch er hatte sich scheiden lassen. Bei Frauen gab es eine Art und Weise, »Mir geht's gut« zu verkünden, in knappem und brüskem Tonfall, die alles andere bedeuten sollte, nur nicht, dass es ihnen gut ging. Er hatte gelernt, nicht weiter nachzufragen, es sei denn, er wollte wirklich hören, wo das Problem lag. Diese Antwort kam dann manchmal in einer Lautstärke, als ob er bei einem Rockkonzert von »This is Your Brain on Drugs« direkt vor den Lautsprechern gestanden hätte. Würde Toni ihn in der Großen Halle anschreien? Oder würde sie warten, bis sie in den kleineren Räumen im Tudor-Stil waren, in denen Kardinal Wolsey seinen Studien nachgegangen war? Hätte Michaels es gewagt, sie in diesem Moment zu berühren, da war er sich fast sicher, hätte er sich die Finger verbrannt. Sie ärgerte sich, und er musste augenscheinlich etwas damit zu tun haben.

Warum war das Leben nicht einfach? Zwei Menschen lieben sich, sie finden zueinander, und dann leben sie glücklich zusammen bis ans Ende ihrer Tage?

Das hatte Anne Boleyn wahrscheinlich auch gedacht, als sie sich mit dem dicken Mann zusammengetan hatte, sagte seine innere Stimme.

Er befahl der Stimme, den Mund zu halten.

Sie wartete, bis sie draußen waren. Auf feuchtkühlem Rasen schlenderten sie bereits auf die Nordgärten und das sorgfältig gepflegte Heckenlabyrinth zu, und sie sagte immer noch nichts. Aus den Augenwinkeln beobachtete er sie, bewunderte ihren athletischen Gang, ihr schönes Gesicht und ihre fantastische Figur. Seit sie bei Net Force angefangen hatte, war sie seine Assistentin, und sie erledigte ihre Arbeit hervorragend. Zudem war sie fast zwölf Jahre jünger als er. Sie war ein intelligentes, hartes, nettes italienisches Mädchen aus der Bronx und ging einer indonesischen Kampfsportart namens Pentjak Silat nach. Seit einiger Zeit erteilte sie ihm Unterricht, und obwohl er allmählich besser wurde, hätte sie im Ernstfall, wenn sie *wirklich* wütend wäre, den Boden mit ihm wischen können und wäre dabei nicht einmal ins Schwitzen gekommen. Es war ein merkwürdiges Gefühl zu wissen, dass die Frau, die er liebte, ihn verprügeln konnte, sollte ihr der Sinn danach stehen.

Als sie schließlich etwas sagte, war ihre Stimme leise und ausgeglichen. Keinerlei Ärger war zu spüren. »Warum hast du Marshall zu dem Treffen der OCIC in Kabul geschickt?«

Noch einmal atmete Michaels rief durch. Warum hatte er nicht sie geschickt? Weil Afghanistan kein Ort war, wo er Toni hinwünschte. Das Land war rückständig, Frauen waren Bürger vierter Klasse – nach den Männern, den Jungen und den Pferden –, und es gab häufig Terroranschläge auf Ausländer, insbesondere auf Amerikaner. Er wollte sie nicht diesem Risiko aussetzen. Aber das konnte er so nicht sagen. Stattdessen sagte er: »Marshall woll-

te unbedingt fahren. Ich hatte nicht den Eindruck, dass du dorthin wolltest.«

»Wollte ich auch nicht«, entgegnete sie.

»Na also. Du musstest ja auch nicht fahren. Kein Problem, oder?«

Das könnte ihm so passen. Sie sagte: »Ich war dran. Ich hätte fahren *sollen*.«

»Aber du hast doch gerade gesagt, dass du nicht wolltest.«

Mitten im Schritt hielt sie inne und starrte ihn an. Mein Gott, war sie schön, selbst wenn sie wütend auf ihn war. Vielleicht war sie dann sogar noch schöner.

»Darum geht es nicht. Ich war dran, du hättest mich schicken sollen, ob ich nun Lust hatte oder nicht. Warum hast du es nicht getan?«

Er hatte ein ziemlich gutes Gedächtnis, eine notwendige Voraussetzung für Ausflüchte, aber trotzdem war Michaels im Grunde kein besonders guter Lügner. Natürlich konnte er einer Frau schmeicheln und behaupten, ihre Haare sähen gut aus, selbst wenn das Gegenteil der Fall war. Oder er konnte lächeln und nicken in Anbetracht des schlechten Modegeschmacks eines Vorgesetzten, ohne seine wirkliche Meinung deutlich werden zu lassen. Doch außer zu einfachen und harmlosen Notlügen, um niemandem auf die Füße zu treten, hatte er keine wirkliche Begabung darin, andere Menschen zu täuschen. Sie hatte ihn erwischt, und er hatte versucht, sich herauszureden. Es war ihm nicht gelungen, und er würde keine weiteren Versuche unternehmen, sich mit Lügen aus der Affäre zu ziehen. Er schüttelte den Kopf und entschloss sich, die Wahrheit zu sagen. »Weil ich dich nicht an einen Ort schicken wollte, wo es für dich gefährlich werden könnte.«

»Genau das habe ich mir gedacht.« Sie wandte sich ab und ging weiter.

Er setzte ihr nach. »Schau mal, Toni, ich liebe dich. Ist

es denn so falsch, wenn ich vermeiden möchte, dass dir etwas zustößt?»

»Für einen Liebhaber nicht. Ich wäre unglücklich, wenn es nicht so wäre. Aber für einen Kollegen im Nachrichtendienst, ja, da ist es falsch. Du weißt genau, dass ich mich verteidigen kann, wenn es sein muss.«

»Natürlich«, entgegnete er. Er wusste es tatsächlich; bereits bei verschiedenen Gelegenheiten hatte sie es bewiesen. Bei körperlichen Auseinandersetzungen war sie besser in der Lage, sich durchzusetzen, als er, doch sie war trotzdem nicht Superwoman.

»Ich will, dass du mich genauso behandelst wie einen von den Jungs.«

Er lächelte. »Das wäre ja zu schön. Ich kann dich nicht so einordnen, und wenn es so wäre, hätte ich kein Interesse. Ich mag Frauen. Und dich ganz besonders.«

Zur Antwort bekam er ein winziges Grinsen, das kurz aufblitzte. Also war sie doch nicht so wütend auf ihn. »Ich meine im Büro. Mir gefällt es sehr gut, als Frau behandelt zu werden, wenn wir unter uns sind.«

»Ich verstehe.«

»Ganz bestimmt? Das solltest du wirklich, ich finde das sehr wichtig. Ich möchte, dass du meine Hand hältst, wenn wir im Mondschein spazieren gehen, aber nicht bei der Arbeit. Du musst dein Privatleben von deinem Berufsleben trennen, Alex.«

»Okay. Ich verspreche es. Wenn du das nächste Mal dran bist, fährst du, ganz egal, wohin es geht.«

Jetzt zog ein breites Lächeln über ihr Gesicht. »Gut. So, glaubst du, wir können irgendwo Schokolade auf treiben?«

Sie lachten, und er fühlte sich deutlich erleichtert. Sie waren beide noch nie in England gewesen, und eine der Eigentümlichkeiten, die sie gleich zu Anfang ihres Aufenthalts bemerkt hatten, war die Tatsache, dass überall Automaten standen, an denen Schokoladenriegel gezo-

gen werden konnten. Überall – in Geschäften, auf Bahnhöfen, sogar in den Kneipen. Sie rechneten beide damit, mindestens fünfzehn Kilo zuzunehmen und voller Pickel im Gesicht in die Vereinigten Staaten zurückzukehren.

Sein Virgil spielte den Anfang der Melodie von Aaron Coplands ›Fanfare für den einfachen Mann‹. Ein Gespräch für ihn kündigte sich an. Er zog das Gerät vom Gürtel und stellte fest, dass der Anrufer aus der FBI-Zentrale anrief.

»Das ist aber niedlich«, sagte Toni, sich auf die Musik beziehend. Sie schwenkte den Finger, als ob sie ein Orchester dirigierte.

»Wahrscheinlich hat sich Jay in mein Büro geschlichen und die Anrufmelodie neu programmiert. Immerhin besser als beim letzten Mal, als er ›Bad to the Bone‹ von George Thorogood eingegeben hatte.«

»Ta dah dah dah dah dam!«, sang Toni.

»Offensichtlich haben alle meine Mitarbeiter einen merkwürdigen Sinn für Humor«, sagte er. »Alex Michaels am Apparat.«

»Einen Augenblick bitte, die Direktorin möchte mit Ihnen sprechen«, sagte die Sekretärin.

Toni sah ihn an und er hielt die Hand über das Mikrofon des Virgil. »Die Chefin.«

»Ich muss ehrlich sagen, mir wäre es lieber, wenn Walt Carver nicht diese Herzgeschichte gehabt hätte«, bemerkte Toni.

»Ich glaube, dass er ganz froh darüber ist. Damit hatte er eine Entschuldigung, sich zur Ruhe zu setzen und fischen zu gehen. Es ist noch nicht einmal einen Monat her, wir sollten ihr wirklich eine Chance geben ...«

»Commander, hier spricht Melissa Allison. Es tut mir Leid, Sie während Ihres Urlaubs zu belästigen, aber wir haben eine problematische Situation ...«

Ihr Gesicht erschien auf dem Flüssigkristall-Display-

monitor des Virgil. Schnell drückte er auf Bildsendetaste und hielt das Gerät so, dass er die Miniaturaufnahme der Kamerabilder seines eigenen Gesichts in der oberen Ecke des Bildschirms verfolgen konnte.

Die neue Direktorin war sechsundvierzig Jahre alt. Sie war schlank, brünett, und ihre Stimme und Ausstrahlung waren kühl, beinahe kalt. Ihre Ernennung war eine politische Entscheidung gewesen. Als Anwältin brachte sie keinerlei Spezialerfahrung mit, doch sie verfügte über ein enzyklopädisches Wissen, wo politische Leichen begraben lagen. Man munkelte, dass gewisse höher stehende Kongressabgeordnete den Präsidenten überzeugt hätten, ihr nach Walt Carvers Ausscheiden den Direktorenposten des FBI anzubieten, damit sie bestimmte Dinge nicht zur Sprache brachte, an denen besser nicht gerührt werden sollte. Außer ein paar Besprechungen und einigen Memos hatte Michaels bisher noch nicht mit ihr zu tun gehabt.

»Was ist denn passiert?«

»Vor ein paar Stunden haben nicht identifizierte Streitkräfte einen Zug in Pakistan überfallen, und zwar in der Nähe der Grenze zu Indien. Sie haben die Wachen getötet und den Zug in die Luft gesprengt. Der Zug transportierte eine Ladung höchst geheimer elektronischer Komponenten, die im Rahmen des pakistanischen Atombombenprogramms zum Einsatz kommen sollten.«

»Ich dachte, zwischen Pakistan und Indien bestünde ein Vertrag zur Bekämpfung der Proliferation von Nuklearnmaterial.«

»Das ist richtig, aber beide Länder scheren sich nicht darum. Die pakistanische Regierung ist überzeugt davon, dass es sich bei den terroristischen Angriffen um eine Spezialeinheit der indischen Armee handelt.«

»Haben sie irgendwelche Beweise?«

»Nicht ausreichend, um einen Krieg anzufangen. Noch nicht – aber sie gehen jeder Fährte nach.«

Michaels schaute auf das winzige Bild des Gesichts der Direktorin. »Bei allem Respekt, Madam, aber was haben wir damit zu tun? Sollte man nicht bei den Leuten vom Geheimdienst anklopfen?«

»Das wird bereits getan, aber wenn man ihnen und den Pakistani Glauben schenken will, gab es keinerlei Möglichkeit für irgendjemanden, über diesen Zug und seine Fracht Bescheid zu wissen. Die Terroristen hatten reichlich Zeit, sich im Hinterhalt zu verstecken, und die Pakistani sagen, dass dies unmöglich war.«

»Offensichtlich nicht«, erwiderte Michaels.

»Die Verbindungsperson zur CIA behauptet, dass nur vier Personen von diesem Transport und dieser Route wussten. Die Kisten trugen keinerlei Beschriftung, und die Arbeiter und das Zugpersonal, die beim Verladen des Materials eingesetzt worden waren, hatten keine Ahnung, was sie auf den Zug packten.«

»Vielleicht ein Zufall? Haben sie unter Umständen einfach irgendeinen Zug überfallen?«

»Neunzehn Züge sind in den vierundzwanzig Stunden vor dem Überfall an dieser Stelle vorbeigefahren. Nur dieser wurde zerstört, und nur dieser transportierte Güter von strategischer Bedeutung.«

»Dann hat jemand geplaudert.«

»Die Pakistani verneinen das. Niemand hatte auch nur die Möglichkeit dazu, nachdem die Operation angefangen hatte. Drei der vier, die Bescheid wussten, waren die ganze Zeit zusammen. Die vierte Person – bei der es sich um den Chef der pakistanischen Geheimpolizei handelt – kam erst eine Stunde vor dem Überfall dazu, die Computernachricht zu dechiffrieren, die von diesem Transport unterrichtete. Aufgrund eines Computerversagens in seinem Büro funktionierte die an ihn gerichtete Nachrichtenübermittlung mit Verspätung. Selbst wenn er hätte plaudern wollen, es wäre nicht genug Zeit geblieben.«

»Dann hat jemand die Nachricht abgefangen und den Verschlüsselungscode geknackt«, sagte Michaels.

»Deshalb geht uns diese Geschichte etwas an«, erwiderte sie. »Die Sicherheitsverschlüsselung war angeblich absolut sicher, eine faktorierte Nummer, Hunderte von Ziffern lang. Laut CIA würde ein SuperCray-Computer bei ununterbrochener Arbeit etwa eine Million Jahre brauchen, um den Code zu knacken.«

Fantastisch, dachte Michaels. »Ich werde meine Leute veranlassen, sich mit der Angelegenheit zu befassen.«

»Gut. Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Ihr Bild verschwand, als sie die Verbindung unterbrach.

Toni hatte zugehört und schüttelte den Kopf. »Nicht möglich.«

»Genau. Die schwierigen Dinge erledigen wir sofort. Die unmöglichen dauern etwas länger. Komm, wir schauen uns das Labyrinth an.«

»Willst du nicht Jay anrufen?«

»Das hat noch ein paar Minuten Zeit.«

2

*Freitag, 1. April 2011
London, England*

Der Kellner kam mit einem Bombay Gin Tonic und stellte ihn auf den Tisch neben den gut gepolsterten Ledersessel, in dem Lord Geoffrey Goswell saß und die *Times* las. Die japanischen Märkte gingen allmählich vor die Hunde, die amerikanische Börse blieb unverändert, und die Futures für Gold waren gestiegen.

Der Wetterbericht für London sagte Regen für den nächsten Morgen voraus.

Nichts, worüber man sich sorgen müsste.

Goswell sah auf. Ihm entging nicht, wie der Bedienstete einen Moment zögerte, um zu sehen, ob noch irgend etwas gewünscht würde. Mit einem militärischen Nicken entließ er den Kellner. »Danke, Paddington.«

»Milord.«

Der Kellner glitt geräuschlos davon. Das war wirklich ein guter Mann, der alte Paddington. Hier im Klub hatte er schon immer die Zeitung und die Drinks gebracht, und das seit mindestens dreißig, fünfunddreißig Jahren. Höflich war er und effizient, immer respektvoll und nie aufdringlich. Wenn doch alle Bediensteten nur halb so wohl-erzogen wären. Paddington war ein Mann, der zu Weihnachten ein reichliches Trinkgeld verdient hatte.

Ganz in der Nähe, nur durch einen dunklen und abgenutzten ovalen Orientteppich getrennt, räusperte sich Sir Harold Bellworth und stieß eine aromatische Wolke Rauch von seiner kubanischen Zigarre aus. Im Augenblick las er irgendein Käseblatt, die *Sun* oder die *New York Times* oder so etwas Ähnliches. Er lies die Zeitung sinken und schaute zu Goswell hinüber. »Kaum zu glauben, was der amerikanische Präsident heute wieder gesagt hat. Ich verstehe nicht, wie die da drüben sich diesen Unsinn gefallen lassen. Wenn unser Premierminister sich so etwas leisten würde, wäre er in kürzester Zeit seinen Job los, und das zu Recht.« Bellworth war zweiundachtzig – Schulabschluss 1947 – und damit acht Jahre älter als Goswell.

Goswell lächelte dem älteren Mann höflich zu. »Na ja, sie sind eben Amerikaner, nicht wahr?«

»Hm, ja, natürlich.« Eine Standardantwort, die so viele Fragen passend beantwortete. Es gab eben die britische Art, und dann waren da all die ... *anderen* Ansätze. Na ja, sie sind eben Amerikaner, nicht wahr? Oder Franzosen, Deutsche oder gar, um Himmels willen, Spanier. Was

konnte man sonst von Ausländern erwarten, außer dass sie die Dinge falsch angingen?

»Mmmph.« Harry hob die Zeitung und widmete sich wieder seiner Lektüre.

Goswell warf einen Blick auf die große runde Uhr über dem Bücherregal. Bereits halb sechs. Eigentlich sollte er Paddington Stephens rufen lassen, dachte er. Es würde eine langsame Fahrt bis zum Landsitz Yews werden, besonders am Freitagabend, wenn all die Proleten wegen des Wochenendes aus der Stadt strömten, aber da war nichts zu machen. Normalerweise wäre er bis Samstag im Portman House geblieben und hätte dann die gemächliche Fahrt zu seinem Landsitz in Sussex genossen, aber dieser Wissenschaftler, der für ihn arbeitete, Peter Bascomb-Coombs, kam heute um halb neun zum Abendessen. Also musste er sich jetzt auf den Weg machen. Bei diesem Verkehr würde Goswell Glück haben, wenn er es rechtzeitig schaffte. Er faltete den Finanzteil zusammen und legte ihn neben den Gin Tonic, hob das Glas und trank einen langen Schluck. Dann stellte er das Glas wieder hin.

Einen Augenblick später erschien ohne besondere Aufforderung Paddington. »Milord?«

»Paddington, richten Sie doch Stephens aus, er soll mit dem Wagen vorfahren.«

»Natürlich, Milord. Vielleicht ein wenig Tee und ein paar Brote für die Reise?«

»Nein, ich werde zu Abend essen, wenn wir auf dem Land ankommen.« Mit einer Hand winkte er den Bediensteten hinweg.

Paddington machte sich auf die Suche nach dem Chauffeur. Goswell stand auf, zog seine Uhr aus der Westentasche und verglich die Zeit mit der der Klubuhr.

Harry schaute wieder von seiner Zeitung hoch. »Geht es jetzt nach Hause?«

»Ja, habe ein Treffen mit meinen Wissenschaftlern draußen im Landhaus.«

»Wissenschaftlern.« Harry betonte das Wort in der gleichen Weise, in der er wohl »Diebe« oder »Huren« gesagt hätte. Er schüttelte den Kopf. »Dann gute Fahrt. Ach ja, haben Sie diese verdammte Eibe hinter dem Gewächshaus endlich gefällt?«

»Natürlich nicht. Ich denke, es wird jetzt nicht mehr allzu lange dauern, bis ich ihre Wurzeln mit Ihnen düngen kann.«

Harry gab ein keuchendes Raucherlachen von sich. »Ich werde noch auf Ihrem Grab tanzen, Sie junger Spund. Und mir die Hände wärmen, wenn die verdammte Eibe bei mir im Kamin verbrennt.«

Die beiden Männer lächelten. Es war ein alter Witz. Eiben wurden oft auf Friedhöfen gepflanzt, und da sie an solchen Orten besonders gut zu gedeihen schienen, nahm man an, dass die Mineralien der verwesenden Körper gut für die Wurzeln der Bäume seien. Die große Eibe hinter dem Gewächshaus auf Goswells Landsitz war fast dreißig Meter hoch und sicherlich vierhundert Jahre alt. Seit Jahren drohte er Harry damit, ihre Wurzeln mit seinen Überresten zu düngen.

Noch einmal schaute er auf seine Uhr. Sie ging etwa eine Minute vor, aber das war genau genug. Es war eine goldene Waltham, nicht besonders wertvoll, aber sie hatte seinem Onkel Patrick gehört, der während der Luftangriffe auf London im Zweiten Weltkrieg umgekommen war. Er war also noch ein Junge gewesen, als sie in seinen Besitz übergegangen war. Natürlich hatte er bessere Zeitmesser, die äußerst genau gingen, Rolex und Cartiers und eine Reihe von handgearbeiteten Dingen aus der Schweiz, die so viel kosteten wie ein neues Auto. Die Waltham war ein simples Gerät. Sie zeigte kein Datum an, man konnte keine Börsennachrichten auf ihr ablesen und sie

auch nicht ans Ohr halten und als Telefon benutzen. Sie war einfach eine Uhr, und irgendwie gefiel ihm das.

Er steckte die Waltham in die Westentasche zurück und machte sich auf den Weg zur Tür. Wenn er am Straßenausgang ankam, würde Stephens bereits mit dem 54er Bentley auf ihn warten. Der Bentley gefiel ihm besser als der Rolls. Im Grunde handelte es sich um das gleiche Fahrzeug, doch ohne den protzigen Kühlergrill. Protzen war nicht gerade etwas, das einem Gentleman zu Gesicht stand, also wirklich!

Auf dem Weg aus der Stadt würde er sich die Nachrichten auf BBC anhören. Mal sehen, ob die Einheimischen in Indien und Pakistan bereits damit begonnen hatten, aufeinander zu schießen, aufgrund des kleinen... Unterhaltungsbeitrags, den er inszeniert hatte. Es wäre doch zu schön, wenn sie sich gegenseitig in die Zeit des alten indischen Reiches zurückbomben würden. Dann müsste das britische Empire wieder kommen und ihnen ein weiteres Mal den Weg zur Zivilisation zeigen.

Das wäre nur gerecht, oder nicht?

Freitag, 1. April 2011

Irgendwo im britischen Herrschaftsbereich – Indien

Jay Gridley surfte im Netz, ein alles überschauender Herrscher.

In diesem Augenblick befand er sich in der VR – der Virtuellen Realität –, und zwar in einem Szenario, das er speziell für den neuen Auftrag entwickelt hatte. Wegen dieses Auftrags hatte ihn Alex Michaels angerufen. In der RW – der Realen Welt – saß er an seiner Computerkonsole im Hauptquartier von Net Force in Quantico, Bundesstaat Virginia. Seine Augen und Ohren waren mit Sensoren versiegelt, die Hände und die Brust so verkabelt, dass auch seine kleinsten Bewegungen in Kontrollimpulse

umgesetzt werden konnten. Aber in der VR trug Jay einen Tropenhelm, Khakishorts, ein gestärktes Khakihemd, Kniesocken und robuste Wanderschuhe und hatte einen Webley Mark III 38er-Revolver um die Hüfte geschnallt. Er saß auf dem Rücken eines indischen Elefanten in einer *Howdah*, neben dem örtlichen Radscha. Von oben wurden sie von der Nachmittagssonne gebraten, die Menschen, Tiere und Pflanzen gleichermaßen mit ihrer erdrückenden Hitze ergriff. Vor ihnen liefen braunhäutige Einheimische in Lendentüchern, die mit Stöcken auf Metallteller schlugen, mit Steinen in Dosen rasselten und laut sangen, um den Tiger, der im fast mannshohen Gras versteckt sein konnte, aufzuscheuchen und zu vertreiben.

Jay lächelte über das Bild. Man konnte es nicht gerade als politisch korrekt bezeichnen, aber darüber machte er sich keine Sorgen. Während er mit diesem Szenario spielte, war es sehr unwahrscheinlich, dass ihm ein Bekannter über den Weg laufen würde. Außerdem war er schließlich zur Hälfte Thai. Vor langer Zeit wäre wohl einer *seiner* Urgroßväter oder -onkels barfuß da unten im Gras dabei gewesen. Damals hatte das Land noch Siam geheißen, und sein Vorfahre hätte viel Lärm gemacht und zu einer Reihe von Göttern gebetet, damit der Tiger in die andere Richtung lief. Wenn man genau darüber nachdachte, war es wohl besser, sich im Schatten einer kleinen Hütte oben auf dem Rücken eines über drei Meter hohen Elefanten zu befinden, mit einer Doppelflinte vom Typ Nitro Express neben sich, als unten auf dem Boden mit einem Stock auf einen Teller zu schlagen. Außerdem gab es hier oben noch ein weiteres Detail: der kleine Junge am anderen Ende des Elefantenrumpfes, der mit einem langen Stock einen Fächer bewegte, um ihm und dem Radscha einen zwar warmen, aber dennoch angenehmen Luftzug zu verschaffen.

Alles erste Klasse. So wie es sich für eine Reise gehörte.

Eigentlich war Jay auf der Jagd nach Informationen, aber die Eingabe von Suchbefehlen per Tastatur oder Stimmkommando nach kodierten, binären Hex-Paketen machte längst nicht so viel Spaß wie das Aufspüren eines menschenfressenden bengalischen Tigers.

Natürlich hatten sie den großen Tiger noch nicht *gesehen*, obwohl die Treiber schon, relativ gesprochen, sehr lange schlugen und rasselten. Der Radscha entschuldigte sich. »Es tut mir wirklich Leid, Sahib«, wiederholte er immer wieder untröstlich, aber es war nicht seine Schuld. Man konnte die Dinge nicht herbeizaubern, wenn sie nicht da waren.

Es gab kleinere Tiere, die vor den Jägern davonzogen. Jay hatte reichlich Wild gesehen, Rehe, Wildschweine, verschiedene schnell flüchtende Schlangen, auch ein paar drei Meter lange Riesenschlangen, sogar einen jungen Tiger – aber nicht die große Raubkatze, die er hier zu finden hoffte. Der Tiger war aufgetaucht und wieder verschwunden – vielleicht hell aufleuchtend, aber ganz sicher ohne irgendwelche sichtbaren Spuren zu hinterlassen –, hatte seine Beute ausgeweidet und sich wieder davongemacht. In diesem Fall war die virtuelle Beute eine Ziege, die sich in einem Käfig aus Edelstahl und Titan befand, mit Gitterstäben, die so dick wie die Oberschenkel eines Bodybuilders waren. Selbst ein Tyrannosaurier hätte diese Gitterstäbe nicht durchbeißen können, auch dann nicht, wenn seine Riesenbeißer aus Diamanten wären. Die Ziege – in Wirklichkeit eine verschlüsselte Datei mit der Zeit, dem Ort und den anderen Details eines Zugtransports in Pakistan früh am heutigen Morgen – hätte eigentlich gegen alle Monster gefeiert sein sollen. Trotzdem hatte *irgendetwas* die Gitterstäbe aufgerissen, als ob sie weich gekochte Nudeln wären, war hinein gelangt, und dann war es um die Ziege geschehen.

Zuerst hatte Jay es nicht glauben wollen. Sicherlich

war es jemandem gelungen, sich eine Kopie des Schlüsselcodes zu besorgen. Aber nachdem er sich den Käfig – die mathematische Verschlüsselung – angesehen hatte, war ihm klar geworden, dass er gewaltsam geöffnet worden war, ohne dass der entsprechende Schlüssel benutzt worden war. Dies war nicht die DES-Verschlüsselung irgendeines Halbwüchsigen, der sie einsetzte, um Pornodateien vor seinen Eltern zu verstecken. Es handelte sich um regelrechte militärische Verschlüsselungen. Zwar waren auch sie auf lange Sicht nicht unknackbar, aber wer immer sich mit ihnen auseinander gesetzt hatte, der hatte sie innerhalb von *Stunden* entschlüsselt.

Das war ganz einfach nicht möglich. Kein Computer auf Erden war dazu in der Lage. Vielleicht würde ein Dutzend parallel geschalteter SuperCray-Computer es in, na, sagen wir zehntausend Jahren schaffen, aber in den wenigen Stunden seit Verschicken der Nachricht und ihrer Aufschlüsselung konnte es unmöglich geschehen. Punkt. Ende der Geschichte. Komm, ich erzähl dir eine andere ...

Jay nahm seinen Tropenhelm ab und wischte sich mit einem Arm den Schweiß von der Stirn. Heiß war es hier im Pandschab, und trotz des Schattens hatte die kleine Elefantenhütte keine Klimaanlage. Natürlich hätte er so etwas im Design einplanen können, aber was sollte das? Jeder Idiot brachte es fertig, ein kunterbuntes Szenario voller Anachronismen zusammenzuschustern; wahre Künstler mussten sich an einen gewissen Grad von Reinheit halten. Zumindest ab und zu mussten sie so vorgehen, um zu beweisen, dass sie noch dazu fähig waren.

Wie hätte dieser Einbruch durchgeführt werden können? Es wäre nicht gegangen – wenigstens nicht mit den physikalischen Gesetzen, die *ihm* bekannt waren.

Es erinnerte ihn an die alte Geschichte aus den Anfangstagen der Luftfahrt. Einige Ingenieure hatten Studien an Bienen vorgenommen. Basierend auf den Ober-

flächenausmaßen der Flügel der Bienen, dem Gewicht und der Form des Insekts und der Muskelmenge und Kraft, die dem Tier zur Verfügung standen, hatten sie nach vielen Berechnungen und Zeichnungen entschieden, dass es schlechthin unmöglich war, dass ein solches Geschöpf fliegen konnte.

Bzzzzt! Komisch, da flog schon wieder eine ...

Es war sicherlich schrecklich frustrierend gewesen, auf ein Papier zu schauen, das angefüllt war mit präzisen mathematischen Berechnungen von Luftstrom, Auftrieb und Widerstand, folglich zu *wissen*, dass Bienen nicht fliegen konnten – und ihnen dann zusehen zu müssen, wie sie von Blume zu Blume flitzten, unbeeindruckt von der Überzeugung der Menschen, dass sie dazu eigentlich gar nicht imstande waren.

Die offensichtliche Folgerung daraus war, dass den Forschern irgendetwas entgangen war. Sie kehrten zu ihren hölzernen Rechenstäben und Bleistiftstummeln zurück, machten sich neue Anmerkungen, bekritzelten Dutzende von Notizblöcken und kamen schließlich dahinter, wie die Synergie des Bienenfluges funktionierte.

Wenn man die Antwort hatte, sollte man es verdammt noch mal zumindest schaffen, die Frage zu formulieren. Bienen waren seit Millionen von Jahren ihre Runden geflogen, trotz der gegenteiligen Meinung, die sich irgendjemand dazu gebildet hatte, und das musste ganz einfach mit berücksichtigt werden ...

Hier gab es also eine Datei, deren Schlüssel nicht gewaltsam gefunden werden konnte. Dennoch war die Datei geknackt worden wie eine Eierschale in der Hand eines Giganten. Was hatte Sherlock Holmes gesagt? »Nach der Eliminierung des Unmöglichen muss das, was bleibt, so unwahrscheinlich es sein mag, die Wahrheit sein.«

Dieser Einbruch hätte mit keiner der Methoden durchgeführt werden können, die Jay kannte. Und ließ man

einmal die Bescheidenheit beiseite, gehörte er zu den Besten, wenn es um Computertricks ging. Doch da es *getan* worden war, musste es da draußen im hohen Gras einen neuen Tiger geben. Er musste nur noch entdecken, wie er aussah, ihn ausfindig machen und fangen. Ohne gefressen zu werden.

Wieder grinste er still vor sich hin. Das ließ ihn an eine andere Jägerweisheit denken. Das Rezept für Haseneintopf? Zuerst fängt man einen Hasen ...

*Freitag, 1. April 2011
Stonewall Fiat, Nevada*

Michail Rushjo blinzelte in die Wüstensonne. Eigentlich war er ziemlich hellhäutig, doch seit seinem Umzug hierher war er allmählich brauner geworden, und inzwischen hatte seine Haut die Farbe guten Holsterleders angenommen. Markante Linien liefen durch sein Gesicht und auf seinen nackten Armen standen die Venen hervor. Noch waren die Tage in Nevada nicht so heiß wie in ein paar Monaten. Nachts wurde es immer noch ziemlich kühl, doch ihm war es warm genug. Er stand vor dem kleinen Wohnwagen der Marke Airstream und fühlte, wie der heiße Wind über ihm spielte. Den Wohnwagen hatte er selbst bis zu diesem zwei Hektar großen Grundstück aus Sand und Gestrüpp gebracht, das er gekauft hatte. Hier war er ziemlich allein. Nur auf einem einzigen der anderen Zwei-Hektar-Landsitze im Umkreis von zwei Kilometern stand ein Gebäude, und das war eine grüne halbkugelförmige Plastikkonstruktion. Unten war es abgesetzt mit Aluminiumfolie, innen angefüllt mit Paketen von gefriergetrockneten Lebensmitteln, wie sie von Campern und Bergsteigern benutzt werden.

Wenige Stunden nach seiner Ankunft hatte Rushjo das einfache Schloss der Zeltkonstruktion mit einem Dietrich

geöffnet und sich in Ruhe umgesehen. Alle zwei Monate kam ein alter Mann mit einem großen GMC-Lastwagen vor dem Zelt vorgefahren, lud weitere Pakete mit gefriergetrockneten Lebensmitteln von der Ladefläche ab und verstaute sie im Zeltbau. Dann schloss er ab und fuhr wieder weg. Rushjo fragte sich, warum der alte Mann dieses Zeug hierher transportierte. Lagerte er es aus Angst vor irgendeiner künftigen Katastrophe hier? Erwartete er einen Krieg? Oder eine Seuche? Oder war es Teil einer kommerziellen Unternehmung?

Manchmal war es schwierig, die Motive der Amerikaner einzuordnen. Zu Hause in Tschetschenien, selbst in Russland hatte er nie gesehen, dass alte Männer solche Lebensmittel horteten. Natürlich konnte es sein, dass die Leute daheim es nicht für nötig erachteten, diese Art von Dingen anzuhäufen. Oder dass es sie gar nicht zu kaufen gab.

Innerlich zuckte Rushjo mit den Achseln. Letztendlich war es nicht wichtig. Der Zeltbau war das einzige Gebäude in der näheren Umgebung. Das nächste Haus war eine Blockhütte in der Nähe des kleinen Flusses, dessen Bett den größten Teil des Jahres über trocken blieb. Sie lag fast fünf Kilometer entfernt, gehörte einer Methodistenkirche und war seit der Ankunft Rushjos erst dreimal von Campern benutzt worden, doch nie länger als zwei Nächte hintereinander. Keiner der Camper war so weit in seine Richtung vorgestoßen, dass er mit ihm gesprochen hätte.

Für diese Einsamkeit war er dankbar. Seit er sich von seiner Arbeit als Berufskiller zur Ruhe gesetzt hatte, fand er selten Gelegenheit, auch nur mit anderen Menschen zu sprechen, ganz davon zu schweigen, sie zu töten. Auf sein Geld bei der Bank hatte er mit einer Computerkarte problemlos Zugriff. Etwa einmal in der Woche machte er die fast zwei Stunden dauernde Fahrt in die Stadt und kaufte in einem der großen Supermärkte ein. Nicht einmal mit

den Kassierern wechselte er ein Wort. Dann hielt er an der Tankstelle, tankte voll und fuhr nach Hause. Er kam an Death Valley im Westen vorbei, verließ den Highway und gelangte schließlich auf einer Sandpiste zu seinem Wohnwagen. Die nächste Stadt, wenn man sie so nennen konnte, hieß Scotty's Junction. Im Osten befand sich das große Gelände eines militärischen Schießstandes.

Rushjo hatte sein Fahrzeug mit Bargeld bezahlt. Der Dodge SUV war gebraucht, aber noch nicht zu alt. Das Gleiche galt für den Wohnwagen und sowohl das Auto wie auch den Wohnwagen hatte er in den von Privatleuten aufgegebenen Kleinanzeigen einer Zeitung aus Las Vegas gefunden. Beim Landkauf hatte er einen seiner sicheren Namen benutzt. Um unnötiges Aufsehen zu vermeiden, hatte er dem Verkäufer eine größere Summe angezahlt. Wie allgemein üblich, ließ er die restlichen Raten per Dauerauftrag jeweils zum Monatsersten überweisen. Noch unauffälliger konnte man sich kaum benehmen.

Der Wohnwagen hatte einen Generator und Batterien, sogar eine Klimaanlage, die er allerdings selten einschaltete. Ihm gefiel die Hitze.

Zwar konnte er nicht behaupten, dass er glücklich war – Glück kannte er nicht mehr, seit Anna an Krebs gestorben war, und er erwartete auch nicht, jemals wieder glücklich zu sein. Dennoch war er relativ zufrieden. Sein Leben war einfach, seine Bedürfnisse eingeschränkt. Das umfassendste Projekt in dieser Lebensphase bestand für ihn darin, sein Grundstück mit einer Mauer aus natürlichen Steinen zu umgeben. Das konnte gut und gerne zehn Jahre in Anspruch nehmen, doch daran störte er sich nicht.

Zumindest war er bis zum heutigen Tag zufrieden gewesen. Doch als er das steinige Gelände, den Staub und die in der Hitze flimmernden Hügel in der Ferne mit den Augen absuchte, wusste er, dass irgendetwas nicht stimmte.

Es gab keine sichtbaren Zeichen, die ihm verrieten, wo das Problem lag. Über ihn waren keine Hubschrauber hinweggeflogen, keine Staubwolken verrieten Fahrzeuge, die sich heimlich zu nähern versuchten. Er hob das starke Fernglas an die Augen und drehte sich langsam im Kreis, um alle Einzelheiten der ihn umgebenden Landschaft zu erfassen. Seine zwei Hektar lagen auf einer Anhöhe, und von dieser etwas erhöhten Warte hatte er eine exzellente Aussicht auf die sich unter ihm ausbreitende Umgebung. Er konnte den Zeltbau des alten Mannes von der Tür seines Wohnwagens beobachten, aber dort tat sich nichts.

Langsam schritt er ein paar Meter die leichte Steigung hinter seinem Wohnwagen hinauf, bis er das Dach der Blockhütte der Methodisten und das trockene Flussbett erkennen konnte. Auch dort rührte sich nichts.

Er ließ das Fernglas sinken. Nichts zu sehen, kein Grund zur Beunruhigung, und doch hatte er dieses Gefühl im Bauch, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Er ging zum Wohnwagen zurück. Unter dem Boden des Badezimmers hatte er eine flache Kiste mit Waffen versteckt. Vielleicht war es an der Zeit, sie herauszuholen und griffbereit zu halten?

Nein. Noch nicht, entschied er. Es gab nichts, worauf er schießen könnte. Möglicherweise täuschte er sich; vielleicht war das mulmige Gefühl im Magen auf ein schlecht verdautes Mahl oder eine Darminfektion zurückzuführen.

Bei diesem Gedanken lächelte er grimmig vor sich hin. Er hätte in diesem Geschäft nicht so lange überlebt, wenn er sich nicht auf solche Intuitionen verlassen hätte. Zu seinen besten Zeiten hatte er sich immer wie eine Kakerlake verhalten, die mitten in der Nacht ein unerwarteter Lichtstrahl trifft: zuerst rennen und dann überlegen. Diese Einstellung hatte ihn am Leben erhalten, während viele Berufskollegen längst tot waren. Im Lau-

fe der Jahre hatte er gelernt, sich auf sein Gefühl zu verlassen. Irgendetwas war mit Sicherheit nicht in Ordnung. Was es auch sein mochte, früher oder später würde es sich bemerkbar machen. Dann würde er sich damit auseinander setzen.

Er stieg in den Wohnwagen.

3

*Samstag, 2. April 2011
Las Vegas, Nevada*

Auf Colonel John Howard, den kommandierenden Offizier des militärischen Flügels der Net Force, warteten bei seiner Ankunft am Flughafen gleich zwei Überraschungen. Er stieg aus einem der ehemals für Geschäftsleute gebauten und erst kürzlich hergerichteten Lear-Jets, die immer noch für Kurzflüge im Inland eingesetzt wurden. Die erste Überraschung bestand darin, dass die Abteilung für taktische Satellitenoperationen der US Army – kurz USAT oder manchmal umgangssprachlich auch ›Großer Schieler‹ genannt – definitiv die Identität der Zielperson bestätigt hatte. Es war eindeutig der Mann, der von der Net Force gesucht wurde.

Das war nicht allzu erstaunlich, denn die Net Force hatte bereits vermutet, dass er sich dort aufhielt. Sonst hätten sie die USAT nicht gebeten, eine Satellitenroute so einzurichten, dass der Mann identifiziert werden konnte. Trotzdem war es natürlich beruhigend, die Information bestätigt zu sehen.

Die zweite Überraschung war fast ein Schock. Howard sollte befördert werden.

Der militärische Rang war eine merkwürdige Angele-

genheit bei der Net Force. Nach offizieller Version waren alle Offiziere und Soldaten unter seinem Kommando der amerikanischen Nationalgarde *zur Verfügung gestellt*, unabhängig davon, in welcher Abteilung sie vorher tätig gewesen waren. Dies war eine Organisation, die nur als Name existierte und von der Bürokratie benutzt wurde, um die Soldaten irgendwo einzuordnen. In Wirklichkeit bestand keinerlei Verbindung zur Nationalgarde oder zur Army. In erster Linie existierte diese Konstellation, weil der Einsatz militärischer Truppen in zivilen Situationen innerhalb Amerikas normalerweise nicht erlaubt war. Ein weiterer Grund waren irgendwelche merkwürdigen neuen Steuergesetze, die er nicht verstand, die sein Boss nicht verstand und dessen Buchhalter genauso wenig, die aber berücksichtigt werden mussten.

Deshalb waren die Offiziersränge bei der Net Force mehr oder weniger eingefroren. Als kommandierender Offizier konnte er Rekruten befördern, aber nur bis zu Unteroffizieren. Howard wusste, dass er bei der regulären Armee hätte bleiben können. Auch in Friedenszeiten wäre es ihm gelungen, sich schließlich mit ein oder zwei Dienstgraden über seinem jetzigen Rang zur Ruhe zu setzen. Es half ein wenig, dass er Afroamerikaner war. Glücklicherweise gab es genügend liberale Weiße mit einer ausreichenden Portion von Schuldgefühlen, sodass er zum Ausgleich ab und zu bevorzugt wurde. Als er sich offiziell bei der Armee in den Ruhestand hatte setzen lassen und zur Net Force gegangen war, hatte er nicht erwartet, dort mehr als Colonel zu werden. Doch bei der Net Force wurde erheblich mehr gezahlt. Außerdem – und darauf kam es ihm an – standen die Chancen für einen richtigen Einsatz wesentlich besser. Sein direkter Vorgesetzter war Zivilist, folglich war er der einzige militärische Angestellte höheren Ranges.

Julio Fernandez, seine rechte Hand bei der Net Force

und schon lange Zeit vorher, überbrachte ihm die Neuigkeiten mit unverhohlener Freude.

»Können Sie das wiederholen, Sergeant?«, bat Howard.

Fernandez stand im Schatten des Sonnendachs am Zugang des Privathangars. Grinsend fragte er: »Welchen Teil hat der Colonel nicht verstanden, Sir?«

»Lassen Sie es mich anders formulieren – und dabei möchte ich mich kurz fassen, denn es wird schon recht warm hier draußen: Wovon zum Teufel reden Sie überhaupt?«

Inzwischen marschierten sie Seite an Seite zum Hangar hinüber.

Fernandez lachte. »Nun, man munkelt, dass der Colonel bis Ende April zum Brigadier befördert werden soll – das ist ein Rang über dem Colonel und ein Rang unter dem Major General, Sir, in diesem verdammten Nationalgarderegiment, in das Sie mich mitgeschleppt haben.«

»Dabei habe ich Ihnen die Pistole an den Kopf gehalten, nicht wahr?«

»Wenn ich mich recht erinnere – genauso war es, Sir.«

Howard lächelte. »Nun sagen Sie schon, Julio, wovon reden Sie? Ich habe keine Silbe von einer Beförderung vernommen, kein noch so leises Wispern.« Er versuchte, seine Aufregung nicht allzu deutlich zu zeigen. Fernandez konnte witzig sein, doch er würde niemals über so etwas Spaß machen. Natürlich hatte Howard immer General werden wollen, diese Hoffnung aber eigentlich aufgegeben, nachdem er die reguläre Armee verlassen hatte.

»Das liegt daran, dass Sie nicht mit der schönsten und intelligentesten Frau der westlichen Hemisphäre – und wahrscheinlich auch der östlichen – verlobt sind, John. Eine Frau, die einen Computer je nach Laune dazu bringt zu singen, zu tanzen oder einen Salto rückwärts zu machen, ohne sich allzu sehr dabei anzustrengen. Ich habe den Antrag selbst gesehen, und es ist schon ganz offiziell.«

Trotz des plötzlichen Adrenalinstoßes sagte Howard: »Lieutenant Winthrop schnüffelt doch wohl nicht in solchen Unterlagen herum, oder?«

Fernandez öffnete die Hände, spreizte die Finger und hielt sie in einer hilflosen Geste nach oben. »Was soll ich denn machen? Ich bin nur ein einfacher Sergeant, sie ist meine Vorgesetzte. Was ich über Computer weiß, können Sie in ihr Ohr packen, dann bleibt Ihnen noch Platz für Ihren Finger. Außerdem ist es doch idiotisch, zum besten Computerteam der Welt zu gehören, wenn man sich nicht einmal ein wenig dort umsehen kann, wo man gern möchte. Es stimmt wirklich. Herzlichen Glückwunsch, John.«

»Danke, aber ich glaube es erst, wenn ich es schwarz auf weiß vor mir sehe.« Dennoch genoss er diesen Augenblick. *General* Howard. Das hörte sich richtig gut an.

Fernandez lachte leise glucksend, weil er seine Gedanken erriet.

Howard kam zu sich und ließ seine Aufregung und seinen Stolz ein wenig abkühlen. »Wie geht es denn Joanna?«

»So schwanger wie ein überfüllter Kreißsaal. Und das Baby kommt erst im September. Wenn ich ehrlich bin, muss ich gestehen, dass ich die Zeit bis dahin wohl nicht überleben werde. In einem Moment bin ich ihr Engel und kann überhaupt nichts falsch machen, und im nächsten Augenblick will sie mir den Kopf abreißen, weil ich zu laut atme. Zu Kartoffelpüree isst sie Ketchup, und auf ihr Eis streut sie sich Salz. Pro Tag geht sie mindestens neun- undvierzigmal pinkeln.«

Howard lachte. »Das geschieht Ihnen recht. Wann werden Sie denn endlich eine ehrbare Frau aus ihr machen?«

»Am ersten Juni, laut neuesten Informationen. Eigentlich würde sie lieber noch ein Jahr warten, weil es angeblich so lange dauert, eine Hochzeit vorzubereiten. Doch das macht wenig Sinn. Da das also nicht geht, will sie hei-

raten, bevor das Kind zur Welt kommt. Außerdem will sie bei der Trauung nicht aussehen wie eine trächtige Zuchtsau, also muss es so bald wie möglich geschehen. Meine Entscheidung ist es jedenfalls nicht, ich bin nur der Bräutigam.«

»Hochzeiten und Schwangerschaften sind eben so, Julio.«

»Den Trauzeugen darf ich allerdings auswählen. Haben Sie Interesse an dem Job?«

Howard nickte. »Sie glauben doch nicht im Ernst, dass ich es mir entgehen lasse, wenn der berühmte Sergeant Julio Fernandez den Bund fürs Leben schließt? Wissen Sie schon, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird?«

»Ein Junge.« Er grinste.

»Und einen Namen haben Sie auch schon ausgesucht?«

»Fünf: Julio Garcia Edmund Howard Fernandez.«

Howard hielt inne und sah seinem Freund in die Augen. »Ich fühle mich geehrt.«

»Nicht meine Schuld, wenden Sie sich an Joanna. Da sind auch noch ein paar Großväter mit von der Partie. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich ihn einfach Bud genannt, das hätte auch genügt. Außerdem werden Sie Taufpate – auch eine von Joannas verrückten Ideen.«

Howard lächelte. Bei der Hochzeit seines besten Freundes würde er Trauzeuge sein, bei der Taufe von dessen Sohn, der unter anderem seinen Namen trug, Pate, und außerdem würde er in der Armee der Net Force zum General befördert werden. So etwas passierte nicht alle Tage gleichzeitig. »Schade, dass ich Ihnen die gute Stimmung verderben muss, aber was macht eigentlich unser Flüchtling?«

»Sie werden es nicht schaffen, mir die Stimmung zu verderben, Sir. Er lebt in einem Wohnwagen mitten in der Wüste, ganz allein. Hat noch nicht einmal einen Hund. Sein einziger Ehrgeiz scheint zu sein, eine Steinmauer

entlang der Grenzen seines Grundstücks anzulegen. Er hält sich völlig zurück, trifft niemanden, spricht mit niemandem, jedenfalls soweit wir feststellen können. Häuft nur die Wüstensteine aufeinander. Man kann kaum glauben, dass er früher Berufsskiller für Spetsnaz war und vierundvierzig bestätigte Morde auf seinem Konto hat.«

»Wenn man Wladimir Plechanow Glauben schenken darf – und die Verhörspezialisten tun das –, dann ist Michail Rushjo ein Mann, dessen Fähigkeiten über das Aufschichten von Steinen in der Wüste hinausgehen. Wir wollen diese Angelegenheit vorschriftsmäßig erledigen, so sauber wie möglich. Beim Einsammeln werden wir behutsam genug vorgehen, damit er am Leben bleibt. Schließlich soll er uns noch ein paar Fragen beantworten.«

»Kein Problem. Wahrscheinlich ein Spaziergang. Aber eigentlich hatte ich gedacht, dass die Russen heutzutage unsere Freunde wären.«

»Das würde ich für einen spöttischen Kommentar halten, Sergeant. Sie wissen genauso gut wie ich, dass es uns umso besser geht, je mehr wir über unsere Freunde wissen.«

»Amen.«

»Also dann, lassen Sie uns sehen, was der große Schieler für uns hat.«

»Die Kommandozentrale ist der kühlsche Fleck, den ich finden konnte, General.«

»Lassen Sie uns mit der Beförderung warten, bis ich sie schriftlich vorliegen habe, Sergeant.« Howard grinste.

»Was ist denn so lustig, Sir?«

»Habe mir gerade vorgestellt, wie Sie als Lieutenant aussehen würden.«

»Das würden Sie nicht wagen!«

»Wenn ich erst einmal General bin, werden Sie auf mich hören müssen ...«

Der besorgte Ausdruck auf dem Gesicht von Fernandez war unbezahlbar.

*Samstag, 2. April 2011
Yews, Sussex, England*

Major Terrance Arthur Peel – oder ›Tap‹, wie ihn seine Freunde nannten – stand neben dem Gewächshaus hinter dem Hauptgebäude des Landsitzes von Lord Goswell. Er schaute zu, wie der zerbeulte schwarze Volvo langsam in den Hof fuhr. Die drei Hunde des Hausverwalters, zwei Collies und ein Elsässer, begannen zu bel-len.

Peel mochte Hunde. In der Wildnis hatte er lieber einen Hund bei sich im Zelt als das ausgefeilteste Alarmsystem. Ein Hund würde sich bemerkbar machen, wenn sich jemand näherte, und ein gut trainierter Hund konnte unterscheiden zwischen Freunden und Feinden. Außerdem würde er dem Feind an die Kehle gehen, wenn es ihm befohlen wurde. Im Gegensatz zu Menschen waren Hunde loyal.

Der Volvo blieb stehen und quietschend öffnete sich die Tür auf der rechten Seite. Heraus stieg ein großer, dünner Mann um die fünfzig mit grauen Haaren und deutlicher ethnischer Zugehörigkeit, als sein Name vermuten ließ: Peter Bascomb-Coombs hatte neben seiner Haken-nase auch einige jüdische Vorfahren. Peel hatte sich selbst davon überzeugt.

Zu einem teuren, eiskremfarbenen Anzug, der nicht besonders gut saß, trug Bascomb-Coombs ein gelbes Seidenhemd, eine blaue Krawatte und handgearbeitete, hellgraue italienische Lederschuhe. Sicherlich war nichts an seinem Aufzug billig. Allein die Schuhe mussten ihn dreibis vierhundert Pfund gekostet haben. Seine Lordschaft war nicht geizig bei seinen begünstigten Angestellten,

und Bascomb-Coombs stand eindeutig in seiner Gunst, ob er nun jüdische Vorfahren hatte oder nicht.

Eigentlich waren die Vorfahren des Wissenschaftlers unwichtig. Wichtig war das Gehirn dieses Mannes. Was immer er sonst sein mochte, Bascomb-Coombs war eindeutig ein hochintelligenter Zeitgenosse. Brillant, und als echtes Genie seinen Kollegen so weit voraus, dass er einem Einstein oder einem Hawking glich. Er war eine Klasse für sich – doch er schien nicht in der Lage zu sein, banale gesellschaftliche Vereinbarungen einzuhalten. Eigentlich hätte er am vorigen Abend zum Dinner kommen sollen, doch er hatte es ganz einfach falsch verstanden. Und selbst wenn er mit dem Tag richtig gelegen hätte, so war er immer noch eine halbe Stunde zu spät dran.

Das Stereotyp des zerstreuten Professors hatte mit Sicherheit ihre Ursachen in tatsächlichem Verhalten, wenn man Bascomb-Coombs als Beispiel nahm. Goswell selbst hatte angesichts des Versäumnisses nur den Kopf geschüttelt. Solche Dinge musste man in Kauf nehmen – was konnte man schon von der arbeitenden Klasse erwarten, ob es nun Genies waren oder nicht? Dumm war Goswell nicht, einmal abgesehen von seiner Manie mit dem britischen Empire. Natürlich wusste er genau, dass Bascomb-Coombs zu kostbar war, um ihn wegen eines verpassten Dinners zu verstoßen.

Grinsend rückte Peel die schwarze SIG 9mm im Galco-Holster an seiner rechten Seite zurecht. Wegen seiner Größe von einem Meter sechsundachtzig kaschierte die weiße Leinensportjacke aus der Savile Row seine Pistole völlig. Bei einem Gewicht von etwas über neunzig Kilo war er immer noch in bester Kampfverfassung. Natürlich würde der Lord nicht irgendeinen Gangster in Tarnuniform mit einer Maschinenpistole herumstehen und die Gäste bedrohen lassen. Obwohl Peel unter nebulösen Umständen aus dem Dienst Seiner Majestät ausgeschieden war, konn-

te man ihn als stattlichen, präsentierbaren Mann bezeichnen. Gutes Regiment, ausgezeichnete Schulen, auch mit fünfundvierzig noch fit, außerdem imstande, wenn nötig bei einem formellen Dinner die richtige Gabel auszuwählen. Ein gut erzogener, zivilisierter Mann, der mit den Reichen und Berühmten sprechen konnte, ohne aus der Rolle zu fallen. Inzwischen wäre er wohl zum Colonel befördert worden, wenn es nicht diese ... unangenehme Angelegenheit in Nordirland bei seinem letzten Dienstinsatz gegeben hätte. Verdammtes Land, und die Leute, die dort lebten, waren verdamnte Wilde.

Das kleine Sprechfunkgerät in seiner Jackentasche piepte. Wahrscheinlich Hawkins vom Eingangstor, der sich die Ankunft des Volvo am Hauptgebäude bestätigen lassen wollte. So konnte er sich vergewissern, dass keine Terroristen aus dem Kofferraum des Wagens gesprungen waren und Peel niedergeschossen hatten.

»G-1 hier. Paket angekommen?«

»Ankunft bestätigt, G-1. Hier am Haus sind wir grün.«

»Verstanden. Hier ist auch alles klar.«

Peel schaute auf seine Armbanduhr, eine Sonderstück der Special Forces, analog mit schwarzem Zifferblatt und in der Dunkelheit leuchtenden Tritiummarkierungen. Es war ein Abschiedsgeschenk seiner Männer gewesen, als er sich zur Ruhe gesetzt hatte. Keiner von ihnen hatte ihn gern gehen sehen. Der Rest der Sicherheitstruppe müsste sich bald melden, etwa in ... etwa jetzt...

»Patrouille R-1. Keine Aktivitäten hier.«

»Patrouille R-2. Hier stehen ein paar Kühe des dicken Herrn und kauen ihr Futter wieder. Ansonsten alles klar.«

»Patrouille Rover-3. Zaun ist klar von Zone 4 bis Zone 7.«

»Tor 2. Langweilig wie zu Weihnachten hier draußen.«

Nach jeder Nachricht bestätigte Peel die Durchgaben der Torposten und der patrouillierenden Wachen. Über

das gesamte Gelände hatte er zehn Männer verteilt, allesamt ehemalige Armeeangehörige. Zwar war das nicht einmal annähernd die ausreichende Sicherung, wenn es zu einem Schusswechsel kommen sollte, doch die Feinde Seiner Lordschaft gehörten nicht zu der Sorte, die Yews stürmen würden. Wahrscheinlicher war es, dass sie versuchten, ihn mit Obligationen oder Aktiengeschäften aufzuspießen.

Er grinste. Natürlich hatte Seine Lordschaft Feinde, die nicht wussten, dass sie auf *seiner* Liste standen, und ab und zu ... musste man sich um sie kümmern, logischerweise auf vorsichtige Art und Weise. Aus diesem Grund hatte Tap Peel den Dienst bei Seiner Lordschaft angetreten. Peels Vater und Lord Goswell waren Klassenkameraden in Oxford gewesen, und außerdem war es dem älteren Peel noch gelungen, selbst in den Adelsstand befördert zu werden, bevor er starb. Diese Dinge erledigte man in der Familie oder allerhöchstens unter alten Kameraden.

Im Norden sah es nach Regen aus. Angeblich hatte es heute auch in London geregnet. Den Pflanzen hier in der Gegend würde ein kleiner Schauer gut tun, aber seine Wachtposten würden sich sicher beschweren. Doch die Unbilden des Wetters gehörten zum Soldatenleben, oder etwa nicht? Wenn man Soldat wurde, galt das für Regen oder Sonne, Hitze oder Kälte – da gab es keine Ausnahmen. Er selbst hatte weiß Gott oft genug in strömendem Regen gestanden. Während ihm das Wasser den Kragen hinuntergelaufen war, verfluchte er die Offiziere, die ihn auf den jeweiligen Posten abgeordnet hatten.

Lächelnd dachte er daran, wie ausgezeichnet ihm das Soldatenleben gefiel. Schade, dass er im Augenblick nur diese Ersatzversion genießen konnte. Es sei denn, er entschloss sich, sich auf die Socken zu machen in irgendeine Republik der Dritten Welt, um sich dort als Söldner zu

verdingen. Wohl kaum. Zu Zeiten seines Großvaters war der Beruf eines Lohnsoldaten mehr oder weniger ehrenhaft gewesen. Aber heutzutage konnte jeder Idiot ohne militärische Ausbildung auf eine Annonce in einer amerikanischen Zeitschrift antworten. Und eben dieser Idiot könnte dann für seine Rückendeckung irgendwo im afrikanischen Dschungel verantwortlich sein. Besten Dank, kein Bedarf. Britische Streitkräfte waren sicherlich ein merkwürdiger Verein, doch grundsätzlich eine Klasse besser als Soldaten, die man über eine verdammte Zeitschriftenannonce fand.

Wahrscheinlich sollte er allmählich hineingehen. Das Abendessen würde bald beginnen und vorher gab es noch eine Runde Drinks. Bascomb-Coombs war einer von diesen Weißweinliebhabern und der Lord fand Nichttrinker ungemütlich. Also würde er sich einen kleinen Whisky genehmigen.

Seine Lordschaft hasste es, allein zu trinken.

Folglich konnte er sich zwei Finger Whisky eingießen, nicht mehr, damit er einen klaren Kopf behielt.

Wieder grinste er vor sich hin. Seine Wachen waren mit Sicherheit schon anstrengender gewesen.

4

*Samstag, 2. April 2011
Washington, D.C.*

Die Ausscheidungswettkämpfe für die nationale Bumerangmeisterschaft wurden auf dem neuen Sportgelände der Clinton High School ausgetragen. Schon seine Gegenwart bei den Wettkämpfen hatte bei Tyrone Howard für Aufregung gesorgt. Doch die Tatsache, dass er zu den

Teilnehmern gehörte, versetzte ihn regelrecht in Euphorie. Natürlich war es die Gruppe der Juniorenanfänger, und er nahm nur an einer einzigen Disziplin teil, der für Langzeitflug, wo es auf die maximale Flugzeit ankam. Dennoch war es ein fantastisches Gefühl. Schließlich beschäftigte er sich erst seit sechs Monaten ernsthaft mit dem Bumerangwerfen.

Neben Tyrone blickte sein bester Freund Jimmy-Joe durch dicke Brillengläser auf die Teilnehmer, die sich alle mit diversen Übungen warm machten. »He, meinst du nicht, dass das irgendwie gefährlich ist? Was geschieht, wenn dir so ein Ding an die Birne knallt? Das ist keine Virtuelle Realität, das ist echt!«

Jimmy-Joe war völlig auf die Virtuelle Realität abgefahren, genau wie Tyrone bis vor wenigen Monaten. Aber Tyrone glaubte, dass er auch mit diesem ... realen Zeug immer besser klarkam. Er hatte eine Woche dafür gebraucht, seinen Freund vom Computer weg und zu diesem Wettbewerb zu locken. Er sagte: »Dann fällst du um und wirst kurz drauf mit einer Beule auf dem Kopf wieder wach. Dein REM-Driver könnte auch mal Kurzschluss haben, dann würden deine Gehirnzellen angebraten, du Hinterwäldler.«

»Klar, mit Sicherheit. Trotz Dreifachsicherung und einem halben Milliamp Schutzfilter? Damit könnte man nicht mal Ameiseneier braten. Das ist was völlig anderes, als einen Stock auf den Kopf gehämmert zu bekommen.« Jimmy-Joe schüttelte den Kopf. Im Sonnenschein schimmerte seine Haut. Morgens auf dem Weg zum Schulbus musste er starke Sonnenschutzcrem auftragen. Ansonsten brauchte seine blasse Haut zwei Wochen Bräunung in der Sonne, um eine normal weiße Färbung anzunehmen. Ein ziemlicher Kontrast zu Tyrone, dessen kräftige Schokoladenfarbe auch dann nichts von ihrer Intensität verlor, wenn er das Haus kaum verließ. Doch in letzter

Zeit war eher das Gegenteil der Fall gewesen. Zwar war er ebenfalls ein hart gesottener Computerfreak gewesen, das war sicher. Gut war er auch gewesen, bis ihn die Geschichte mit Bella von der Virtuellen Realität in die Reale Welt befördert hatte. Von ihr verlassen zu werden hatte ihn hart getroffen. Sein dreizehntes Jahr war tatsächlich ein einziger Stress gewesen.

»In Ordnung, du hast mich bis hierher gelotst«, sagte Jimmy-Joe schließlich, nachdem von Tyrone keine Antwort kam. »Jetzt erklär mir mal, was hier abgeht. Worum geht es bei diesen Wirbelstöcken?«

Tyrone grinste. »Okay, grundsätzlich gibt es bei Bumerangs zwei verschiedene Typen. Die erste Variante ist ein Stock, der nach dem Wurf wieder zu dir zurückkommt. Auf dem Hinweg oder auf dem Rückweg kann er dabei diverse Tricks ausführen oder auch nicht, das hängt vom Typ ab. Dabei gibt es Modelle von der bananenförmigen Grundversion bis hin zu Dingern mit sechs oder acht Rotationsblättern wie bei einem Hubschrauber.

Der zweite Typ stammt von den Kriegsstöcken der australischen Ureinwohner ab, und er kommt nicht zurück. Er fliegt einfach immer weiter, bis er herunterfällt – oder den Kopf eines Gegners trifft. Ein Kriegsbumerang fliegt weiter als jeder andere Wurfgegenstand gleichen Gewichts. Bumerangs fliegen aufgrund von kreisendem Vorwärtsschieben, das durch asymmetrischen Auftrieb hervorgerufen wird. Der Auftrieb ist das Resultat der Rotation und der linearen Vorwärtsbewegung.«

»Unterbrich mal die Verschlüsselung der letzten Mitteilung, Partner! Sag es bitte in meiner Muttersprache.«

»Der Bumerang fliegt, weil er sich in einen Flügel verwandelt, während er sich dreht; er kommt zurück, weil der Winkel des Flügels an unterschiedlichen Orten unterschiedlich ist.«

Ein braunschwarzer Elsässer rannte vorbei, auf der Jagd nach einem Jackarang-Frisbee aus Hartsilikon.

Tyrone nahm seinen Rucksack ab und zog sein Basismodell von Wedderburn hervor. »Siehst du, wie die Kante auf der Innenseite von diesem Blatt angeschrägt ist? Aber auf dem anderen hat die Außenseite die Schräge, hier. Wenn der Bumerang sich in den Wind dreht, ist der Zug bei jeder Drehung anders. Also fängt das Ding an, eine Kurve zu fliegen. Du musst ihn mit der rechten Hand werfen, so.« Tyrone zeigte ihm den korrekten Griff, mit der konkaven Seite nach vorn und dem Ende nach oben. »Dann wird die Flugbahn immer flacher, und der Bumerang fliegt eine Linkskurve.«

Jimmy-Joe schaute auf den Bumerang. Wog ihn in der Hand. »Hm. Ich würde ein Programm schreiben, die Faktoren eingeben – Gewicht, Umdrehungen pro Minute, Geschwindigkeit, Aerodynamik, alles berücksichtigen –, und dann würde ich das Ding auch in der Virtuellen Realität zum Funktionieren bringen.«

»Willkommen in der Vergangenheit, Partner. Ernsthaftes Bumerangwerfen haben alle ihre eigenen Szenarien, seit den Zeiten vor Christus. Ich habe für jeden meiner Vögel die exakte Datenumgebung. Aber das Programm ist nur die Darstellung, diese Dinger hier sind das eigentlich Wahre.« Er öffnete den Rucksack, um seinem Freund die anderen Bumerangs zu zeigen. Außer den drei Klassikern hatte er drei extrem dünne und leichte MTA-Bumerangs, deren Blätter aus harz imprägniertem Leinen in Form eines L gebogen waren, um eine maximale Flugzeit zu erreichen. Sein Favorit war das Modell von Möller namens Indian Ocean. Dabei handelte es sich um ein Standardmodell aus Paxolin, mit dem er schon recht gut umgehen konnte.

Er zeigte auf den Möller. »Den werde ich beim Wettkampf einsetzen.«

»Hm. Hört sich nicht so schwer an wie DinoWarz.«

»Analoge Echtzeit ist anders als digitale, du Hinterwäldler. Wir reden hier von Muskelgedächtnis, Einschätzung der Windgeschwindigkeit und der Lufttemperatur, solche Sachen.«

Jimmy-Joe war nicht zu beeindrucken. »Das könnte ich alles mit einprogrammieren. In einem Durchgang.«

»Ja, aber du bist trotzdem nicht in der Lage, dort drüben hinzugehen und dieses Ding so zu werfen, dass es funktioniert.«

Mit dem Frisbee im Maul rannte der Hund zurück und ließ es vor den Füßen seines grünhaarigen, hoch gewachsenen Herrn fallen. Der grünhaarige Junge lobte die Hündin. »Gutes Mädchen, Cady! Fertig für den nächsten Wurf?«

Die Hündin bellte und sprang um ihn herum.

»Und bei welcher Wettbewerbsdisziplin machst du mit?«

»Maximale Flugzeit. Du wirfst, der Bumerang saust hoch und kommt zurück, und ein Turnierrichter stoppt die Zeit ab. Jeder hat einen Wurf, und der Vogel, der am längsten oben bleibt, hat gewonnen. Außerdem musst du ihn einfangen, wenn er zurückkommt, sonst zählt es nicht, und er muss in einem Kreis von fünfzig Metern vom Abwurfpunkt landen. Dazu braucht man ein besonders leichtes Gerät mit viel Auftrieb. Augenblicklich liegt die Rekordzeit bei knapp über vier Minuten.«

»Du spinnst! Vier Minuten in der Luft rotieren? Ohne Motor? Wie denn das?«

»Das ist nur der offizielle Rekord. Es gibt Typen, die ihr Gerät fast achtzehn Minuten in der Luft gehalten haben, inoffiziell.«

»Echt? Das kann doch gar nicht sein.«

»Aber so ist es, ehrlich!«

Jetzt hielt Tyrone den Möller hoch. »Meine Bestzeit mit

diesem hier ist knapp über zwei Minuten. Wenn mir das heute gelingen würde, wäre ich wahrscheinlich in der Nationalmannschaft der Junioren.«

»Das wäre erste Sahne.«

Tyrone lächelte. Klar, das wäre wirklich erste Sahne. Schade, dass sein Vater nicht dabei war, um ihm zuzusehen. Er hatte ihm echt geholfen, als er angefangen hatte. Sogar seinen eigenen alten Bumerang hatte er in Großmutter's Haus ausfindig gemacht. Natürlich konnte sein Vater nicht mehr mit ihm mithalten, aber das war normal. Verglichen mit anderen Vätern war seiner eigentlich ganz in Ordnung.

Über Lautsprecher wurden die Teilnehmer von Tyrone's Disziplin aufgerufen;

Tyrone schluckte. Sein Mund war plötzlich völlig ausgetrocknet. Training war eine Sache, Wettkampf eine ganz andere. Dies war sein erster Wettkampf, und von einem Augenblick auf den nächsten verspürte er das dringende Bedürfnis zu pinkeln, obwohl er noch vor zehn Minuten auf die Toilette gegangen war.

Trotz seiner außergewöhnlichen Blässe schien Jimmy-Joe von der Wettkampfstimmung angesteckt. »Wann bist du dran?«

»Ich komme an achtzehnter Stelle. Es gibt etwas über dreißig Werfer in meiner Klasse. Einige sind quer durchs ganze Land angereist und ein paar sind wirklich gut.«

»Wirst du dir die anderen Werfer ansehen?«

»Klar. Vielleicht sehe ich etwas, was mir nützt. Außerdem will ich wissen, gegen welche Zeit ich antreten muss.«

»Wenn du weißt, dass irgendein Kerl einen Wurf von, sagen wir, drei Minuten geschafft hat, das soll dir helfen?«

»Genauso wie wenn du die Bestzeit bei DinoWarz kennst.«

»Verstehe.«

Zur gleichen Zeit wurden verschiedene andere Wettkämpfe ausgetragen – Weitwurf, Zielwerfen, australischer Wurf. Tyrone und Jimmy-Joe fanden ein schattiges Plätzchen unter dem Sonnenschirm eines Getränkeverkäufers und schauten den Junioren zu.

Der erste Teilnehmer war ein hoch gewachsener und schlaksiger Junge mit rasiertem Kopf. Er warf einen grellroten dreiblättrigen Propeller – nicht gerade die beste Wahl für diese Disziplin –, und Tyrone drückte auf seine Stoppuhr. Zweiundvierzig Sekunden. Nichts.

Der nächste Junge war klein und untersetzt. Sein dunkelgrüner Bumerang hatte die Form eines L, sah aus wie ein Bailey MTA Classic oder vielleicht ein HangEmHigh von Girvin. Oder es war irgendein Klon, auf diese Entfernung konnte man es nicht so genau erkennen.

Diesen Flug stoppte Tyrone bei einer Minute zwölf Sekunden ab. Das war wohl auch kein Sieger, da war er sich ziemlich sicher. Von Nordosten kam ein leichter Wind, folglich würde es nicht nötig sein, Münzen oder Klappen auf seine Flugblätter zu kleben, um zu verhindern, dass sie nach unten gedrückt wurden.

An dritter Stelle kam ein Mädchen von Tyrones Hautfarbe. Sie war etwa so alt wie er und hatte einen Möller, das gleiche Modell wie er. Nach kurzem Anlauf lehnte sie sich vor und warf.

Der Vogel segelte in leichtem Steigflug nach oben, blieb dort eine Ewigkeit hängen, drehte sich, driftete und kreiste langsam zurück. Es war ein wunderschöner Wurf und ein beispielhafter Flug. Tyrone schaute vom Vogel hinunter auf das Mädchen. Sie verfolgte den Bumerang mit den Augen, während sie immer wieder schnelle Blicke auf ihre Stoppuhr warf. Ein Grinsen breitete sich auf ihrem Gesicht aus.

Sie hatte allen Grund dazu. Als der Vogel schließlich gemächlich seinen Rundflug beendete und herunterse-

gelte, hatte das schwarze Mädchen eine Zeit von zwei Minuten und achtundvierzig Sekunden erreicht. Es würde schwierig werden, ihre Zeit zu überbieten.

Sie sahen den nächsten acht Werfern zu. Keiner kam auch nur bis auf dreißig Sekunden an die Zeit des Mädchens heran. Dann war Tyrone an der Reihe, sich für seinen Wurf warm zu machen. Sein Mund war trocken wie eine Wüste, der Magen aufgewühlt, und sein Atem ging viel zu schnell. Eigentlich sollte dies nicht angsteinflößend sein, schließlich ging er jeden Tag bei schönem Wetter raus, um seinen Bumerang Dutzende Male zu werfen. Aber beim Üben schauten ihm nicht mehrere hundert Leute zu, und heute hatte er nur einen einzigen Wurf, der zählte...

Lass mich nur zwei Minuten übertreffen, dachte er auf dem Weg zum Abwurfring. Mit zwei Minuten gewinne ich zwar nicht, aber dann bin ich wenigstens nicht Letzter und komme mir nicht wie ein Idiot vor. Zwei Minuten, okay?

Er zog ein wenig Glitter aus der Tasche und rieb ihn zwischen Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger der linken Hand. Dann ließ er ihn fallen, um die Windrichtung zu überprüfen. Der farbige Staub wehte glitzernd zu Boden und zeigte ihm, dass der Wind ein klein wenig nach Norden gedreht hatte, aber immer noch hauptsächlich aus Nordosten kam. Er ließ den Rest des Staubs fallen, holte seine Stoppuhr und hielt sie in der linken Hand. Darauf festigte er den Griff mit der rechten Hand um den Möller. Er atmete dreimal tief ein und langsam wieder aus, dann nickte er dem Schiedsrichter außerhalb des Abwurfrings zu. Sollte er übertreten, würde er disqualifiziert werden. Der Schiedsrichter nickte zurück und hob ebenfalls eine Stoppuhr.

Los, Tyrone.

Noch ein tiefer Atemzug, ein Schritt, dann lehnte er sich vor, schnappte das Handgelenk und legte so viel

Schulter in den Wurf, wie der Vogel seiner Meinung nach vertragen konnte. Sorgfältig achtete er darauf, dass der Bumerang sich nicht auf die rechte Seite legte. Außerdem versuchte er, so exakt wie möglich einen Winkel von fünfundvierzig Grad einzuhalten.

Er drückte auf die Stoppuhr.

Zwei Minuten und einundvierzig Sekunden später gab sein Vogel auf. Er fing ihn sicher mit beiden Händen, und das war alles.

Tyrone grinste. Nach ihm kamen zwar noch zwölf Werfer, aber er hatte seinen persönlichen Rekord um mehr als dreißig Sekunden überboten und stand an zweiter Stelle. Egal wie es weiterging, er war glücklich über seinen Wurf.

Als Tyrone gerade zurück zu Jimmy-Joe gehen wollte, kam das schwarze Mädchen zu ihm. Sie war muskulös und athletisch und trug ein T-Shirt, Radfahrershorts und Turnschuhe. Ansonsten sah sie ziemlich normal aus. Nicht so zum Umfallen schön, wie Bella es gewesen war. Und immer noch war.

»Hübscher Wurf«, sagte sie. »Du hättest dich noch ein bisschen weiter nach links lehnen sollen, dann hättest du bestimmt zehn oder zwölf Sekunden mehr Flugzeit herausgeholt und mich geschlagen.«

»Glaubst du?«

»Sicher. Der Möller schafft sechs Minuten, sagen sie. Beim Üben habe ich schon drei einundfünfzig erreicht. Hallo, ich bin Nadine Harris.«

»Tyrone Howard.«

»Wo kommst du her, Tyrone?«

»Von hier, Washington.«

»Wirklich? Ich auch. Bin gerade von Boston hierhergezogen. Ich gehe auf die Eisenhower Middle School. Jedenfalls ab nächste Woche.«

Tyrone startete sie an. »Echt?«

»Wieso? Schon davon gehört?«

»Da gehe ich auch hin.«

»Mensch! Das ist ja ein wahnsinniger Zufall. Vielleicht können wir mal zusammen Bumerang werfen gehen? In meiner letzten Schule gab es niemanden, der sich auch dafür interessierte.«

»Einverstanden. Fantastisch! Ich geb dir meine E-Mail-Adresse.«

Als Tyrone schließlich zu Jimmy-Joe zurückkehrte, suchte sein Freund gerade den Boden ab. »Hast du was verloren, weißer Junge?«

»Och, eigentlich habe ich nur nach einem großen Stock gesucht.«

»Einem großen Stock?«

»Ja, Partner, für dich. Damit du die Frauen von dir fern halten kannst.« Mit einer Geste auf die sich entfernende Nadine deutete er an, er würde sie mit einem imaginären Stock hinwegscheuchen.

»Ach, hör auf, Mann, sie ist doch nur eine andere Teilnehmerin, sonst nichts!«

»Das konnte ich deutlich sehen.«

»Du verbringst zu viel Zeit in Chat-Rooms für Pervertierte, Jimmy-Joe. Leb dein eigenes Leben.«

»Wieso? Deins ist doch viel aufregender.«

Spielerisch schlug Tyrone nach ihm, doch sein Freund sprang tänzelnd zur Seite. Verdammt schnell für so einen kleinen Zwerg.

Nachdem die Juniorenwettkämpfe abgeschlossen waren, beobachtete Tyrone das tragbare Computerdisplay, das sie zur Anzeige der Resultate aufgebaut hatten. Inoffiziell wusste er bereits, dass er auf dem dritten Platz gelandet war. Irgendein Typ aus Puerto Rico hatte sich zwischen ihn und Nadine geschoben, und zwar mit einer Zeit, die drei lausige Sekunden besser war als die von Tyrone. Trotzdem war der dritte Platz bei vierunddreißig Teilneh-

mern in einem nationalen Wettkampf nicht schlecht. Dazu hatte er einen neuen persönlichen Rekord erreicht. Und von jetzt ab gehörte er zur amerikanischen Nationalmannschaft!

Das Display begann zu blinken, dann wurde es schwarz. Eine Sekunde später tauchte das Bild irgendeiner Fahne auf, die in einer virtuellen Brise wehte.

Tyrone sah seinen Freund an. »Die Hacker haben sich eingeschlichen. Warum gehst du nicht hin und bietest deine Hilfe an?«

Jimmy-Joes Augen leuchteten auf. »Meinst du wirklich?«

Tyrone lachte.

*Samstag, 2. April 2011
Las Vegas, Nevada*

»Wir haben ein Problem, Colonel«, sagte Fernandez.

Sie befanden sich in der Ladezone und beluden die Lastwagen für die Fahrt in die Wüste. Ein Dutzend Soldaten, Männer und Frauen, schleppten Ausrüstungsgegenstände und bereiteten den Einsatz vor.

»Wir haben noch nicht einmal den ersten Feindkontakt gemacht, Sergeant. Doch nicht etwa die örtliche Polizei?« Manchmal riefen sie die örtlichen Polizeikräfte bei einem Einsatz zu Hilfe, manchmal nicht. Es hing ganz von der Situation ab. Bei dieser Operation gab es keine Polizisten, die sich nah genug am Aufenthaltsort der Zielperson befanden, um ihnen Sorgen zu bereiten. Der Sheriff von Clark County musste nicht unbedingt von einer Aktion erfahren, die weit außerhalb seines Zuständigkeitsbereiches geschah.

Fernandez zuckte die Schultern. »Der Computer. Schauen Sie sich das mal an.«

Howard ging zum taktischen Feldcomputer hinüber.

Dort saß ein Techniker namens Jeter und fluchte leise vor sich hin.

»Scheint der Union Jack zu sein, die englische Flagge«, bemerkte Howard.

»Korrekt, Sir«, entgegnete Jeter. »So ist es. Es sollte allerdings die Einspeisung vom Großen Schieler sein, mit einem dreidimensionalen Lay-out unseres Zielortes.« Jeter klopfte mit dem Daumen auf den Monitor. »Das kommt dabei raus, wenn man die Elektronik im Großhandel bei den verdammten Neuseeländern kauft, mit Verlaub, Sir.«

Howard grinste. »Ich traue Ihnen zu, dass Sie damit fertig werden, bis wir aufbrechen.«

»Natürlich, Sir.«

Howard sah zur Seite und atmete langsam tief durch. Dann sah er auf seine Armbanduhr. Wie es wohl Tyrone beim Bumerangwettkampf ergangen war? Er fühlte sich versucht, zu Hause anzurufen, besann sich aber eines Besseren. Wenn die Kommunikation auch abgeschirmt sein mochte, war es nicht besonders klug, während einer taktischen Situation seine Position zu verraten. Das sollte man sich wirklich nicht angewöhnen. Er würde seinen Sohn anrufen, wenn sie die Zielperson festgesetzt und neutralisiert hatten. Tyrone war ein guter Junge, aber er war ein Teenager. Für ihn wurde das Leben allmählich kompliziert, und es würde nicht mehr leichter werden. Wie konnte ein Vater seinen Sohn beschützen? Das war unmöglich, so weh es auch tat. Die Tage des allwissenden Vaters waren endgültig vorbei. Bisher hatte er nicht besonders viel darüber nachgedacht, doch nun kam er nicht mehr um die Tatsache herum: Sein Sohn wurde erwachsen und veränderte sich stark. Wenn er den Kontakt zu ihm aufrechterhalten wollte, musste auch er sich ändern. Das war ein merkwürdiges Gefühl.

»Ich habe es geschafft«, sagte Jeter in diesem Augenblick. »Wir sind wieder auf Empfang.«

Über Kindererziehung kannst du später grübeln, John. Konzentrier dich auf deine Aufgabe.

»Gut. Weitermachen.«

5

*Samstag, 2. April 2011
London, England*

Toni Fiorella stieg die schmalen, knarrenden Stufen bis zur ersten Etage des vierstöckigen Gebäudes hinauf. Der Ort, den sie suchte, befand sich auf diesem Stockwerk, über einem kleinen Eisenwarenladen in einer Gegend namens Clapham, zwischen einem ziegelroten indischen Tandoorirestaurant und einem Wohltätigkeitsladen mit verriegelten Fensterläden. Die Gebäude und die ganze Gegend waren heruntergekommen. Vielleicht nicht so wie die übleren Teile der Bronx, aber dies war sicherlich kein Ort, an dem man mit seiner Großmutter nach Einbruch der Dunkelheit spazieren gehen würde. Es sei denn, die Großmutter war ein Drogenhändler – und bewaffnet.

Als sie sich dem Treppenabsatz näherte, bemerkte Toni den Geruch von altem und frischem Schweiß.

Die schwere Holztür war unverschlossen.

Drinne befanden sich fünfzehn oder sechzehn Männer und fünf Frauen, alle in dunkle Trainingshosen, Turnschuhe und weiße T-Shirts gekleidet. Die T-Shirts hatten ein schwarzweißes Logo auf dem Rücken und eine kleinere, dazu passende Version oberhalb der linken Brust: ein japanischer wellenförmiger Dolch – ein Kris, der in einem Winkel von etwa dreißig Grad zur Waagerechten

gesetzt war. Oben und unten wurde das Symbol von den Worten ›Pentjak Silat‹ begrenzt.

Die gut zwanzig Leute trainierten *djurus*.

Toni grinste. Die Muster waren nicht die Gleichen wie ihre eigenen, denn diese Version der indonesischen Kampfsportart war nicht Serak, sondern eine Variante von Tjikalong. Sie stammte aus dem westlichen Teil von Java, aber sie war ihrer eigenen Version ähnlich genug. Man hätte unmöglich die *djurus* – die Musterbewegungen – mit den Katas vom Karate verwechseln können.

Die Schule selbst war nicht gerade beeindruckend und längst nicht so gut ausgerüstet wie die Fitnesszentren des FBI zu Hause. Die Decke war hoch, vielleicht vier Meter fünfzig. Der Boden bestand aus dunklem Holz, war alt und abgenutzt, aber sehr sauber. In einer Ecke des weitläufigen Raums lagen zusammengefoldet verschiedene ausgefranzte blaue Trainingsmatten, die ebenfalls schon ziemlich abgenutzt waren. Daneben befanden sich ein paar schwere Schlagsäcke, die in diverse Schichten Klebstreifen eingewickelt waren. Auf einer braunen Holztür wies ein Zeichen zur Toilette. Offen liegende Rohre für Wasser oder Heizung oder was auch immer verliefen in etwa drei Metern Höhe entlang der Rückwand. Das Metall war abwechselnd rot, weiß und blau gestrichen worden. Ein breiter Deckenpfeiler mitten im Raum war umwickelt mit etwas, das wie eine alte Matratze aussah. Sie wurde von einem halben Dutzend roter und blauer Elastikbänder an Ort und Stelle gehalten. Als Deckenschmuck gab es zwei Reihen greller Neonleuchten. In einem der Fenster surrte ein Belüftungsventilator, der den Schweißgeruch in die Nacht hinausblies.

Es war die Basisausstattung eines großen Fitnessraums, ohne irgendwelche Extras.

Ein hoch gewachsener Mann, der genauso gekleidet war wie die Schüler, ging umher und beobachtete ihre

Bewegungsabläufe. Manchmal korrigierte er bestimmte Ansätze, dann lobte er gelungene Ausführungen. Er war muskulös, zwar nicht wie ein Bodybuilder, doch hatte er breite Schultern und schmale Hüften. Unter seinen kurzen grauen Haaren schimmerten auch noch ein paar braune durch. Er trug eine Pilotenbrille. Auf den ersten Blick würde man ihn auf Mitte dreißig schätzen, aber Toni vermutete nach kritischer Betrachtung seiner Hände und der Lachfältchen in seinen Augenwinkeln, dass er wohl eher Anfang fünfzig war.

»Hallo«, sagte er in markantem britischen Tonfall. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Hallo. Mein Name ist Toni Fiorella. Ich habe heute angerufen.«

»Ach ja, die amerikanische Besucherin. Willkommen! Ich bin Carl Stewart, und das sind meine Schüler.« Mit einer Geste stellte er die Gruppe vor. »Wir beenden gerade die *djurus*.«

»Lassen Sie sich von mir nicht stören. Ich werde hier stehen bleiben und zusehen, wenn Ihnen das recht ist.«

»Natürlich, kein Problem.«

»Danke sehr, Meister.« Toni ging zu den Matten hinüber und wandte sich der Gruppe zu.

»In Ordnung«, sagte Stewart zu seinen Schülern. »Haben Sie irgendwelche Fragen zu den *djurus*?«

Einige Hände fuhren in die Höhe. Stewart beantwortete die Fragen bezüglich der verschiedenen Bewegungen, die von den Grundformen ausgingen. Er war geduldig, nicht herablassend, und führte die korrekte Bewegung selbst vor, um seine Worte zu illustrieren.

Seine Abläufe waren glatt, ausgewogen und präzise. Beim Silat war die Fähigkeit, eine *djuru* exakt auszuführen, zwar nicht immer ein Anzeichen von Kampfstärke, aber man konnte eine Menge über eine Person erfahren, wenn man beobachtete, wie sie sich bewegte.

Carl Stewart bewegte sich mindestens so gut wie all die anderen Sportler, die Toni je gesehen hatte. Und sie hatte im Laufe der Jahre eine ganze Reihe erlebt.

Interessant.

In der folgenden halben Stunde trainierte Stewart mit seinen Schülern verschiedene aus den Formen entwickelte Selbstverteidigungsanwendungen. Zunächst zeigte er, wie sie gegen einen Angreifer einzusetzen waren, dann teilte er die Schüler in Paare auf, damit sie selbst üben konnten. Wie bei den meisten Varianten von Silat gab es keine Gürtel, die auf den Rang der Sportler hinwiesen. Aber nach wenigen Minuten war offensichtlich, wer die Fortgeschrittenen und wer die Anfänger waren.

Das war ihre Schwäche, wusste Toni. Zwar bekam sie reichlich fortgeschrittenes Training von ihrer Meisterin – wie die Indonesier ihre Lehrer nannten – doch sie hatte kaum Erfahrung mit Gruppentraining, weder als Schülerin noch als Lehrerin. Ihre Meisterin hatte ihr immer eingeschärft, sie müsse unterrichten, um die Möglichkeiten von Silat voll auszuschöpfen. Damit hatte sie gerade erst begonnen.

Nach etwa dreißig Minuten teilte Stewart die fortgeschrittenen Schüler für eine Reihe von kontrollierten Freistilkombinationen ein. Einer übernahm jeweils die Rolle des Angreifers, der andere die des Verteidigers. Er ließ zu, dass die Angreifer mit aller Kraft zuschlugen oder zutraten. Allerdings waren nur Angriffe in Richtung Brust oder Hüfte erlaubt, wo ein schlecht parierter Schlag nur schmerzhaft war, aber keinen ernsthaften Schaden anrichtete.

Toni beobachtete, wie die beiden Kämpfer direkt vor ihr sich einander gegenüber aufstellten. Der Verteidiger war ein dünner Mann mit langen schwarzen Haaren, der Angreifer ein untersetzter, kräftiger Typ mit roten Haa-

ren. Der Dünne drehte sich, sodass seine rechte Seite dem Angreifer zugewandt war. Seine Füße standen weit auseinander. Die linke Hand befand sich oben, in der Nähe des Gesichts, die andere Hand unten, um den Unterleib zu schützen.

Der Rothaarige klopfte leicht auf seine rechte Faust, um zu zeigen, dass dies seine Angriffswaffe sein würde. Die beiden Männer standen knapp zwei Meter auseinander und begannen, sich langsam zu umkreisen.

Plötzlich sprang der Rothaarige vor und stieß die Faust gegen die Brust des Dünnen. Der drehte sich leicht und blockierte mit dem Fastrücken der rechten Hand. Dann griff er zu und ließ einen *Sapu* folgen, wobei er dem Gegner mit dem Fuß die Beine unter dem Körper wegzog. Der Rothaarige verlor das Gleichgewicht und landete auf dem Boden.

Nicht schlecht.

Locker stand der Rothaarige auf und verneigte sich leicht vor dem Dünnen. Dabei schlug er die Faust in die offene Handfläche. Sie tauschten die Rollen.

Der Dünne schlug zu. Sofort duckte sich der Rothaarige unter dem Schlag, stieß seine rechte Schulter in den Bauch des Dünnen, machte einen Schritt unter ihm durch und zog ihm mit einem *Biset* mit den Hacken die Füße weg, sodass der Dünne zu Boden ging.

Auch nicht schlecht. Diese beiden Männer waren wohl die erfahrensten Schüler der Gruppe, vermutete Toni.

Stewart winkte die Schüler zur Seite. Dann sah er Toni an. »Wir haben heute eine amerikanische Praktikantin von Silat zu Gast. Vielleicht möchte sie uns einmal zeigen, wie ihr Stil funktioniert?«

Toni lächelte. Fast hatte sie so etwas erwartet. Da sie Jeans, Turnschuhe und einen kurzärmeligen Baumwollpullover trug, war sie sofort aktionsbereit. »Aber sicher«, erwiderte sie.

»Joseph, wie wäre es?« Stewart nickte dem Rothaarigen zu. »Joseph ist mein erfahrenster Schüler.«

Toni nickte und verneigte sich mit der Faust in der offenen Handfläche zuerst vor Stewart, dann vor dem Rothaarigen. Sie entspannte sich und ließ die Hände sinken.

Der Rothaarige umkreiste sie zu ihrer Linken. Mit einem überkreuzten Schritt nach hinten drehte sie sich und folgte ihm.

Abrupt stieß Joseph nach vorn, schirmte die rechte Gerade mit der linken Hand ab, um Toni zu fassen, wenn sie blocken sollte.

Toni ließ sich auf den Boden fallen, traf ihren Gegner mit einem kurzen linken Tritt in den Bauch, hakte ihren rechten Fuß hinter sein rechtes Knie und stieß noch einmal mit links zu.

Der Rothaarige fiel auf den Rücken, während Toni in den Stand rollte und einen Fußtritt gegen seinen Kopf simulierte. Dabei kickte sie über seinen Kopf hinweg und klatschte mit ihrer linken Hand zu, um den Treffer anzuzeigen.

Joseph wartete ab, ob sie fertig war. Als sie zum Zeichen des Abschlusses zurücktrat, stand er mit einem breiten Grinsen auf. »Respekt!«

Auch Stewart lächelte. Ihr Vorstoß war zwar ein wenig dramatisch gewesen, aber sie hatte sich damit gegen seinen erfahrensten Schüler bewährt. Also sollte er allen Grund haben, beeindruckt zu sein. »Sehr gut, Miss Fiorella.«

»Sagen Sie bitte Toni, Meister.«

»Darf ich Sie fragen, ob Sie uns einen *Kembangan* zeigen möchten?«

Toni nickte. Natürlich. *Kembangan* war der ›Blumentanz‹. Im Gegensatz zu den Kata-Formen der meisten asiatischen Kampfsportarten stellte *Kembangan* einen spontanen Ausdruck der Kunst eines Silat-Kämpfers dar.

Nichts war vorgeplant. Ein erfahrener Kämpfer zeigte dieselbe Bewegungsabfolge nie mehr als einmal. Beim *Kembangan* wurden – im Unterschied zu *Buah*, dem Kampf mit voller Geschwindigkeit und voller Kraft – die Schläge abgeschwächt. Die offenen Handflächen wurden mehr eingesetzt als die geballten Fäuste. Dadurch wurden die Bewegungen zu einem Tanz, der auch bei Hochzeiten und anderen gesellschaftlichen Ereignissen durchgeführt werden konnte.

Wenn man die Qualität eines Silat-Kämpfers einschätzen wollte, musste man ihm beim *Kembangan* zusehen. Wenn in den alten Tagen ein Kampf unmittelbar bevorstand, die Gegner sich aber nicht verstümmeln oder töten wollten, boten sie sich manchmal gegenseitig einen *Kembangan* anstelle einer richtigen Auseinandersetzung an. Die Experten sahen genau, wer den Kampf gewonnen hätte, denn die Gegner demonstrierten all ihre Fähigkeiten im Tanz. Auf diese Weise wurden die eigentlichen Schläge vermieden. Wenn man beim *Kembangan* unterlag, entschuldigte man sich und behob die jeweilige Konfliktursache, und dann war die Angelegenheit erledigt. Es wäre unehrenhaft gewesen, gegen einen weit unterlegenen Gegner zu kämpfen. Auf der anderen Seite wäre es Dummheit, jemanden herauszufordern, der offensichtlich viel besser war. Natürlich leisteten sich die besten Tänzer manchmal absichtlich kleine Schnitzer, um den Gegner über ihre eigentlichen Qualitäten im Unklaren zu lassen. Nur wenn sich beide Gegner bei einem *Kembangan*-Wettkampf für gleichwertig hielten, kam es zur tatsächlichen Auseinandersetzung mit Tritten und Schlägen.

Toni atmete tief ein, dann ganz langsam wieder aus. Sie machte eine komplette formale Verbeugung vor dem Meister, atmete ein zweites und ein drittes Mal zur Reinigung tief durch und begann ihre Vorführung.

Es gab Tage, an denen man keinen Rhythmus fand.

Dann gab es andere Tage, an denen alles harmonisch ablief. Heute war ihr Bewegungsfluss hervorragend. Sie fühlte, wie die Energiewellen durch den Körper pulsieren. Sie war überzeugt, dass sie einen sauberen Tanz ohne größere Fehler aufführen konnte. Nach der Hälfte ihrer Vorführung trat sie absichtlich einen winzigen Schritt daneben und ließ sich ein bisschen aus dem Gleichgewicht fallen, um sich im nächsten Augenblick wieder zu fangen.

Man wollte schließlich den Meister einer Schule, bei der man zu Gast war, nicht durch totale Perfektion bloßstellen. Vielleicht sah er dann vor seinen Schülern nicht mehr so gut aus, und das wäre unhöflich gewesen.

Eine Minute genügte. Zum Abschluss ihres Tanzes verneigte sie sich erneut. Sie wusste, dass ihr der Tanz ausgezeichnet gelungen war. Vielleicht war sie noch nie so gut. Ihre Meisterin wäre stolz auf sie gewesen.

Spontan applaudierte die Klasse.

Toni errötete vor Verlegenheit.

Lächelnd sah Stewart zu ihr hinüber. »Wunderschön. Ein ausgezeichnete *Kembangan*. Danke sehr ... Meisterin.«

Zur Antwort nickte Toni ihm kurz zu. Durch die Anrede hatte er ihre Leistung ausgezeichnet. Jetzt war *sie* neugierig.

Zwar war es ein wenig aufdringlich, doch sie konnte sich nicht zurückhalten. »Ich würde mich sehr freuen, wenn ich Ihrem *Kembangan* zuschauen dürfte, Meister.«

Die Schüler verstummten. Obwohl sie ihn nicht direkt herausgefordert hatte, war die Bitte eindeutig: Ich habe dir meinen gezeigt, jetzt zeig mir auch deinen.

Sein Lächeln wurde immer breiter. »Aber natürlich.«

Auch er grüßte sie mit einer offiziellen Verbeugung, die sich zwar von der ihren ein wenig unterschied, die aber die gleiche Absicht andeutete. Mit einigen tiefen Atemzügen reinigte er seine Lungen, dann konzentrierte er sich für einen Moment, bevor er zum ersten Bewe-

gungsablauf ansetzte. Stewarts beste Tage lagen wohl schon hinter ihm. Sie wusste, dass er mit fünfzig Jahren den Gipfel seiner körperlichen Leistungsfähigkeit überschritten hatte. Das lag in der Natur der menschlichen Physiologie. Vielleicht mochte sein Wissen größer sein, doch sein Körper wurde einen halben Schritt hinterherhinken. Langsam aber sicher würde sich dieser Abstand immer mehr vergrößern. Ihre Meisterin war fantastisch gewesen, doch sie war bereits eine alte Frau, als Toni anfang. Natürlich gab es Bewegungen, die sie nicht mehr durchführen konnte. Stewart sah immer noch hervorragend aus – offensichtlich war er besser in Form als die meisten Männer seines Alters. Aber er hatte sicherlich auch schon seine Schwierigkeiten bei ein paar Bewegungen. Vielleicht hätte sie noch ein paar Fehler mehr bei ihrer Vorführung machen sollen, dachte Toni.

Bereits bei Stewarts ersten Bewegungsabläufen stellte Toni fest, dass sie völlig danebengelegt hatte.

Wenn man sich als brauchbarer Gitarrenspieler ein Video von Segovia beim Üben ansah, neigte man dazu, in Tränen auszubrechen. Weil man wusste, dass man niemals so gut sein würde.

Stewart war der Segovia des asiatischen Kampfsports.

Völlig verzückt sah Toni ihm zu. Der Mann bewegte sich, als ob er keine Knochen hätte, als ob er ein Tropfen heißen Öls wäre, der an einer sauber polierten Fensterscheibe herunterlief. Alle seine Bewegungen waren geschmeidig und mühelos. Er war ganz einfach umwerfend. Noch nie hatte sie gesehen, dass jemand den *Kembangan* so außerordentlich gut vorführte.

Etwa zum gleichen Zeitpunkt wie Toni gab auch er vor, einen winzigen Fehler zu machen. Sein Fuß kam ein klein wenig krumm auf, und er musste sich beeilen, um das Gleichgewicht wiederzufinden.

Toni glaubte ihm den Ausrutscher keine Sekunde lang.

Dieser Mann, der alt genug war, um ihr Vater zu sein, würde niemals einen solchen Fehler machen. Dies war ein Geschenk an sie, damit sie nicht das Gesicht verlor.

Aufgeregt dachte Toni nach. Wenn es hart auf hart ging, würde Stewart sie besiegen. Er war der perfekte Gegner, auf den ihre Meisterin sie vorbereitet hatte: größer, stärker, wahrscheinlich schneller, und mit einer Technik, die ihre eigene übertraf. Beim Silat trainierte man nicht, unbeholfene Angreifer zu verprügeln. Man gab sich Mühe, ein Niveau zu erreichen, auf dem man diejenigen besiegen konnte, die gleich gut oder besser als man selbst waren. Wenn man sich unter solchen Umständen durchsetzen konnte, hatte man das indonesische System begriffen.

Wenn sie und Stewart kämpfen würden, dann würde er gewinnen. Daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Sobald sie das erkannt hatte, wollte Toni diese Situation herbeiführen. Sie wollte ihn testen, wollte von ihm getestet werden – und dabei dazulernen.

Stewart beendete den Tanz und verbeugte sich. Die Schüler brachen in Begeisterungstürme aus, doch er hob die Hand mit der Bitte um Ruhe. Er gab Toni eine militärische Verbeugung, ein langsames Nicken.

Toni sagte: »Ich werde wohl noch eine Woche hier in der Stadt bleiben. Es würde mich sehr ehren, wenn Sie mir erlaubten, an Ihren Stunden teilnehmen zu dürfen, Meister.«

»Die Ehre wäre ganz auf meiner Seite«, entgegnete er.

O Mann!

Samstag, 2. April 2011

Irgendwo im britischen Herrschaftsbereich – Indien

Jay Gridley hackte sich mit einer großen silbernen Machete den Weg durch die dichten Schlingpflanzen frei, die bis tief auf den Dschungelpfad hinunterhingen. Die Ha-

ckerei im Busch war harte Arbeit, und die Hitze und die Feuchtigkeit umhüllten ihn in einem nebligen Dunstschleier, sodass er vor Schweiß triefte. Der hölzerne Griff rief Blasen in seiner Handfläche hervor, und der Gestank der abgeschnittenen Zweige und Lianen war so erstickend ... *tiefgrün*, dass die Umgebung förmlich in der intensiven grünen Farbe zu leben schien.

Es war kein Spaziergang, dieses Vorwärtshacken durch den Dschungel, aber aus dem Szenario eines Dschungeltrails ließ sich nun mal keine Schlenderei auf der Promenade machen. Unabhängig von der Art der Modelle, die er entwarf – der Job würde dadurch keinen Deut leichter werden. Wenn er einen Heuhaufen schuf, würde die zu suchende Nadel mikroskopisch klein sein; wenn er es mit einem Strand versuchte, würde er einen sandfarbenen Flecken auf einem bestimmten Sandkorn ausfindig machen müssen. Es war schwierig, Punkt, aus, weitermachen.

Trotzdem kam er der Sache näher.

Eine fette Albinopython sonnte sich auf einem dicken Ast zu seiner Linken, weit genug vom Pfad entfernt, keine Gefahr. Gridley grinste. Der Hund, der nachts nicht gebellt hatte, hatte ihn in die korrekte Richtung gewiesen. Der Programmierer, der den verschlüsselten Code in Pakistan geknackt hatte, war besser als irgendjemand, gegen den Gridley jemals angetreten war. Daran gab es überhaupt keinen Zweifel. Besser als der reaktionäre Bursche aus Georgia, besser als der verrückte Russe und auch besser als er selbst, so sehr er es hasste, dies vor sich selbst zugeben zu müssen. Der Typ war ein Meister – das *musste* er sein, um zu erreichen, was ihm gelungen war – und hatte keine Spur hinterlassen.

Das war allerdings nicht ganz richtig. Der Tiger hatte eine ›Spur der Unterlassung‹ gelegt – ein Konzept, das man unmöglich jemandem erklären konnte, der das Feld

der VR nicht in- und auswendig beherrschte. Selbst für Spezialisten war es äußerst schwierig zu begreifen. Es war so ähnlich, als ob man subatomare Physik verstehen wollte, denn es lief gegen die Intuition. Der Tiger, der die Ziege gefressen hatte, war diesen Weg gelaufen, weil es dort keinen Pfad gab und ... weil niemand diesen Weg gelaufen sein *konnte*.

Gridley hackte an einem Ast mit herzförmigen dunklen Blättern von der Größe einer mittleren Pizza. Der Ast fiel herunter. Schwer lastete die doppelläufige Flinte mit ihrem Gewicht auf seiner Schulter und der Gürtel mit dem Webley-Revolver im Holster grub sich in seine Seite. Da war kein Pfad, doch er war *sicher*, dass der Tiger hier entlanggelaufen war. Er schnitt einen weiteren Ast ab und warf ihn zur Seite ...

Er hatte Recht gehabt. Der Tiger *war* hierher gekommen.

Nur für den Bruchteil einer Sekunde erblickte er ihn, als er auf ihn zusprang. Ein Blitz aus Orange und Schwarz, riesige Zähne, eine Tatze so groß wie die eines Drachen.

Dann schlug der Tiger mit seiner monströsen Tatze auf Jay Gridleys Kopf ein, und die Welt wurde rot – und verschwand.

6

*Sonntag, 3. April 2011
London, England*

Das Virgil spielte die Fanfare von Aaron Copland und riss Alex Michaels aus einem bedrückenden Traum. Mit einem Ruck setzte er sich auf und starrte auf den Appa-

rat, der am Fußende des Betts im Ladegerät steckte. Was am Nachmittag ganz lustig sein konnte, machte um zwei Uhr nachts wenig Spaß, selbst wenn man dadurch aus einem Albtraum über die ehemalige Ehefrau erwachte.

Neben ihm bewegte sich Toni unruhig im Schlaf.

Michaels stand auf, schnappte das Virgil und stellte die Anrufmelodie ab. Dann ging er ins Badezimmer, schaltete das Licht ein, schloss die Tür und drückte auf den Antwortknopf. Nach einem Blick in den Spiegel beschloss er, die Bildübertragung nicht einzuschalten. Nackt, mit verschlafenem Gesicht und zerzausten Haaren – er hatte schon besser ausgesehen.

Der Anruf kam vom Büro von Allison.

»Alex Michaels am Apparat.«

»Einen Moment bitte, die Direktorin möchte mit Ihnen sprechen.«

Das war mal wieder typisch. Weckte ihn mitten in der Nacht auf, konnte den Anruf aber nicht einmal selbst machen!

Sie sprach fast im gleichen Augenblick. »Michaels, wir hatten hier einen Vorfall. Einer Ihrer Männer, ein gewisser ... Jason Gridley, hatte eine Art Schlaganfall. Er befindet sich im Krankenhaus.«

»Was?«

»Beim Schichtwechsel fand man ihn ohnmächtig an seinem Computer.«

»Ein Schlaganfall? Aber – wie denn? Er ist doch noch jung! In seiner Familie hat es noch nie etwas Ähnliches gegeben.«

»Da müssen Sie die Ärzte fragen.« Es entstand eine Pause. »Mir wurde mitgeteilt, dass Gridley Ihr bester Mann bei Szenarien in der Virtuellen Realität ist.«

»Das ist richtig.« Mein Gott, ein Schlaganfall? Jay? Er konnte es einfach nicht verstehen. Jay war gerade Anfang zwanzig.

»Könnte dies irgendetwas mit der Untersuchung zu tun haben, die wir im Zusammenhang mit dem Vorfall in Pakistan durchführen?«

Wovon redete sie eigentlich? »Nein, unmöglich. Man kann sich an einem Computer in der Virtuellen Realität nicht verletzen, selbst wenn die Sensoren auf Maximum gestellt sind. Da ist einfach nicht genug Strom vorhanden. Warum diese Frage?«

»Weil sowohl beim britischen Geheimdienst als auch in Japan jeweils ein Computerspezialist Gehirnstörungen aufweist, und zwar mit Symptomen, die denen von Gridley sehr ähnlich sind. Und in beiden Fällen geschah dies in den letzten paar Stunden.«

»Unmöglich. Ich meine, es ist unmöglich, dass die Störungen von den Computern hervorgerufen wurden.«

»Nichtsdestotrotz, Commander, wäre es ein ganz außergewöhnlicher Zufall. Mir wurde inoffiziell mitgeteilt, dass diese beiden Computerspezialisten ebenfalls den Vorfall in Pakistan untersuchten.«

»Mein Gott!«

»Vielleicht möchten Sie Ihren Urlaub ein wenig verkürzen.«

»Ich ... Ja, Sie haben Recht. Ich werde den nächsten Flug in die Staaten nehmen.«

»Gut. Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Michaels starrte auf sein Gesicht im Spiegel. Keine Gelegenheit zur Langeweile.

»Alex?«

Er öffnete die Tür. Wunderschön nackt stand Toni mit verschlafenem Gesicht vor der Badezimmertür. »Mit wem sprichst du?«

»Mit der Chefin.«

Dann berichtete er ihr die schlechten Neuigkeiten von Jay.

*Samstag, 2. April 2011
Las Vegas, Nevada*

»Verdammter *Hurensohn*!«

»Soll ich das persönlich auffassen, Sergeant?«

Howard lächelte Fernandez zu, doch sein Gesichtsausdruck war angespannt und gequält. Allzu gut konnte er die Frustration seines Freundes verstehen. Auch er war sauer.

Der taktische Computer war abgestürzt. Zunächst hatte er nach dem Vorfall mit der britischen Flagge einige Male normal funktioniert, dann aber das Satellitensignal verloren, und es war ihm nicht gelungen, es erneut aufzufangen. Die Techniker hatten verschiedene Dinge ausprobiert. Schließlich stellte sich heraus, dass das Problem nicht bei ihnen lag, sondern bei der USAT, der Abteilung für taktische Satellitenoperationen der US Army. Howard hatte mit dem Dienst habenden Offizier dort gesprochen, aber das hatte wenig genützt. Major Phillips war höflich, aber kurz angebunden: Sein System drehe durch, er müsse den Colonel um Entschuldigung bitten, aber er habe alle Hände voll damit zu tun, das Biest wieder zum Laufen zu bringen. Wäre es möglich, dass ihn jemand sobald wie möglich zurückrief?

Das war bereits vor mehreren Stunden gewesen, und die Einspeisung funktionierte immer noch nicht.

Howard schaute auf seine Uhr, dann auf Fernandez. »Okay, das war es wohl. Die Operation fällt erst einmal aus. Sagen Sie den Soldaten, dass die Bereitschaft beendet ist.«

Wie er erwartet hatte, war sein Adjutant absolut nicht erfreut über diese Mitteilung. »Colonel, wir brauchen die Unterstützung des Großen Schielers doch gar nicht. Dieser Typ ist mitten in der Wüste. *Wir* können ihn mit unseren eigenen Augen sehen.«

»Negativ, Sergeant, das entspricht nicht den Vorschriften.«

»Sir, Truppen haben ohne Satellitenunterstützung seit Tausenden von Jahren Land besetzt. Hier haben wir einen Mann, der ganz allein in seinem Wohnwagen sitzt. Wir haben zwei Sturmabteilungen und genug Ausrüstung, um einen Eisenbahnwagon damit zu füllen! Wie schwierig kann es denn sein?«

»Kommen Sie schon, Julio. Sie kennen die Regeln. *Wir* haben keinerlei Spielraum, sie wegen eines angeblichen Notfalls zu umgehen. *Wie* Sie schon sagten, es handelt sich um einen einzelnen Mann. Er ist seit Monaten hier, weiß nicht, dass wir auch hier sind, und außerdem kontrollieren wir alle Straßen, die hinein- oder hinausführen. Er wird nirgendwo hinfahren, und selbst wenn er es wollte, wurde es ihm nicht gelingen. Wir machen alles genau nach Vorschrift.«

Fernandez murmelte etwas.

»Was meinten Sie, Sergeant?«

»Sir, das ist doch dummes Zeug. Wenn zwanzig Soldaten nicht ohne Satellitenhilfe mit einem einzigen Mann fertig werden können, sollten wir unsere Uniformen ausziehen und uns zur Ruhe setzen. Dann sollten wir uns ans Ufer eines Fischteichs setzen, Regenwürmer ertränken und auf den Tod warten, Sir.«

Jetzt war Howards Grinsen echt. »Ich kann Sie verstehen, Julio, aber wir haben spezifische Vorschriften für diese Operation. Die Leute von der Satellitenaufklärung werden ihr System früher oder später wieder in Ordnung bringen. Sagen Sie unseren Soldaten, dass sie sich den Abend freinehmen können. Ins Kasino gehen, sich eine Show ansehen, die Lichter von Las Vegas bewundern. Rückkehr bis spätestens sechs Uhr morgen früh, dann fangen wir von vorn an.«

Fernandez zuckte die Achseln. Unerwarteter Freigang

war immer gut und schließlich befanden sie sich in Las Vegas. Ein Mann mit ein klein wenig Geld in der Tasche konnte eine ganze Reihe Abenteuer erleben, ohne sich sonderlich anzustrengen. »Also gut, Sir, wenn Sie es unter diesem Gesichtspunkt betrachten, werden wir uns wohl dem Schicksal fügen und die schmerzhaft lange Wartezeit erdulden müssen,«

»Und vergessen Sie nicht, Sergeant, dass Sie praktisch schon ein verheirateter Mann sind.«

»Natürlich nicht, Sir. Aber ich bin kein *toter* praktisch schon verheirateter Mann. Ich habe immer noch Augen im Kopf.«

Die beiden Männer grinsten sich an.

Howard ging zum nahe gelegenen Motel, wo die Net Force genügend Räume für seine Truppe reserviert hatte. Merkwürdig war es schon, bei dieser Operation statt in einem Zelt unter den Sternen in einem Motel mit Klimaanlage zu campieren. Natürlich war es wesentlich sinnvoller. Eine Militäreinheit, die irgendwo im Gelände ihr Lager aufschlug, würde erheblich mehr Aufsehen erregen als eine, die ihre Fahrzeuge in Garagen untergestellt und ihre Soldaten außer Sicht gebracht hatte.

Zunächst wollte er zu Hause anrufen und mit seiner Frau und seinem Sohn sprechen. Dann würde er in die Dusche springen und die Hitze und den Staub abwaschen. Anschließend könnte er vielleicht ein nettes Restaurant zum Abendessen ausfindig machen. In Las Vegas gab es gutes Essen, besonders in einigen der Casinos, und es war außerdem billig. Die Besitzer gingen davon aus, dass sie an den einarmigen Banditen oder an den Spielischen an das Geld ihrer Gäste kamen. Deshalb versuchten sie, den Aufenthalt in ihrem Haus attraktiv zu gestalten, damit die Leute zum Essen blieben und danach vielleicht noch einmal ihr Glück versuchten. Keno konnte man direkt am Esstisch spielen, während man noch

den Mund voll hatte. Vielerorts gab es Frühstück, Mittagstisch oder Abendessen zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sobald man das Wunderland des Glückspiels betreten hatte, stand die Zeit still. Es gab auch nicht allzu viele Uhren an den Wänden, die die Gäste womöglich daran erinnerten, dass es Zeit war, sich auf den Nachhauseweg zu machen.

Seit einigen Jahren war Howard nicht mehr hier gewesen, aber er hielt es für unwahrscheinlich, dass sich viel geändert hatte. Eltern konnten ihre jüngeren Kinder gratis in Tageskrippen abgeben; die älteren Kinder durften sich in der Warner Brothers World oder dem Hardrock vergnügen. In der Zwischenzeit machten Vater und Mutter sich daran, das Geld für ihre Universitätsausbildung zu verspielen. Spaß für die ganze Familie, und das bei einem ganz anderen Klima als in den frühen Tagen, als die Mafia noch alles kontrollierte.

Das Motel war unauffällig und relativ billig. In dieser Hinsicht verhielt sich die Net Force wie die meisten anderen Regierungsbehörden. Regierungsangestellte mussten nicht auf Rechnung der Steuerzahler in den besten Hotels absteigen. Das kam nicht gut an, insbesondere kurz vor einer Wahl.

Neben dem Getränkeautomaten stand ein altmodischer mechanischer Spielautomat, und Howard schüttelte missbilligend den Kopf. Er war kein Spieler. Natürlich füllte er gelegentlich einen Lottoschein aus oder wettete kleine Beträge beim Fußball oder beim Baseball. Er würde die Orioles anfeuern, vielleicht sogar auch auf sie bescheiden wetten, aber er war nicht vom Spielfieber gepackt. Die Chancen standen immer zugunsten des Hauses, und seiner Meinung nach konnte man Glücksspiele nur als Unterhaltung ansehen. Wenn man in den Kasinos spielen wollte, nahm man ein paar Dollar und gab sie aus, ganz wie für ein Abendessen oder eine Show. War

das Geld alle, war der Abend gelaufen. Man hörte auf und ging nach Hause, Ende der Geschichte. Man grub nicht in der Tasche nach mehr Geld, um zurückzugewinnen, was man verloren hatte. Sollte man zufällig vorne liegen, wenn es an der Zeit für den Heimweg war, ging man trotzdem und brachte das Geld am nächsten Morgen zur Bank.

Das hatte ihm sein Vater beigebracht. Wenn man das Spiel anderer spielt, werden diese in der Mehrzahl der Fälle gewinnen. Besser sollte man sein Geld da ausgeben, wo es einem nützte.

Howards Zimmer war klein, sauber, der Wasserdruck in der Dusche nicht so übel, wie er erwartet hatte. Nachdem er sich geduscht hatte, packte er seine Reisetasche aus, zog eine bügelfreie Khakihose und ein kurzärmliges Hemd an. Dann fand er ein Paar saubere Socken und seine bequemen alten Halbschuhe. Es machte sich immer wieder bezahlt, wenn man Zivilkleidung einpackte, sobald man einen Auftrag irgendwo in der Nähe einer Stadt bekam. Im einen Moment war man Soldat, im nächsten Zivilist. Da in der heutigen Zeit die unterschiedlichsten Frisuren modern waren, konnte man aufgrund seiner Haartracht kaum noch identifiziert werden.

Also los, zu Hause anrufen, mit der Familie sprechen, dann irgendwo einen Happen essen. Und danach? Vielleicht zurück ins Motelzimmer und ein wenig lesen. Schließlich musste er am nächsten Morgen früh aufstehen. Zwar hatte er die Schwächeperiode, die ihn vor einiger Zeit erwischt hatte, inzwischen gut überstanden. Doch die Zeiten, in denen er die ganze Nacht durchfeiern und am nächsten Morgen problemlos zur Arbeit gehen konnte, waren längst vorbei. Wenn er um sechs Uhr morgens frisch und munter für den Einsatz bereitstehen wollte, musste er zu einer vernünftigen Zeit ins Bett gehen.

Er grinste sich selbst im Spiegel zu. Vielleicht hatte

Fernandez Recht; vielleicht sollte er sich wirklich zur Ruhe setzen und Regenwürmer in einem Fischteich ertränken.

Nee. Noch nicht.

Sonntag, 3. April 2011
Quantico, Virginia

Als Jay Gridley erwachte, bekam er für einen Augenblick Panik. Wo war er?

In seiner linken Hand befand sich die Kanüle für den Tropf, von seinem Penis verlief ein Schlauch zu einem Sack, der an der Seite des Betts befestigt war, und eine Reihe drahtloser Sensoren waren an Brust und Stirn angebracht. Um seinen linken Oberarm hatte man eine Manschette gelegt. Außerdem hatte man ihm eines dieser kurzen Nachthemden angezogen, die hinten offen waren.

Ein Krankenhaus, so viel hatte er begriffen. Irgendetwas musste mit ihm geschehen sein. Hatte er einen Unfall gehabt?

Er konnte sich nicht erinnern. Er begann, seine Arme und Beine etwas sorgfältiger zu betrachten, um festzustellen, ob er irgendwelche Verletzungen hatte. Nein, alles noch dran, und Schmerzen spürte er auch keine ...

Eine hoch gewachsene, kurzhaarige Brünette in grüner Uniform erschien neben seinem Bett, nahm sein Handgelenk und sah auf ihre Armbanduhr. Sie war etwa dreißig und sehr attraktiv. »Hallo«, sagte sie und lächelte ihn an.

Er konnte ihre Finger an seinem Puls nicht fühlen. Um die Wahrheit zu sagen, er konnte seinen ganzen rechten Arm nicht fühlen. Hatte nicht einmal ein Gespür für ihn. Als ob der Arm, den sie hielt, zu einer anderen Person gehörte. Was...?

Sie sagte: »Sie befinden sich in der neurologischen Abteilung des Militärkrankenhauses. Sie hatten eine Apo-

plexie, einen zerebrovaskulären Vorfall. Einen Schlaganfall. Mein Name ist Rowena, ich bin die Stationsschwester für diese Schicht. Verstehen Sie mich?«

Einen Schlaganfall? Wie konnte das denn geschehen? Er wollte antworten: »Ja, ich verstehe Sie.« Stattdessen kam aus seinem Mund ein fürchterlicher Laut, eine Folge schlecht artikulierter Silben. »Jaisch waschtese.«

Seine anfängliche Panik wurde zu ausgewachsenem Terror.

Die Krankenschwester legte die Hand auf seine Brust, auf der linken Seite. Das konnte er fühlen. »Ganz ruhig. Ihre Ärztin ist bereits auf dem Weg hierher. Sie wird Ihnen alles erklären. Hören Sie, machen Sie sich keine Sorgen. Sie habe eine leichte, vorübergehende Lähmung auf der rechten Seite. Sie wird bald wieder zurückgehen. Ihnen ist nichts Schwerwiegendes zugestoßen. Die Medikamente, die Ihnen verabreicht wurden, werden die Schäden in ein paar Tagen beheben. Vielleicht dauert es auch ein paar Wochen, okay? Aber dann sind Sie völlig wiederhergestellt.«

Gridley fühlte, wie seine Panik ein wenig nachließ. Er würde wieder gesund werden. Daran klammerte er sich, daran hielt er sich mit aller Kraft fest. Er würde wieder gesund werden.

Es sei denn, sie erzählt dir das nur, damit du nicht durchdrehst, sagte seine innere Stimme.

Jetzt betrat eine andere Frau das Zimmer. Sie war untersetzt und hatte blond gefärbte Haare. Auch sie trug eine grüne Uniform. Sie hielt einen tragbaren Computer in der Hand und begann ohne Einleitung: »Ich bin Dr. West. Irgendwann im Laufe des gestrigen Nachmittags hatten Sie eine leichte Apoplexie – einen Schlaganfall. Auf den Computertomografien und MEG-Gehirnaufnahmen waren keine Gerinnsel oder größere Blutungen festzustellen, und die Ursache ist idiopathisch. Das heißt,

wir kennen sie nicht. Ihre vitalen Anzeichen sind normal, Ihr Blutdruck, Ihre Atmung und Ihr Puls bestens, und Ihre Blutwerte bewegen sich innerhalb der üblichen Eckwerte für Gesunde. Außer der Apoplexie ist alles in bester Ordnung. Wir glauben Sie haben eine vorübergehende Hemiplegie oder Hemiparese und erwarten eine komplette Auflösung dieser Symptome. Können Sie mir folgen?»

Gridley nickte wortlos. Seine eigene Stimme wollte er nicht hören.

»Gut. Sie werden noch einen oder zwei Tage hier bleiben, dann lassen wir Sie nach Hause gehen. Die Physiotherapie beginnt am heutigen Nachmittag; es wird jemand kommen und Ihnen einige Übungen zeigen.«

Sie schaute auf ihre Uhr. »Ich muss weiter. Später sehe ich noch einmal nach Ihnen, zusammen mit einem Haufen von Medizinstudenten. Es werden noch einige Leute zu Ihnen kommen, Ihnen Blut abnehmen, Ihnen Medikamente geben. Versuchen Sie, sich ein wenig zu entspannen.«

Dr. West gab Rowena den flachen Computer und verließ das Zimmer.

Sich entspannen?

Natürlich. Ein Teil seines Gehirns war explodiert, und er sollte sich *entspannen*? Unmöglich. Völlig undenkbar. Auf der anderen Seite wollte er auch nicht einfach hier liegen und sich darüber den Kopf zerbrechen, aber welche Wahl hatte er schon? Er war an Schläuche und Drähte angeschlossen und musste erst mal hier bleiben, ob er wollte oder nicht.

Gott im Himmel. Wie hatte so etwas geschehen können?

*Sonntag, 3. April 2011
Yews, Sussex, England*

Applewhite brachte Goswells Tablett und stellte es auf den Tisch. Aus der Tülle des Teepotts stieg Dampf empor – es war kühl im Garten, dabei aber gleichzeitig erfrischend. Goswell nickte. »Danke sehr, Applewhite.«

Der Butler goss ihm eine Tasse Tee ein und fügte ein Stückchen Zucker und einen Spritzer Zitronensaft hinzu. »Noch ein wenig Gebäck, Sir?«

»Ich glaube nicht. Aber ein Telefon, wenn Sie so freundlich sind.«

»Aber natürlich, Milord.«

Applewhite zog ein Handy aus der Jackentasche, noch bevor Goswell Gelegenheit hatte, den ersten Schluck Tee zu trinken. Er schüttelte den Kopf. Moderne Technologie. Sie hatte sicherlich ihre Tücken, doch glücklicherweise war sie ihm immer zu Diensten gewesen, in finanzieller und anderer Hinsicht.

»Wie hieß doch noch unser Wissenschaftler?«

»Peter Bascomb-Coombs, Milord.«

»Ach ja, natürlich.« Goswell wiederholte den Namen des Mannes ins Telefon, dann hielt er es an sein Ohr. Es klingelte dreimal.

»Ja, was ist?« Bascomb-Coombs machte einen leicht verärgerten Eindruck. Natürlich, Burschen von dieser Sorte waren wohl immer gereizt.

»Hier spricht Geoffrey Goswell.«

»Oh, Lord Goswell.« Das hatte seinen Tonfall sehr schnell geändert. »Was kann ich für Sie tun?«

»Nicht viel, mein Junge. Ich rufe Sie nur wegen dieser, hm ... Kleinigkeit an, die wir kürzlich beim Abendessen besprochen haben.«

»Ach so, ja. Es geht alles seinen Gang. Zwar gab es einige kleinere Rückschläge, aber ich habe mich darum gekümmert, und wir sollten jetzt wieder im Zeitplan liegen.«

Er war schon recht vorsichtig, dieser Wissenschaftler. Obwohl Peel ihm versichert hatte, dass sowohl sein Mobiltelefon als auch das Gerät des Wissenschaftlers völlig abhörsicher seien, hasste Goswell es, solche Dinge außerhalb der schützenden Mauern seines eigenen Hauses laut auszusprechen.

Während er rückte, fiel ihm ein, dass der Mann ihn gar nicht sehen konnte, da an diesen Apparat keine Kameras und sonstige periphere Geräte angeschlossen waren. »Gut, in Ordnung. Und diese neugierigen Burschen, von denen Sie sprachen?«

»Sie sind nicht mehr neugierig. Im Moment haben sie ganz bestimmt andere Sorgen.«

»Hervorragend. Ich werde jetzt auflegen.«

Applewhite erschien und nahm ihm das Handy ab. »Haben Sie sonst noch einen Wunsch, Milord?«

»Ja, versuchen Sie doch bitte, Peel aufzutreiben, wenn es geht. Wenn er Zeit hat, würde ich gern kurz mit ihm sprechen.«

»Wird sofort erledigt, Milord.«

Applewhite verschwand, um den Major zu holen. Auf diese Weise würde Goswell endlich Gelegenheit finden, seinen Tee zu trinken, bevor er kalt wurde.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Goswell eine Bewegung. Er drehte den Kopf und sah, wie ein Kaninchen im Blumenbeet auf der anderen Seite des Gartens an irgendwelchem Grünzeug knabberte. Was für ein dreistes Biest! Nicht einmal zwanzig Meter entfernt! Natürlich kamen die verdammten Kaninchen nie zum Vorschein, wenn er seine Flinte zur Hand hatte. Sie waren schlau genug, um sich davor zu hüten. Zwar waren seine Augen nicht mehr

so gut wie früher. Dennoch konnte er ein räuberisches Kaninchen auf zwanzig Meter Entfernung mit seiner Purdey-Flinte treffen, das war sicher. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er Applewhite rufen und ihn die Flinte holen lassen sollte, damit er das aufmüpfige Kaninchen erledigen konnte, doch er entschied sich dagegen. Der Morgen war zu schön, um ihn mit Flintenlärm zu ruinieren. Trotzdem wäre es eine Genugtuung, dem Karnickel anständiges Benehmen beizubringen. Aber vielleicht war es besser, die Hunde des Verwalters auf die Biester loszulassen. Zwar schnappten sie selten eines, aber sie hatten offensichtlich viel Spaß bei der Jagd, und danach gaben die Kaninchen für eine Weile Ruhe.

Langsam schlürfte er seinen Tee. Als Peel schließlich kam, entschloss sich das Kaninchen endlich zu verschwinden. Vielleicht wusste es irgendwie, dass Peel mit seiner Pistole, die er immer bei sich trug, ein ausgezeichneter Schütze war. Ein längeres Verweilen schien ihm wohl nicht besonders klug.

»Milord haben gerufen?«

»Guten Morgen, Major. Setzen Sie sich, und trinken Sie eine Tasse Tee mit mir.«

»Danke sehr, Milord.« Peel setzte sich. Ein ordentlicher Bursche, ganz sein Vater, der alte Ricky. Er goss sich eine Tasse Tee ein, schwarz, ohne Zucker.

»Ich habe mir einige Gedanken über unseren Wissenschaftler gemacht.«

»Bascomb-Coombs«, sagte Peel.

»Genau. Ich habe mir überlegt, dass wir vielleicht besser etwas intensiver auf ihn achten, wenn Sie wissen, was ich meine. Auf der einen Seite halte ich ihn für recht wertvoll. Doch auf der anderen Seite käme es uns äußerst ungelegen, wenn er aussteigen würde, angesichts der vielen Dinge, die er so weiß.«

»Das halte ich für sehr unwahrscheinlich, Milord.«

»Sicherlich. Trotzdem sollte man besser umsichtig und auf alle Eventualitäten vorbereitet sein, meinen Sie nicht?«

»Durchaus, Milord. Ich verstehe Sie völlig. Zufällig habe ich Ihre diesbezüglichen Gedanken bereits vorausgeahnt und lasse Mr. Bascomb-Coombs seit einiger Zeit unauffällig bewachen.«

»Ach ja? Hervorragend. Sie sind ein umsichtiger Bur-sche, Peel.«

»Ich danke Ihnen, Milord. Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen.«

Goswell lächelte und trank einen Schluck Tee. Es war gut, Männer wie Peel um sich zu haben – Männer, die wussten, was zu tun war, ohne dass man sie dazu bei der Hand nehmen musste. Durch anständige Erziehung geprägte Männer, die einen nicht mit gesellschaftlichen Ausrutschern oder unangebracht heftigen Aktionen blamierten. Wenn es mehr von ihnen geben würde, wäre das britische Empire nie so tief gesunken.

»Wenn Mr. Bascomb-Coombs jemals auf den Gedanken kommen sollte, zu einem Problem zu werden, so sind wir natürlich darauf vorbereitet, uns mit ihm auf ... *rasche* Art und Weise zu befassen.«

»Schön, dann ist ja alles in bester Ordnung. Hier, nehmen Sie ein wenig Gebäck.«

Peel lächelte und nickte ihm kurz zu. So ein ordentlicher junger Mann. Schade, dass diese leidige Geschichte in Irland hatte geschehen müssen. Doch was für das Regiment ein Verlust war, bedeutete einen Gewinn für Goswell. Wenn er doch nur noch ein Dutzend mehr Leute von der Sorte Peels hätte. Man kam heutzutage so schwer an gutes Personal.

»Ausgezeichnetes Gebäck, Milord.«

»Ich werde Applewhite bitten, der Köchin Ihre Meinung mitzuteilen.«

Das war der richtige Stil für das Frühstück eines

Gentleman. An einem sonnigen Frühlingstag auf dem eigenen Landsitz, bei Tee und gutem Gebäck, in Gesellschaft von anständigen Burschen. In der Tat.

*Sonntag, 3. April 2011
London, England*

Toni und Alex saßen in einem kleinen Restaurant in der Nähe ihres Hotels beim Frühstück. Nach einer Weile sagte sie: »Wir fliegen heute um zwölf Uhr vom Flughafen Heathrow. Ich habe es leider nicht geschafft, uns auf die Concorde oder auf einen Direktflug zu buchen. Deshalb müssen wir in New York am Kennedy-Airport in einen Regionalflieger nach Dulles umsteigen.«

Alex trank einen Schluck Kaffee und meinte schließlich: »Du könntest auch hier bleiben. Es gibt keinen Grund, dass du deine Ferien auch ruinierst.«

»Allein hier bleiben? Und das soll mir Spaß machen?«

»Na ja, interessant scheint doch zumindest diese Silat-Klasse zu sein, die du ausfindig gemacht hast.«

»Das sind gerade einmal zwei Stunden am Abend. Nein, wenn du fliegst, komme ich mit. Du wirst mich bei der Arbeit brauchen.«

Ohne rechten Appetit rührte er mit der Gabel in seinen Eiern herum. »Spiegeleier, gut durchbraten«, sagte er. »Wenn diese Eier noch ein bisschen länger in der Pfanne geblieben wären, könnte man Hockey mit ihnen spielen.«

»Es tut mir Leid wegen Jay«, bemerkte sie.

»Die Ärzte sagen, er ist bald wieder auf den Beinen. Wahrscheinlich keine bleibenden Folgen.«

»Trotzdem.«

»Ich kann immer noch nicht glauben, dass er diese Verletzungen von irgendeinem Vorfall in der Virtuellen Realität davongetragen hat.« Alex starrte auf seine Eier und schwieg.

»Du hast doch die Berichte der Briten und der Japaner gesehen. Ihren Leuten ist genau das Gleiche geschehen, und beide Männer verfolgten dieselben Spuren wie Jay.«

»Trotzdem scheint es mir unmöglich.«

»Genau wie der geknackte Code über den Zug in Pakistan. Wer auch immer das geschafft hat, ist uns meilenweit voraus. Die wissen von Sachen, von denen wir absolut keine Ahnung haben.«

»Sehr aufmunternder Gedanke.«

Sie sah ihn an. Seine Gesichtszüge waren regelrecht verfinstert.

»Macht dir sonst noch was Sorgen, Alex?«

Ein letztes Mal stocherte er in seinen Eiern, dann legte er die Gabel zur Seite. »Das kann man wohl sagen. Aber ich wollte dir damit nicht auf die Nerven gehen.«

»Los, ich werde es überleben. Was ist denn passiert?«

»Heute früh habe ich von den Anwälten meiner Exfrau eine elektronische Faxnachricht erhalten.«

»Und ...?«

»Megan versucht, vor Gericht das alleinige Sorgerecht für Susan zu erreichen.«

»O nein.«

»O ja. Vielleicht hätte ich ihrem neuen Freund keine Ohrfeige verpassen sollen.«

»Du hast gesagt, dass sie diesen Gedanken schon vorher hatte.«

»Ja, sicher. Aber geholfen hat die Ohrfeige bestimmt nicht. Oder dass ich gesagt habe, wenn er wieder bei ihr schläft, wenn Susan zu Hause ist, würde ich sie auf Ehebruch verklagen.«

»Du warst wütend.«

»Klar. Und dumm. Sie ist eigentlich nicht böswillig, sie weiß nur genau, wie sie mich treffen kann.«

»Erfinde keine Entschuldigungen. Sie ist ein Miststück.«

Lächelnd antwortete er: »Unglücklicherweise ist dieses Miststück die Mutter meines einzigen Kindes und sie will mir meine Tochter wegnehmen. Damit dieser bärtige Lehrer ihr Papa wird.«

»Was hat dein Anwalt dazu gesagt?«

»Was Anwälte immer sagen. Keine Sorge, er hat die Sache im Griff, Megan wird die Sache nicht durchbringen.«

Sie griff nach seiner Hand. »Es wird schon in Ordnung gehen. Du bist zu gutherzig, jeder Richter wird das gleich erkennen.«

Wieder lächelte er. Dann drückte er ihre Hand. »Danke. Ich liebe dich.«

»Deshalb bin ich hier.«

Sie liebte Alex schon seit geraumer Zeit. Manchmal war die Art, wie er seine Gefühle unter Verschluss hielt, eigenartig und nervenaufreibend. Auch störten sie seine Versuche, sie vor allen möglichen Dingen zu schützen. Doch im Großen und Ganzen waren diese Dinge unbedeutend. Früher oder später würde es ihnen gelingen, sie in den Griff zu bekommen. Davon war sie überzeugt.

*Sonntag, 3. April 2011
Las Vegas, Nevada*

Obwohl John Howard sich vorgenommen hatte, früh zu Bett zu gehen, stand er nun nach einer ausgiebigen Tour auf dem Parkplatz vor dem Luxor-Hotel und starrte in den Himmel. Ein kühler, trockener Wind wirbelte Staub zwischen den Fahrzeugen auf. Der Parkplatz war von Palmen und anderen Bäumen und Büschen umgeben, die ihren Ursprung nicht in dieser Gegend hatten. Die Sommer in Nevada waren heiß genug, um die Bäume davon zu überzeugen, dass sie gedeihen konnten – solange sie genug Wasser bekamen. Doch die Palmen am Rande der Betonfläche schwankten irgendwie gezwun-

gen in der Brise, als ob sie verstehen würden, dass sie eigentlich nicht hierher gehörten.

Von der Spitze der riesigen schwarzen Pyramide des Luxor strahlte ein enger Ring von Scheinwerfern, zu einem einzigen dicken Lichtpfeil gebündelt, direkt nach oben in den Himmel. Die von der laserähnlichen, hochschießenden Lichtsäule ausgehende Hitze war so intensiv, dass Luft und Staub angesaugt wurden und in einem Springbrunnen von Fotonen gen Himmel geschleudert wurden. Die Nacht musste Las Vegas aus der Ferne bewachen – die Stadt ließ die Dunkelheit nicht in sich hinein.

Howard beobachtete den kochenden Lichtstrahl. Wenn sich eine Motte zu nah an diese weiße Säule heranwagte, würde sie in kürzester Zeit geröstet und halb bis zum Mond gepustet.

Über der ganzen Stadt hing eine unglaublich dekadente Aura, und das Luxor war dafür ein gutes Beispiel. Mehr als viertausend Zimmer, mindestens ein halbes Dutzend Themenrestaurants, ein durchgehend geöffnetes Kasino und ein Schwimmbad von olympischen Ausmaßen. Dazu kam eine Bootsreise ins Land der Toten, mitten im Atrium. Hier gab es das antike Ägypten, in der Version von Walt Disney, und für einen Dollar durfte man eine ägyptische Gottheit am Arm ziehen und bei der großen Ausspielung mitmachen. Ihre Einsätze, meine Damen und Herren, Ihre Einsätze ...

Er war hineingegangen und hatte sich umgesehen. Er staunt war er gewesen, aber auch überwältigt von all diesen Dingen. Hier draußen vor dem massiven Gebäude überflutete Howard das Gefühl, wie außerordentlich reich die Vereinigten Staaten doch waren. Der Eingang wurde von einem gigantischen Obelisk markiert und von einer Sphinx in viel besserem Zustand als ihr großes Vorbild in Ägypten bewacht. Die Tatsache, dass eine Na-

tion solche rein zum Spaß angelegte Vergnügungsstätten hervorbringen konnte, für die Millionen Menschen, die es sich leisten konnten, hierher zu kommen und zu spielen, sagte viel über dieses Land aus. Er konnte es den Kasinobesitzern kaum verdenken, dass sie die Dummen von ihrem Geld trennen wollten. Zwar hatten sie großartige Arbeit geleistet, doch so attraktiv und außergewöhnlich dieser Ort sein mochte – es gab gleichzeitig etwas Abstoßendes an dieser Atmosphäre.

Las Vegas sprach die Neigung der Menschen zum Feiern an, die Mentalität des Hier und Jetzt, die den nächsten Tag zum Teufel wünschte. Aber gleichzeitig war es ein Aufruf an die dunkle Seite im Menschen, an die Verzweifelten, die Gierigen und die Süchtigen. Es war Plastik und Neon und alles, was billig und schäbig war an Amerika. Aber es machte auch Spaß.

Howard lachte und machte sich auf den Weg zurück in sein Motelzimmer. Auf die alten Tage noch zum Philosophen geworden, was, John? Als Nächstes findest du dich in irgendeinem abgedunkelten Raum wieder und betrachtest deinen Bauchnabel.

Wieder lachte er. Na ja. Vielleicht doch noch nicht so bald.

*Sonntag, 3. April 2011
Stonewall Fiat, Nevada*

In der Nacht erwachte Rushjo aus unruhigem Schlaf. Unmittelbar katapultierte er sich in totale Alarmbereitschaft, wie er es vor Jahren bei Spetsnaz gelernt hatte. Er lauschte, hörte aber nichts Außergewöhnliches. Nach ein paar Minuten stand er auf und ging ins Badezimmer. Als er herauskam, öffnete er die Tür des Wohnwagens. Nacht starrte er in die Wüste.

Die Nacht war klar, und unzählige Sterne hingen wie

harte, glitzernde Nadelköpfe am Himmel. Eine Brise blies durch die Büsche und wirbelte Sand auf, aber sonst bewegte sich nichts. Keine Lebenszeichen.

Er rieb sich das Kinn. Seit einigen Tagen hatte er sich nicht rasiert und vielleicht wurde es allmählich Zeit.

Einen Augenblick später schloss er die Tür. Irgend etwas war faul. Irgendeine Gefahr lauerte vor seiner Tür, und obwohl er sie weder sehen noch hören konnte, wusste er, dass sie da draußen wartete.

Er seufzte. Jetzt war die Zeit gekommen, die Waffen hervorzuholen und sich in Bereitschaft zu halten. Außerdem musste er noch andere Dinge überprüfen. Als er hier ankam, hatte er verschiedene Vorbereitungen getroffen. Falls ihn der Tod holen würde, wäre er nicht traurig. Aber auch wenn er diese Schlacht am Ende verlieren würde, so würde er doch sein Bestes geben, um vielleicht noch einmal zu siegen. Obwohl sein Talent eingerostet und in der letzten Zeit wenig zum Einsatz gekommen war, war es doch alles, was ihm blieb. Er würde noch einmal sein Bestes geben.

Rushjo ging auf die Toilette. Zuerst würde er sein Gesicht waschen, sich rasieren und sich anziehen. Dann würde er seine Kriegsvorbereitungen treffen.

8

*Sonntag, 3. April 2011
London, England*

Als Michaels und Toni an der Hotelrezeption ihre Rechnung bezahlen und ein Taxi zum Flughafen bestellen wollten, erklärte ihnen der Hotelangestellte mit ernster Miene: »Vielleicht wäre es eine gute Idee, wenn Sie sich

vorher mit Ihrer Fluggesellschaft in Verbindung setzen würden, Sir?»

»Wieso?»

»Es wäre sicherlich besser, Sir. Uns wurde gerade mitgeteilt, dass es irgendein kleines Problem mit dem Flugplan von Heathrow gibt. Und mit den Flügen vom Flughafen Garwick ebenfalls. Es tut mir sehr Leid, Sir.«

Wie sich herausstellen sollte, war der Angestellte ein Meister der Untertreibung. Es gelang Michaels nicht einmal, British Airways telefonisch zu erreichen. Eine Bandaufnahme teilte ihm mit, dass im Augenblick alle Telefonleitungen belegt seien und dass er sich später noch einmal melden möge.

Bei einem seiner wiederholten Versuche, zumindest mit einer Telefonistin zu sprechen, wurde er plötzlich von Toni am Arm vor ein Fernsehgerät in der Hotelbar gezogen. Die BBC hatte ihre regulären Sendungen für ein spezielles Nachrichtenbulletin unterbrochen. Augenscheinlich hatten fast alle Computersysteme der größten Flughäfen der Welt durchgedreht. Dazu gehörten nicht nur die Computer für die Ticketausstellung und Reservierung, sondern auch die Flugüberwachung und die Systeme zur automatischen Landenavigation. Ein kurzer Überblick zeigte Probleme in Los Angeles, New York, Dallas-Fort Worth, Denver, Sydney, Auckland, Djakarta, Neu-Delhi, Hongkong, Moskau, Paris und London. Auf den größten internationalen Flughäfen war der Passagierluftverkehr innerhalb von Minuten regelrecht zum Stillstand gebracht worden. Die Angestellten der verschiedenen Fluggesellschaften versuchten verzweifelt, der Lage Herr zu werden, doch ohne Computer war dies so gut wie unmöglich. An vielen Orten konnte man nicht einmal ein Ticket oder eine Reservierung bekommen. Wenn es gelang, wartete selten ein Flugzeug – wenn man überhaupt den richtigen Flugsteig gefunden hatte. Fand man schließlich *tatsächlich*

ein Flugzeug, so nur um feststellen, dass es in absehbarer Zeit nirgendwohin fliegen würde.

Zumindest am heutigen Tag sollten die Menschen wohl einmal nicht fliegen.

»Mein Gott«, stöhnte Michaels.

»Ein echtes Chaos. Und weißt du was?«

Düster nickend antwortete Michaels: »Ja, ich weiß. Irrendwie wird es unser Chaos werden.«

Das hätte er nicht sagen dürfen, er wusste es genau. Denn der gelangweilte Gott, der auf die Narren Acht gab, wartete nur auf solche Kommentare. In kürzester Zeit kam dann auch die Antwort.

»Commander Michaels?«

Michaels starrte auf eine hoch gewachsene, grünäugige Frau um die dreißig. Sie hatte kurzes, dunkelblondes Haar, trug ein dunkles, konservatives Kostüm, dessen Rock ihr bis fast zu den Knien reichte, und praktische flache Halbschuhe. Als sie einen Schritt auf ihn zu machte, stellte er sich vor, dass sie Kunstturnerin war. Oder vielleicht Tänzerin. Reizend ...

»Ja?«

»Mein Name ist Angela Cooper, ich bin beim MI-6.« Sie zog eine Brieftasche mit einem holografischen Pass aus der Tasche und wies sich aus. »Würden Sie und Miss Fiorella bitte so gut sein und mich begleiten? Minister Wood und Generaldirektor Hamilton würden gern ein paar Worte mit Ihnen wechseln.«

»Eigentlich wollten wir einen Flieger in die Staaten nehmen«, entgegnete er.

Cooper deutete mit dem Kopf auf den Fernseher. Dann lächelte sie ihn kurz an. »Das scheint mir in der nächsten Zukunft ziemlich unwahrscheinlich, Sir. Und bei der Beseitigung dieses Problems könnten wir durchaus Ihre Hilfe gebrauchen. Wir haben bereits alles mit Ihrer Direktorin geklärt.«

Michaels sah Toni an. Mit einem fatalistischen Gesichtsausdruck zog sie die Augenbrauen hoch.

Wieso eigentlich nicht? Es war sicherlich interessanter, als in einem überfüllten Warteraum am Flughafen herumzusitzen. Außerdem hatte er eine Menge über das Hauptquartier des MI-6 gehört; dafür allein würde sich der Ausflug schon lohnen.

Irgendetwas an Angela Cooper störte Toni. Während Cooper sie in dem großen Dodge mit Rechtssteuerung durch die Londoner Straßen nach Vauxhall Crossing fuhr, versuchte sie, dieses Irgendetwas zu identifizieren. Die Frau war attraktiv, höflich und wählte ihre Worte mit Sorgfalt. Wahrscheinlich war sie etwa so alt wie Toni. Wenn sie als Agent für den MI-6 arbeitete, hatten sie wohl eine Menge gemeinsam. Auf den ersten Blick schien es keinen Grund zu geben, Miss Cooper nicht zu mögen. Vielleicht war es Chemie. Oder Alex' Gesichtsausdruck, als die Frau sie angesprochen hatte. Dieser schnell verschleierte Blick männlichen Interesses. Alex sagte, dass er sie liebe, und Toni glaubte ihm. Doch manchmal war es nicht so einfach, aus Männern schlau zu werden. Wenn sie nicht daneben gestanden hätte, wie wäre die Reaktion von Alex auf die große Dunkelblonde dann wohl ausgefallen? Hätte er mit ihr geflirtet? Oder noch mehr?

Ihr gefiel nicht, dass sie eifersüchtig war. Es gab keinen Grund anzunehmen, dass Alex ihr untreu war, selbst in Gedanken. Trotzdem hatte sie dieses Gefühl. Keiner hatte jemals behauptet, dass Liebe logisch sei. Sollte es jemand gesagt haben, hatte er gelogen.

»Dies ist die Vauxhall Bridge Road«, sagte Cooper. »Von hier geht es in direkter Linie über die Themse. Dort drüben auf der Linken werden Sie gleich unser Gebäude auftauchen sehen. Es liegt neben der U-Bahn-Station.« Sie zeigte mit dem Finger hinüber, und Toni lehn-

te sich hinten im Wagen nach vorn, um besser sehen zu können.

Der Sitz des MI-6 war ein beeindruckendes und – für London – recht außergewöhnliches Gebäude. Die Außenwand schien cremefarben zu sein, und es gab viel grünes Glas – Fenster, nahm Toni an.

Auf dem Beifahrersitz neben Cooper bemerkte Alex: »Ich dachte immer, die innere Sicherheit gehört zu den Verantwortungsbereichen des MI-5, während der MI-6 sich um Angelegenheiten im Ausland kümmert.«

»So ähnlich wie das FBI und die CIA?«, entgegnete Cooper. »Zu einem gewissen Grad stimmt das auch. Trotzdem gibt es auch Überschneidungsbereiche. In den letzten Jahren hat der MI-5 viele seiner Ressourcen neu ausgerichtet, um sich auf Nordirland, organisiertes Verbrechen und Sozialbetrug zu konzentrieren. Im Hauptquartier sind sich alle einig, dass diese Computerbedrohung wahrscheinlich ausländischen Ursprungs ist, wodurch wir ein klein wenig Spielraum gewonnen haben, um der Sache nachzugehen. Schließlich sind wir alle im gleichen Team.«

Alex lächelte. »Das hört sich nicht gerade so an wie FBI und CIA.«

Mit blitzenden weißen Zähnen lächelte Cooper zurück. »Natürlich haben wir auch unsere Rivalitäten unter den Abteilungen. Und der MI-5 – wir nennen die Abteilung übrigens Security Service oder SS – wird schon einmal ungemütlich, wenn wir uns zu massiv auf seinem Territorium bewegen. Aber unsere Minister stehen dieser ganzen Angelegenheit ziemlich perplex gegenüber, deshalb müssen wir vom MI-6 – auch SIS, Secret Intelligence Service – ein wenig Unterstützungsarbeit leisten. Tatsache ist, dass unser Computersystem besser ist als das des SS, was für diesen Fall wohl entscheidend sein dürfte. Trotzdem hinken wir in dieser Hinsicht den amerikani-

schen Technologien immer noch ein wenig hinterher. Von Ihrer Organisation haben wir hier schon viel Gutes gehört. Sie sind ein Ableger des CITAC, richtig? InfraGard?«

Sie bezog sich auf das alte Computer Investigation and Infrastructure Threat Assessment Center, das vom FBI Mitte der Neunzigerjahre geschaffen wurde, um die Computerkriminalität zu bekämpfen.

»Nicht ganz«, erwiderte Alex. »Aber es gibt da natürlich eine Verbindung. Sie haben offensichtlich Ihre Hausaufgaben gemacht.«

Weder produzierte Cooper ihr leuchtendes Lächeln, wobei sie noch einmal ihre perfekten weißen Zähne zur Schau stellte.

Es bestand kein Zweifel daran, dass Toni sie nicht ausstehen konnte. Und wenn Alex nicht bald aufhörte, bei jedem Wort von Miss Cooper wie ein Idiot zu grinsen, dann würde er Probleme bekommen.

Offensichtlich ihre Hausaufgaben gemacht. Aber klar.

*Sonntag, 3. April 2011
Stonewall Fiat, Nevada*

Am liebsten benutzte Rushjo kleinkalibrige Handwaffen wie diejenigen, an die er sich bei Spetsnaz gewöhnt hatte. In Wahrheit waren solche Waffen genauso effizient wie die größeren Kaliber, die die Amerikaner vorzogen – wenn man den Schuss zielsicher anbringen konnte. Eine Kugel vom Kaliber 22 war klar mehr wert als ein Kaliber .357 in die Brust, und außerdem war es viel leichter, mit der kleinkalibrigen Pistole gut zu schießen. Bei ihr gab es fast keinen Rückschlag, wenig Lärm und kaum Mündungsfeuer, und mit einem längeren Lauf wurde die Waffe sogar noch genauer.

Im Allgemeinen wurde den Amerikanern beigebracht,

ins Massenzentrum zu zielen. Dabei war eine größere Kugel von Vorteil, wenn man die relative Schwäche aller Handwaffen berücksichtigte. Aber in dieser Hinsicht konnten sie noch etwas von den Israelis oder von Spetsnaz lernen. Bei ausreichender Übung gelangen Kopfschüsse fast automatisch.

Bevor er in die Wüste gezogen war, hatte Rushjo zwei Waffen gekauft, beide gebraucht. Die Erste war eine Präzisionspistole, ein Browning EMSA Modell Silhouette, eine Variante des Buck Mark Design der gleichen Firma. Die halbautomatische Pistole besaß ein Zehn-Schuss-Magazin und auf ihrem neun Zoll langen Lauf war eine Tasco-ProPoint-Visiereinrichtung installiert. Die Visiereinrichtung war elektronisch und produzierte einen winzigen roten, parallaxenfreien Punkt im Gesichtsfeld. Die Bedienung war einfach: Man lud eine Patrone, schaltete die Visiereinrichtung ein und richtete den Punkt auf das Ziel aus. Wenn man dann vorsichtig den Abzug betätigte, traf die Kugel auch genau diese Stelle. Auf zehn Meter durchschoss er mit dem Browning die Mitte einer Fünfpfennigmünze. Wenn er die Waffe aufstützte, verfehlte er auch auf hundert Meter Entfernung ein handflächengroßes Ziel nur äußerst selten. Bei Übungsschüssen war es ihm sogar gelungen, auf fast dreihundert Meter Entfernung ein Ziel von der Größe eines Menschen zu treffen – nach genauem Zielen und exakten Berechnungen der ballistischen und Abtriebskurve der Kugel. Selbst das kleine Geschoss des Browning hatte eine beunruhigende Wirkung, wenn man – auch auf diese Distanz – voll getroffen wurde. Die Waffe war nicht unbedingt erste Wahl für Schüsse über große Entfernungen, doch theoretisch konnten seine Projektilen, die CCI Minimags, weit über zwei Kilometer fliegen. Für solche Gelegenheiten war ein Gewehr natürlich die bessere Waffe, aber die Pistole ließ sich unter einem

Mantel verstecken, wenn es sein musste. Trotzdem konnte er damit einen Mann auf größere Entfernungen in den Kopf treffen als die meisten Schützen mit normalen Dienstwaffen.

Als zweite Waffe enthielt sein kleinen Arsenal eine Schrotflinte Kaliber 12 von Savage, das Modell 69 der Serie E 12 mit Vorderschaftrepetiereinrichtung. Auch sie hatte er auf dem grauen Markt erstanden. Zusätzlich hatte er sich die Mühe gemacht, sie in einer anderen Stadt als die Pistole zu erwerben. Zwar war die Flinte kein so gutes Stück wie die teureren Produkte. Sie war nur durch ein einziges Element mit dem Schaftrepetiermechanismus verbunden, was bei Ladehemmung weniger effizient war. Die Waffe fasste fünf Patronen und am liebsten setzte er Wildschrot Größe 4 ein. Allerdings hatte sie die kurzläufige Ausstattung, die von den Amerikanern Riot Gun genannt wurde, und auf seiner Suche kam sie seinen Wünschen ziemlich nah.

Natürlich hätte er ein gutes Jagdgewehr mit Zielfernrohr kaufen können, um dessen höhere Reichweite zu nutzen. Wenn ihn allerdings umgekehrt jemand aus fünfhundert Metern Entfernung mit einem Hochleistungsgewehr erschießen wollte, dann hatte er bessere Verteidigungsstrategien als diejenige, sich auf ein Scharfschützenduell einzulassen. In weitem Umkreis um seinen Wohnwagen hatte er die wenigen guten Punkte mit ausreichender Sicht auf sein Heim ausfindig gemacht, von denen ein guter Schütze ihn sehen und treffen konnte. Diese Punkte hatte er markiert und dort dann gewisse Verteidigungsmechanismen installiert. Natürlich könnten sie ihn auch erwischen, wenn er sich gerade nicht am Wohnwagen befand, aber es ließ sich nur eine bestimmte Anzahl von Risiken abdecken.

In der letzten Nacht hatte er beide Waffen gereinigt und geölt. Dann lud er sie mit frischer Munition. Außer-

dem verfügte er für die Pistole über vier Zusatzmagazine, und für die Flinte hatte er zehn Extrapatronen in Schlaufen an einem Gürtel, den er sich um die Hüfte binden konnte. Wenn es dazu kam, dass er die Flinte zu seiner Verteidigung einsetzen musste, wäre die Situation wohl ziemlich finster, mit wenig Chancen für eine Gelegenheit zum Nachladen; doch so etwas konnte man vorher nie genau wissen. Zu einem solchen Zeitpunkt würde es wohl in erster Linie darum gehen, seine Haut so teuer wie möglich zu verkaufen. Wenn er auch verlieren mochte, so würde er alles daransetzen, dass der Sieger nicht unbeschadet aus der Schlacht hervorging.

Eigentlich hatte er alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Er hätte davonlaufen können, aber wahrscheinlich war es dafür schon zu spät. Was auch immer geschehen sollte, würde geschehen, und er war so bereit, wie es nur irgend ging. Jetzt hieß es warten.

Warten gehörte zu seinen speziellen Qualitäten. Aber zunächst würde er sich erst einmal schlafen legen. Vielleicht hatte er so schnell nicht wieder Gelegenheit dazu. Oder nie wieder.

Er ging zum Bett und legte die Flinte und die Pistole neben einen kleinen Funksender griffbereit auf den Boden. Dann streckte er sich aus, atmete mehrmals tief durch und entspannte sich, soweit es ihm gelang. Nach ein paar Minuten schlief er ein.

Er träumte von Anna.

*Sonntag, 3. April 2011
Las Vegas, Nevada*

»Wie weit noch?«, fragte Howard.

»Ungefähr zwanzig Minuten«, antwortete Fernandez.

»Drehen Sie die Klimaanlage ein wenig herunter, es ist doch gar nicht so heiß.«

»Aber hier draußen werden Sie doch der Hitze keinen Vorsprung geben wollen, John. Wahrscheinlich ist es um zwölf bereits über dreißig Grad, und Sie wissen ja, wie diese Lastwagen die Sonne anziehen.«

»Wenn alles wie geplant läuft, sitzen wir um zwölf in einer Maschine nach Washington.«

»Kann nie schaden, auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein«, erwiderte der Sergeant.

Howard schüttelte den Kopf. Er befand sich mit Fernandez allein im Kommandofahrzeug, einem sandfarbenen Humvee Special. »Automatikschaltung, Servolenkung, Klimaanlage, und Sie machen sich Sorgen, dass wir der Hitze einen Vorsprung gewähren könnten. Auf Ihre alten Tage werden Sie noch zum Weichling, Julio.«

»Vielleicht möchte der General beim nächsten Mal in seinem Planwagen losziehen? Ich bin mir sicher, dass dem General die alte Nelly besser gefallen würde.«

»Zumindest würde sie sich nicht über die Hitze beschweren.«

»Und wenn sie es täte, könnten Sie Ihre Fuhrmanns-peitsche hervorholen. Eine von den vielen, die Sie zu Hause im Schrank haben, da bin ich mir sicher.«

Howard lächelte. »In Ordnung, jetzt lassen Sie uns noch einmal alles durchgehen.«

Fernandez warf einen kurzen Blick zum Himmel. »Ja, Sir. Wir haben drei Zwei-Mann-Teams – das heißt, Zwei-

Personen-Teams – draußen in Cow Skull Gulch auf Beobachtungsposten hocken. Wenn der Iwan den Kopf aus der Tür steckt, und wir es so möchten, dann können wir ihn abknallen wie Davy Crockett die Eichhörnchen. Der Große Schieler macht die ersten Aufnahmen für den Operationsbeginn um acht Uhr, und wir haben einen Hubschrauber der National Guard in Nellis bereitstehen, sollten wir ihn benötigen – was nicht vorkommen wird. Auf den Transportern vor und hinter uns befinden sich zwei Trupp gelangweilter, einsatzbereiter Soldaten. Und wir haben einen heruntergekommenen Typen von Spetsnaz in einem Airstream-Wohnwagen mitten in der Wüste, der weder weglaufen noch sich verstecken kann.«

Howard nickte. »So weit, so gut.«

Fernandez hörte die Beunruhigung in seinen Worten. »Was ist los, John? Sie und ich könnten allein da hineingehen und uns diesen Kerl schnappen – und dabei könnten Sie im Wagen sitzen bleiben. Es ist nur ein einziger Gegner, egal wie gut er auch sein mag.«

»Wahrscheinlich haben die Deutschen damals genauso von Sergeant York gedacht«, antwortete Howard.

»Mein Gott, Sie machen sich wirklich zu viele Sorgen.« Fernandez schaltete die Klimaanlage ein paar Stufen niedriger. »Vielleicht ist Ihr Gehirn eingefroren. Ach ja, wie ist es denn eigentlich Tyrone bei diesem Bumerangwettkampf ergangen?«

Das war nicht unbedingt der gelungenste Themenwechsel, den Howard je gehört hatte. Doch Julio hatte wahrscheinlich Recht; er sollte sich nicht wegen dieses einen Mannes in der Wüste unnötiges Kopfzerbrechen bereiten. Hineingehen nach Vorschrift, die Sache Punkt für Punkt durchziehen, fertig. Sie würden den Kerl mitnehmen und die Psychiater würden sich mit ihm auseinandersetzen. »Hat den dritten Platz geschafft.«

»Wirklich? Ziemlich gut für jemanden, der zum ersten Mal mitmacht, was?«

»Finde ich auch. Er hat seine persönliche Bestzeit übertroffen. Darauf war er besonders stolz, mehr als auf die Platzierung.«

»Sollte er auch. Eigentlich sind Sie kein schlechter Vater – für einen so alten Typen. Möglicherweise werde ich ein paar Fragen an Sie haben, wenn es bei mir so weit ist.«

Howard lächelte. Er konnte sich vorstellen, wie es sein würde, wenn das Baby von Julio und Joanna zum ersten Mal unerwartet Fieber bekam, irgendwas Grünes ausspuckte oder eine Kolik hatte. Er selbst hatte voller Panik einige Male mitten in der Nacht bei seiner Mutter angerufen, als Tyrone noch ein Säugling war.

»Was finden Sie so lustig, John?«

»Ach, ich stelle mir Sie gerade morgens um zwei mit einem schreienden Baby auf dem Arm vor. Erinnern Sie mich daran, dass ich Joanna bitte, Videoaufnahmen davon zu machen.«

Er holte tief Luft und atmete langsam wieder aus. Normales Lampenfieber, das er immer hatte, bevor die Waffen zum Einsatz kamen. Vielleicht wäre es anders, wenn er sich nach einiger Erfahrung auf dem Schlachtfeld in einer richtigen Kriegszone befinden würde. Natürlich musste es anders sein, davon war er überzeugt.

*Sonntag, 3. April 2011
Quantico, Virginia*

In einem motorisierten Rollstuhl starrte Jay Gridley auf die beiden Männer, die Tischtennis spielten. Offensichtlich entsprach seine Vorstellung, dass man, wenn einem etwas zustieß, wochenlang an ein Krankenhausbett gefesselt war, nicht mehr den neuesten Erkenntnissen. Es gab hier Typen, die am Vorabend am Herzen operiert worden

waren und heute im Flur entlangspazierten, das Tropfgestell neben sich herschiebend. Augenscheinlich war Bewegung besser als Stillliegen, wenn es um die Nachwirkungen großer Probleme ging. Zumindest bei einigen.

Seine Eltern waren auf dem Weg hierher. Sie würden ihn heute Nachmittag besuchen und er war nicht allzu glücklich darüber. Sicherlich würden sie sich große Sorgen um ihn machen, wollten sich um ihn kümmern und er ... er... ah ...

Woran hatte er gerade gedacht?

Eine neue Welle der Angst schlug über ihm zusammen und überzog ihn mit einer weiteren Schicht klebrigen Schweißes. Der körperliche Teil, das war schlimm genug, ja, aber die Ärzte sagten, der Körper spreche auf die Behandlung an. In ein paar Wochen wäre er wieder der alte Jay, könnte gehen, sprechen, tanzen. Doch sein Kopf schien nicht richtig zu funktionieren. Seine Gedanken liefen immer wieder in einem großen Brei zusammen und im nächsten Augenblick hatte er dann den Faden verloren.

Das erschreckte ihn fürchterlich. Mit einem kaputten Arm oder einem lahmen Bein konnte er sich in die VR einklinken, zum Teufel, sogar ganz ohne Arme oder Beine wäre das möglich – aber es war vorbei, wenn sein Gehirn nicht... wenn sein Gehirn nicht...

Nicht was?

Er hatte Angst, und einen Augenblick lang wusste er nicht einmal, warum. Doch dann war der Gedanke wieder da. Sein Kopf. Sein Gehirn. Seine Gedanken blieben nicht in ihren Bahnen. Es war, als ob man Rechenaufgaben zu lösen versuchte, während man dabei war einzuschlafen. Man konnte sich nicht konzentrieren, konnte den Zug nicht auf den Gleisen halten, konnte keine ... war nicht mehr in der Lage, aufmerksam zu sein.

Er musste unbedingt an einen Computer mit Sensoren

für die VR gelangen und online gehen. Dringend musste er feststellen, ob er es noch schaffte, der für ihn wichtigsten Tätigkeit der Welt nachzugehen. Es war nicht nur sein Job, es war sein ganzes Leben. Unmöglich, sich ein Leben ohne Computer vorzustellen.

Als eine der Krankenschwestern durch den Erholungsraum marschierte, winkte er sie zu sich. Da ihn die eigene Sprache noch schreckte, versuchte er gar nicht erst, mit ihr zu sprechen. Stattdessen machte er mit beiden Händen das Zeichen für den Zugang zur VR – Zeigefinger auf die Augen, Daumen auf die Ohren.

Sie nickte. »Klar. Immer hier entlang und dann links. Kommen Sie, ich bringe Sie hin.«

Er bedeutete ihr, dass ihre Begleitung nicht notwendig war, und nahm den Joystick des Rollstuhls in die gesunde Hand. Den Computer fand er auch allein. Er würde sich einklinken und dann sehen, was er tun konnte.

Wenn er überhaupt etwas tun konnte.

*Sonntag, 3. April 2011
Yews, Sussex, England*

Major Peel lehnte sich im Sessel vor seinem Schreibtisch zurück. Der Lord hatte ihm dieses Büro im ehemaligen Haus des Gutsverwalters eingerichtet. Vor dreihundert Jahren, während der Zeit der Reformation, war dieses Gebäude errichtet worden – ursprünglich als katholische Kirche. Als sich in jenen Tagen die anglikanische Kirche immer mehr profilierte, konnte es einen in einigen Teilen des Landes den Hals kosten, wenn man bei der Praktizierung katholischer Riten entdeckt wurde. Deshalb bauten die gläubigen Reichen hinter ihren Gutshäusern kleine Kapellen und trafen sich dort insgeheim mit einer kleinen Zahl von Auserwählten, um den Gottesdienst abzuhalten. Solange sie dabei umsichtig genug vorgingen und

solange der Lord des Gutes reich und angesehen genug war, ließen die örtlichen Beamten des Königs diese Praktiken durchgehen.

Es bestand schließlich kein Grund dazu, über Generationen gepflegte Glaubensformen und Rituale von einem Tag auf den anderen aufzugeben, nur weil der König seine Scheidung durchsetzen wollte.

Zwar war das Fenster über Peels Schreibtisch kein bemaltes Kirchenfenster, doch das Symbol der Dreieinigkeit war in den mit Mörtel zusammengehaltenen Stein eingemeißelt. Am Standort des Schreibtisches hatte sich früher ein Altar befunden.

Peel sah auf den Computerschirm, beobachtete das Videobild und hörte sich gleichzeitig den Report von Lieutenant Wilson an. Wilson war einer seiner besten Männer und führte das Team an, das Bascomb-Coombs beschattete.

»Sie sind überzeugt, dass er von seiner Überwachung nichts weiß?«

»Absolut, Sir. Vielleicht ist er klüger als ein Saal voller Oxfordprofessoren, aber in der richtigen Welt findet er sich nicht besonders gut zurecht. Von seiner Computerhardware und seinen Programmen haben wir uns fern gehalten – die hat er mit Sicherheitsmechanismen versehen, mit denen wir es nicht aufnehmen wollen. Aber wir haben überall im Haus und im Büro Überwachungskameras installiert. Es gibt welche an der Decke über den Computern in seinem Laboratorium und bei ihm zu Hause, die genau auf die Tastaturen und Monitore ausgerichtet sind. Meinetwegen kann er die besten Sicherheitssysteme der Welt in seinem System installiert haben, aber wir müssen nur zusehen, wie er etwas eintippt, oder ihm zuhören, wenn er mündliche Kommandos gibt. Außerdem haben wir auf diese Weise Aufnahmen von allen Dingen, die er auf den Monitoren sieht.«

»Und diese Geschichte mit den Flughäfen ist nicht zurückzuverfolgen?«

»So ist es, Sir. Alles, was dieser Bursche online unternimmt, ist nicht zurückzuverfolgen. Und dann ist es ihm noch gelungen – wir haben keine Ahnung wie –, ein System zu entwickeln, mit dem er die Apparaturen für die Virtuelle Realität überladen kann. Auf diese Weise hat er diverse Schnüffler mit einer Art Hirnschlag ins Krankenhaus befördert.«

»Wirklich?«

»Ja, Sir. Im Augenblick scheint es nur eine einzige Sorge zu geben. Es scheint, dass der MI-6 sich mit dem Chef der Net Force in Verbindung gesetzt hat. Das ist die Einheit des FBI für Computerkriminalität. Der Mann befindet sich hier in London und arbeitet mit ihnen zusammen.«

»Schon? Das ging aber schnell.«

»Allem Anschein nach war er zufällig gerade in der Stadt, bei irgendeiner Konferenz oder so etwas Ähnlichem.«

»Hm. Da sollten wir ein Auge drauf haben. Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»In Ordnung, Sir.«

»Sonst noch etwas?«

»Nichts, was das Projekt angeht. Aber es gibt eine andere Neuigkeit, die Sie vielleicht interessieren könnte. Erinnern Sie sich an Plechanow?«

»Der Russe, der ganz Asien kontrollieren wollte? Aber natürlich.« Sie hatten eine gute Stange Geld damit verdient, eine von Plechanows Gruppen zu trainieren.

»Nach seiner Festnahme gab es noch ein paar ungelöste Fragen«, fuhr Wilson fort. »Die bemerkenswerteste davon war wohl der Verbleib des Killeragenten der Spetsnaz, Rushjo.«

»Richtig. Ein ganz ungemütlicher Vogel war das. Und der ist davongekommen, nicht wahr?«

»Wohl nur für kurze Zeit, nach Informationen, die Bascomb-Coombs jetzt vorliegen. Es scheint, dass sie kurz davor stehen, Mr. Rushjo einzusammeln, irgendwo draußen im amerikanischen Westen.«

»Pech für ihn.«

»Dachte nur, das könnte Sie interessieren, Sir.«

»Natürlich, und wenn es etwas Neues zu berichten gibt, sagen Sie mir sofort Bescheid.«

Nachdem er aufgelegt hatte, sah Peel zum alten Fenster hinauf. Interessante Entwicklungen. Wenn es auch nicht sein Regiment war, so war auch diese Arbeit nicht ohne Reize. Das konnte man mit Fug und Recht behaupten.

*Sonntag, 3. April 2011
Stonewall Flat, Nevada*

»Alles bereit?«

»Ja, Sir«, antwortete Fernandez. »Die Scharfschützen sind auf ihrem Platz, die Bodentruppen auf dem Weg zu ihren Positionen. Der Ort ist umzingelt, und in diesem Augenblick bricht das Einsatzteam zum Wohnwagen auf. Abseits der Straße, für den Fall, dass er sie vermint hat.« Fernandez grinste, um zu zeigen, dass seine Sorge bezüglich dieses letzten Teils nicht ernst gemeint war.

In ihren modifizierten Hightech-Anzügen von SIPE standen die beiden Männer neben dem Humvee Special, den sie etwa achthundert Meter vor Rushjos Wohnwagen auf der Hauptstraße geparkt hatten. Diese Straße war gleichzeitig der einzige Zugang zu seinem Wohnwagen. Howard hatte sein Visier aufgesetzt. Durch einen silikongepanzten Leupold-Feldstecher Stärke 10 beobachtete er mit langsamen Kreisbewegungen das Umfeld der Zielperson. »Noch kein Lebenszeichen von ihm. Er scheint kein Frühaufsteher zu sein.«

»Sein Problem«, erwiderte Fernandez. »Unsere Jungs werden in ein paar Minuten hier sein, dann gibt es ein wenig Leuchtmunition und etwas Brechgas. Unser Mr. Killer wird halbbblind wach, kotzt sein Abendessen von gestern aus und steht vor einem echten Problem. Sie hätten mich an die Spitze des Teams stellen sollen, es macht keinen Sinn, dass wir beide dieses Vergnügen verpassen.«

»In kürzester Zeit sind Sie ein Familienvater mit Kind, Julio. Wenn Sie glauben, ich werde Joanna erklären, dass Ihnen irgendetwas zugestoßen ist – das können Sie vergessen. Sie sollten sich besser daran gewöhnen, an einem Schreibtisch zu sitzen.«

»Ich kann den Tag kaum abwarten.«

»Der kommt schneller, als Sie denken, Sergeant.« Er schaute zum Wohnwagen herüber. So weit, so gut.

Als ein Geräusch das Herannahen eines Fahrzeugs ankündigte, war Rushjo bereits wach. Er stand auf und schnallte sich den Gürtel mit der zusätzlichen Munition für die Flinte um. Dann ergriff er das Gewehr und schlang sie am Nylonriemen über die Schulter. Er nahm die Pisto-
le und die Funkfernbedienung und ging zum Fenster oberhalb der Spüle. Für einen Augenblick legte er den Browning hin, hakte die Fernbedienung an seinem Gürtel fest und schaute hinaus.

Ein gedrungener, fast quadratischer, sandfarbener Lastwagen rollte ziemlich schnell auf den Wohnwagen zu. Stetig bewegte sich das Fahrzeug die leichte Neigung hinauf; dabei fuhr es in etwa zehn Meter Abstand parallel zur Zufahrtsstraße. Hinter ihm erhob sich eine Wolke hellen Staubes.

Ein militärischer Angriff? Mit einem Fahrer, der die Straße mied, um eventuellen Minen auszuweichen? Schlaue. Wenn es sich um Militäreinheiten handelte, tru-

gen sie wahrscheinlich leichte Panzerkleidung. Seine Waffen würden ihm nicht allzu viel nützen, außer bei sehr präzisen Schüssen. Daran sollte er denken.

Er atmete einige Male tief durch, nahm ein Glas, ließ ein wenig Wasser hineinlaufen, spülte sich den Mund aus und spuckte ins Spülbecken aus. Dann stellte er das Glas ab, steckte die Pistole in den Gürtel und ging zur Tür.

Gäste waren zu Besuch gekommen. Es war Zeit, als Willkommensgruß den roten Teppich auszurollen.

Vorsichtig löste er die Funkfernbedienung vom Gürtel. Auf dem Gerät gab es vier Knöpfe, von denen jeder ein Signal kontrollierte. Verstärkt wurden diese Signale von einem Booster, der in der Satellitenschüssel auf dem Dach des Wohnwagens versteckt war.

Seufzend drückte er auf den ersten Knopf.

»Was, zum Teufel, ist denn das?«, rief Howard.

Aus dem Boden rund um den Wohnwagen erhob sich eine kreisförmige graue Mauer und schob sich in die noch kühle Morgenluft. Innerhalb von Sekunden hatte die dunkelgraue Wolke den Wohnwagen verdeckt.

»Er hat Rauch«, sagte Fernandez unnötigerweise in das LOSIR-Mikrofon, das in seinen Helm eingebaut war. »Alles etwas langsamer.«

Der Anführer der Einsatztruppe entgegnete: »Was Sie nicht sagen.«

Howard hörte den Wortwechsel in seinem Helm mit. Dann schaltete er das Sichtgerät auf Infrarot um.

Allzu viel nützte es nicht: Das, was die Rauchentwicklung hervorrief, produzierte gleichzeitig Hitze, durch die er nicht hindurchsehen konnte.

Darauf rief er die Einspeisung der Aufnahmen vom Großen Schieler ab, doch das vom Computer vergrößerte Satellitenbild zeigte innerhalb des Rauchrings nichts als den Wohnwagen.

»Er befindet sich immer noch drin«, verkündete Howard. »Jedenfalls bis jetzt. Vorsichtig weitermachen.«

»Verstanden«, entgegnete der Anführer des Einsatzteams.

Rushjo sah durch das Fenster über der Tür. Die Rauchbomben hatten den Wohnwagen den Blicken der Soldaten entzogen. In wenigen Sekunden würden sie nicht mehr rauchen, sondern in weißheißen Stichflammen explodieren, was garantiert alle auf ihn gerichteten Sensoren verwirren musste.

Nach einem Blick auf den zweiten Knopf nickte er sich selbst zu. Seit geraumer Zeit hatte er niemanden umgebracht, doch dieser Angriff hatte offensichtlich militärischen Charakter. Die Männer und Frauen, die sich an den Stellen für Scharfschützen versteckten, waren mit Sicherheit Soldaten und darauf vorbereitet, ihn auf Befehl zu erschießen. Sie kannten die Risiken des Kampfes. Und wenn nicht, dann würden sie jetzt eine Kostprobe erhalten.

An neun Stellen, wo sich Scharfschützen möglicherweise verstecken konnten, um ein freies Schussfeld auf den Wohnwagen zu haben, waren insgesamt siebenundzwanzig Antipersonenluftminen vergraben. Er hatte sie in umgedrehte große Pappbecher gesteckt und sie mit einer dünnen Schicht Sand und Erde bedeckt. Diese Luftminen waren Varianten der alten Bouncing Betty. Kleine komprimierte Gaszünder schleuderten die Päckchen von der Größe einer Zigarettenschachtel knapp zwei Meter in die Höhe. Dort explodierten stärkere Zünder und spritzten eine Hand voll Stahlsplitter in einem Verderben bringenden Muster in alle Richtungen. Wenn sich jemand ungeschützt im Umkreis von einigen Metern aufhielt, wurde er niedergestreckt, entweder tot oder schwer verwundet. Selbst bei gepanzerter Schutzuniform fanden

häufig einige Splitter ihren Weg zu einer Naht oder einer ungeschützten Stelle und verursachten gefährliche oder auch tödliche Verletzungen.
Er drückte auf den Knopf.

Plötzlich kamen aus Howards LOSIR-Lautsprecher erschrockene Rufe und Schreie, vermischt mit den Geräuschen kleinerer Explosionen. Eine oder zwei Sekunden später schallte das Echo über das Gelände.

»Was ist los? Berichten Sie!«

»Wir hatten eine Mine hier, Colonel, Spalding wurde getroffen und blutet!«

»Hier bei S2 ist auf uns geschossen worden, Sir, viel Staub, keine Verletzungen!«

»Reader ist getroffen, ihr Gesicht eine einzige Wunde!«

»John – sehen Sie.«

Howard blickte zu der Rauchwand hinüber und sah, wie grelle Lichter durch den Nebel aufflammten. Was zum Teufel ging dort vor sich?

Als die ersten Rauchbomben bis auf ihre Magnesiumbasis heruntergebrannt waren und aufflammten, öffnete Rushjo die Wohnwagentür und trat heraus. Zwar hatte er nur fünfzehn Meter zurückzulegen, doch musste er sich in Stellung befinden, bevor seine Wärmesignatur die einzige Hitze in der Umgebung war. Alles für den Fall, dass sie Satelliten- oder Flugzeugüberwachung hatten.

Er beeilte sich.

Über dem Loch seines Verstecks lag zur Tarnung eine Platte Sperrholz, die rundherum mit hitzereflektierendem Material versehen war. Oben auf das Brett hatte er Dreck und Sträucher geklebt. Einmal an der richtigen Stelle eingerastet, war die Platte praktisch unsichtbar und solide genug, um darauf herumzulaufen. Das Ver-

steck war nur einen Meter breit und zwei Meter lang, aber er hatte nicht vor, allzu lange darin zu verweilen.

Nachdem er in das Loch hineingestiegen war, drückte er eine kalte chemische Notleuchte und erhielt genug Licht, um den batteriebetriebenen Fernsehmonitor einzuschalten. Eine Kamera auf dem Dach des Wohnwagens – ebenfalls in der Satellitenschüssel verborgen – und eine zweite Kamera auf dem Müllhaufen hinter seinem Grundstück zeigten ihm rauchverhangene und körnige Bilder, die jedoch brauchbare Eindrücke vom Wohnwagen und der näheren Umgebung lieferten, einschließlich Aufnahmen von seinem 4Runner-Geländewagen.

Das Fahrzeug war voll gestopft mit Dingen, die zur Ausführung des restlichen Teils seines Plans notwendig waren.

Noch ein paar Sekunden, damit sich der Rauch ein wenig verziehen konnte.

»Rauch löst sich auf«, kam der Bericht über Howards LOSER.

»Mit größter Vorsicht weitermachen«, erwiderte Howard.

»Wollen Sie ihn immer noch lebend?«

Howard knirschte mit den Zähnen. Bis jetzt hatte er vier Verwundete, und nach Meinung des Truppenarztes waren zwei von ihnen so schwer getroffen, dass sie dringend in eine Klinik gebracht werden mussten. Der Hubschrauber der National Guard war bereits unterwegs.

»Ja. Lebend, wenn möglich. Aber schützen Sie sich, so gut es geht. Ich will keine Verwundeten mehr haben, verstanden? Wenn Sie schießen müssen, dann schießen Sie.«

»Verstanden, Sir.«

Jetzt, dachte Rushjo. Er drückte den dritten der vier Knöpfe auf seiner Fernsteuerung.

»Köpfe hoch!«, rief Fernandez.

Howard schaute auf. Ein Fahrzeug raste aus dem Rauch heraus und kam die Straße hinauf. Rushjos Jeep.

»Er haut ab!«

Das Echo der ratternden Maschinenpistolen schallte zu ihnen hinüber. Howard richtete seinen Feldstecher auf das davonbrausende Fahrzeug. Er sah pockenähnliche Narben an den Stellen der Karosserie auftauchen, wo die Kugeln einschlugen. Was für ein Idiot! Dachte er tatsächlich, er könnte einfach in seinen Wagen springen und davonfahren?

Rushjo drückte auf den letzten Knopf.

Bevor Howard sein Fernglas besser einstellen konnte, um den Fahrer zu sehen, explodierte der Wagen. Bis zu ihrem Standort wurde der Boden erschüttert, und eine Druckwelle rollte über sie mit einem Getöse wie beim Weltuntergang. Ein Feuerball stieg innerhalb einer pilzförmigen Wolke in die Höhe, wie bei einer Miniaturausgabe der Atombombe. Das war nicht der Benzintank, der in die Luft flog – der Wagen war mit Sprengstoff voll gestopft gewesen.

»Verdammte Scheiße!«, fluchte Fernandez. »Was, zum Teufel, hatte er da drin?«

Als der Rauch ein wenig aufklarte, waren vom Fahrzeug nur noch ein Teil des Rahmens und zwei brennende, rauchende Reifen übrig. Weitere brennende Einzelteile lagen über Hunderte von Metern verstreut in der Landschaft.

Howard starrte auf die Szenerie. Jesus Christus! Was für ein Fiasko!

»Scheint, dass Ihre Beunruhigung berechtigt war, Colonel. Ich muss mich korrigieren.«

Howard schüttelte nur den Kopf.

*Sonntag, 3. April 2011
Lhasha, Tibet*

Jay Gridley saß mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden, in ein orangefarbenes Gewand gewickelt. Schwer lag der Duft von Patschouli-Räucherstäbchen in der kühlen Luft. Die dünne Schilfmatte unter ihm hielt wenig von der Kälte ab, die von den massiven Steinquadern zu seinem Rücken zog. Auch sein glatt rasierter Schädel fühlte sich kühl an. Durch ein offenes Fenster sah er draußen den Schnee drei Meter hoch liegen, wie eine Decke, die alles mit scharfem, glitzerndem Weiß verhüllte. Im Hintergrund erklang das Echo eines wortlosen Gesangs, wie leises und pulsierendes Brummen; innerhalb des Raums sorgten Hunderte von Kerzen für ausreichende Beleuchtung.

An der Vorderseite saß der Obermönch, Sojan Rinpoche. Im Lotussitz hatte er sich auf einer kurzen hölzernen Plattform niedergelassen, die ihn nur wenige Zentimeter über die anderen Mönche erhob. Auch er war kahl geschoren, wahrscheinlich um die siebzig, und ununterbrochen spielten Lachfältchen um seine Mundwinkel. Nachdem er dem Mönch ein paar Minuten zugehört hatte, begriff Gridley, weshalb: Er lächelte ununterbrochen.

Der alte Mönch sprach gerade über eine Art von buddhistischer Gottheit:

»... in Sanskrit nennt man ihn *Yamantaka*, In China nennen sie ihn *Yen-an-te-chia*. In Tibet sprechen wir von ihm als *Gshin-rji-gshed*. Überall kennen wir ihn als Denjenigen Der Den Tod Besiegt, einen der Acht Schrecklichen, *Dragshed*, Hüter des Glaubens und den Schutzheiligen der *Dge-lugs-pa*.

Sie ist schrecklich anzusehen, diese Verkörperung von

Manjusri bodhisattva. Als vor langer Zeit eine gewaltige Schlacht in Tibet tobte, nahm *Gshin-rji-gshed* seine Form an, um Yama, den Gott des Todes, im Zweikampf zu stellen und zu besiegen. Er hat neun Köpfe, vierunddreißig Arme und sechzehn Füße. Er ist der Fürchterlich Anzusehende, der Mächtige Terror, der Zertreter der Dämonen.

Er ist«, fuhr der alte Mann lächelnd fort, »nicht jemand, mit dem man sich anlegen möchte.«

Gridley stutzte bei diesem letzten Satz. Irgendwie hörte er sich aus dem Munde eines heiligen Tibetaners merkwürdig an.

Seufzend akzeptierte er das Szenario des alten Mannes – wenn es wirklich ein alter Mann war und nicht jemand, der sich verstellte. Eigentlich waren ihm die Details egal, denn er fand die ganze Ausstattung zu nüchtern. Nachdem er hier angelangt war, verstand er kaum noch, warum er gekommen war. Was hatte er gehofft, hier zu finden?

Die Krankenschwester. Die Krankenschwester hatte ihm geraten, nach diesem Typen Ausschau zu halten. Nachdem er sich die Sensoren der VR vom Kopf gerissen und auf den Boden geworfen hatte, da er es nicht fertig gebracht hatte, sich für längere Zeit zu konzentrieren. Klar, er konnte sich immer noch Zugang zur VR verschaffen, aber nur in einer passiven Art und Weise, wie ein normaler Besucher. Er konnte sie nicht mehr ins Leben rufen, konnte sie nicht mehr manipulieren. In den ersten Minuten verlief alles normal, aber dann begann er abzuweichen, und die Bildfolgen funktionierten nicht mehr.

Ein Computerspezialist, der keinen Computer bedienen konnte. Ein Experte für Virtuelle Realität, der nicht mehr in der Virtuellen Realität arbeiten konnte. Damit war er erledigt, sein Leben war zu Ende.

Aber die Krankenschwester – sie war irgendeine Art

von Buddhistin oder etwas Ähnliches – hatte ihm die Internetadresse von diesem Typen gegeben und ihm gesagt, er solle sich dort einmal umsehen. Er habe auch schon anderen geholfen, hatte sie behauptet.

Da Gridley nichts zu verlieren hatte, machte er sich auf den Weg. Trotzdem glaubte er nicht daran, dass dieser *Gshin-rji*-was-auch-immer-sein-Name-war ihm in irgendeiner Weise helfen könnte.

Als ob er seine Gedanken gelesen hätte, klatschte der alte Mann einmal kurz in die Hände, und alle Mönche außer Gridley verschwanden. Der Raum um ihn herum wirbelte und verschob sich. Dann fand er sich in einem gemütlichen Sessel mit dem Gesicht gegenüber dem Guru wieder, der inzwischen ebenfalls auf einem Stuhl saß. Statt der orangefarbenen Gewänder trug Jay eine bequeme weite Hose, einen Pullover und Motorradstiefel, und der alte Mann hatte Jeans und ein Arbeitshemd an. An den Knöcheln hatte der Tibeter die Beine übereinander geschlagen; die Füße steckten in Nike-Turnschuhen. Weder lächelte er über das ganze Gesicht. Er sah aus wie der freundliche Großvater eines Bekannten, der zu Besuch gekommen war.

»So besser?«, fragte er.

Gridley blinzelte. »Oh, ja, ich glaube schon.«

»Viele Leute legen Wert auf das Szenario mit dem Kloster. Dann fühlen sie sich, als ob sie das Wahre und Echte gefunden hätten. Heutzutage existiert jenes Tibet leider nur noch in Filmen.« Er sah Jay mit einem ruhigen Blick an. »Du hast ein Problem.«

»Richtig.«

»Deine Aura ist zersplittert.«

Mein Gott, *Aura*? Zeit, sich zu verdrücken ...

»Das heißt, du scheinst Schwierigkeiten zu haben, dich zu konzentrieren. Drogen? Oder ein medizinisches Problem? Ein Tumor? Ein Schlaganfall?«

Wie zum Teufel merkte er das? Nichts davon war in der Virtuellen Realität sichtbar!

»Och...«

»Nimm dir Zeit. Wenn du gehen willst, komm später wieder. Das ist völlig in Ordnung.«

Jay schüttelte den Kopf. »Du bist anders als alle Gurus, von denen ich je gehört habe.«

»Möchtest du das Kloster zurückhaben?«

»Nein, ich ... es ist nur, dass ...«

»Erwartungen«, sagte der alte Mann. »Sie bringen einen um. Du hattest eine Vorstellung, eine Erwartung, wie ich sein sollte. Immer wenn ich jetzt etwas tue, das nicht genau da hineinpasst, verwirrt es dich. Und du bist eigentlich schon verwirrt genug, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Dahin kommen wir noch. Alles von Anfang an. *Wie* soll ich dich nennen?«

»Internetname oder richtiger Name?«

»Mir egal, nur irgendein Name, auf den du hörst.«

»Jay.«

»Okay. Nenn mich Saji. *Du* bist hierher gekommen, weil du Klarheit suchst, habe ich Recht?«

»Ich ... ich bin mir nicht sicher.«

Saji lachte. »Was du sagen willst, ist, du bist nicht für diesen ganzen Buddhistenkram gekommen, Dämonen und Dharma und so weiter. Aber du willst Klarheit.«

»So ist es.«

»Der Buddhismus steht der Suche nach Klarheit nicht im Wege; er ist eher eine Hilfe. Aber darauf kommen wir auch später zurück. Alles von Anfang an. Was für eine Verletzung hast du?«

»Sie sagen, ich hatte eine Art von Schlaganfall.«

»Schön, damit können wir fertig werden.«

»Das freut mich, dass du das kannst.«

»Nicht ich, wir, Jay.« Er tippte sich mit einem Finger an

die rechte Schläfe. »Unser Gehirn hat eine Menge redundanter Anlagen. Wenn es an einer Stelle einen Kurzschluss gibt, ist es durchaus möglich, das Signal zu einer Stelle umzuleiten, wo die Übertragung besser funktioniert. Vielleicht ist das bei dir nicht einmal nötig, aber wir werden sehen. Ich werde dir jetzt eine Reihe von Fragen stellen; du antwortest, wie es dir gefällt.«

»In Ordnung.«

»Wie viel ist siebenundachtzig minus dreizehn?«

Mein Gott – Arithmetik?

»Ja, Arithmetik. Zum Aufwärmen.« Er grinste.

Jay seufzte. Wenn man völlig am Boden ist, kann es nur nach oben gehen. »Vierundsiebzig«, antwortete er.

»Und wer ist der Präsident der Vereinigten Staaten ...?«

*Sonntag, 3. April 2011
Stonewall Flat, Nevada*

»Was haben Sie gefunden, Julio?«

»Nicht viel, Sir«, antwortete Fernandez. »Wir haben ein paar Knochenstücke gefunden, völlig verkohlt, etwas wie verbranntes Haar und ein paar Zähne. Was immer er auch in seinem Wagen transportierte, hat ihn erledigt. Ich glaube kaum, dass wir jemals alle Einzelteile von ihm finden werden.«

Howard seufzte. In der Tat. Auf das Abfassen dieses Berichtes freute er sich absolut nicht. »In Ordnung. Beenden Sie die Arbeit am Wohnwagen, lassen Sie zwei Männer als Wachtposten vor Ort, und dann rufen wir die Jungs vom Labor her. Dann packen Sie ein, damit wir nach Hause können.«

»Ja, Sir.«

Howard schaute auf den Krater, den die Explosion des Wagens der Zielperson gerissen hatte. Das war zwar nicht der ursprüngliche Plan gewesen, aber zumindest

hatten sie ihn erledigt. Der Mann war ein professioneller Killer gewesen. Sicherlich hatte er eine Menge auf dem Gewissen. Außerdem war Reader in kritischem Zustand, und drei andere Soldaten waren so schwer verwundet, dass sie eine Weile im Krankenhaus bleiben mussten. Der Killer hätte es verdient, verhört zu werden und für tausend Jahre hinter Gitter zu kommen, aber so musste es auch reichen. Schnelle und brutale Gerechtigkeit. Damit konnte Howard leben.

Er drehte sich um und ging zum Humvee hinüber. Julio hatte Recht gehabt, die Klimaanlage eingeschaltet zu lassen. Hier draußen war es heiß und wurde immer heißer.

Verdammt, er hasste dies alles.

In seiner Grube versuchte Rushjo zu schlafen. Es war heiß, und er war erschöpft, aber er konnte sich nicht genug entspannen, um ein wenig einzudösen. Zunächst hatte er den Wohnwagen mit dem Jeep zusammen in die Luft sprengen wollen, sich dann aber dagegen entschieden. Vielleicht würde er ja noch irgendjemandem nützlich sein. In seiner Weise war der Wohnwagen ein gutes Zuhause für ihn gewesen. Noch wichtiger allerdings war die Vermutung, dass sich eventuelle Wachtposten wegen der brütenden Sonne mit Sicherheit im Schatten des Wohnwagens aufhalten oder sogar hineinsetzen und die Klimaanlage einschalten würden.

Es gab kein Fenster, das direkt auf Rushjos Versteck hinausging; davon hatte er sich überzeugt.

In der Zwischenzeit würden sie die Überreste gefunden haben, die er in einem sterilisierten und vakuumversiegelten Plastikkarton für sie eingepackt hatte: Reste vom Müll eines Friseursalons, verschiedene unzerhackte Schweineknochen, rohes Schweinefleisch und Schweineblut, vermischt mit Antigerinnungsmittel aus Rattengift. Zur Vollendung hatte er einen menschlichen Schädel von

einem Skelett aus dem Biologieraum eines Gymnasiums gestohlen, ihn fest mit dem Schweineskalp umwickelt und mit Schweinehirn voll gestopft. Solche Dinge würden einen Pathologen keine Sekunde lang täuschen. Aber Leute, die gerade einen Geländewagen in rauchende Einzelteile hatten zerplatzen sehen, könnten annehmen, die Knochen-, Blut- und Hirnfragmente wären menschlichen Ursprungs. Und sie könnten lange genug bei dieser Annahme bleiben, um ihm die Flucht zu ermöglichen.

Nichts war garantiert, aber zumindest war es eine Chance.

Die Kameras zeigten, wie die Männer in ihre Fahrzeuge stiegen und abfuhrten. Sie würden sicher Wachtposten zurücklassen, doch wahrscheinlich nicht mehr als zwei oder drei Soldaten. Es würde heiß sein, und die Wachen würden ihre Helme absetzen, einen Teil ihrer Schutzuniformen ablegen oder in den Wohnwagen gehen. In diesem Augenblick würde er zuschlagen. Da sie den Wohnwagen wohl auf Sprengstoff durchsucht und nichts gefunden hatten, würden sie sich in Sicherheit wiegen.

Die Pistole locker in der Hand, versuchte Rushjo noch einmal, ein bisschen Schlaf zu finden. Selbst ein paar Minuten würden ihm gut tun. Er war so unendlich müde.

*Sonntag, 3. April 2011
London, England*

Das Hauptquartier des MI-6 sah von innen wie jedes andere Bürogebäude aus. Michaels war sich nicht sicher, was er erwartet hatte, insbesondere wenn man bedachte, dass auch der Hauptsitz der Net Force genau wie irgendein anderes Firmenverwaltungsgebäude aussah. Trotzdem erwartete er fast, James Bond oder Q oder eine andere dieser Figuren durch die Flure schleichen zu sehen, um einen Auftrag des Königs von England zu erledigen.

Sie saßen auf einer bequemen Couch im Büro des Direktors, Matthew Hamilton. Außer Hamilton waren Angela Cooper, der Minister of Parliament, Clifton Wood, und er selbst zugegen. Toni war vor die Tür gegangen, um die Direktorin des FBI anzurufen.

»... wäre es in unserem beiderseitigen Interesse, diese Angelegenheit so schnell wie möglich zu einem Abschluss zu bringen«, sagte der Minister.

»Da stimme ich Ihnen zu«, entgegnete Michaels, »obwohl ich nicht verstehe, wie wir Ihnen hier zur Seite stehen können. Sie haben Ihre eigenen Leute.«

Wood und Hamilton warfen sich einen schnellen Blick zu. Hamilton räusperte sich und übernahm die Führung. »Natürlich, aber Sie müssen verstehen, dass genau hierin eines unserer Probleme liegt. Sowohl der MI-5 als auch der MI-6 wollen sich mit aller Gewalt auf diese Angelegenheit stürzen, und dann entsteht so etwas wie ... professionelle Rivalität.«

Cooper ließ Michaels die Andeutung eines Lächelns sehen. So viel zum Thema Untertreibung.

»Wir haben uns überlegt, dass eine gemeinsame Einsatztruppe mit dem Leiter der Net Force an der Spitze die Dinge etwas beschleunigen könnte. Weder Security noch Secret Intelligence wollen gegenüber der Schwesterorganisation ihre Autonomie aufgeben, aber mit einem dritten Alliierten ...« Er ließ seine Worte in der Luft hängen, hob die Augenbrauen und spreizte die Hände.

Michaels nickte. Politik. Natürlich. Und hier steckte mehr dahinter, als man an der Oberfläche mitbekam, wenn sie sogar willens waren, einen ausländischen Nachrichtendienst zur Vermittlung einzuschalten. Er konnte sich nicht vorstellen, dass das FBI und die CIA dem britischen Geheimdienst erlauben würden, in Amerika eine gemeinsame Operation zu leiten. Nein, hier lief viel mehr im Hintergrund ab, als ausgesprochen wurde.

Die Tür öffnete sich und Toni kam zurück. Auf dem Weg befestigte sie das Virgil an ihrem Gürtel und nickte Michaels kurz zu.

Na dann. Die Direktorin hatte sie zur Verfügung gestellt.

Zunächst bestätigte er Tonis Nicken mit einer kurzen Kopfbewegung, dann sah er zu Hamilton hinüber. »Natürlich werden wir alles in unserer Macht Stehende unternehmen,, um Ihnen auf jede nur denkbare Weise zu helfen.«

Diese Worte produzierte ein Lächeln auf die Gesichter der Engländer.

Michaels wünschte sich, ihm wäre auch nach Lächeln zumute. Eigentlich wollte er nur nach Hause fliegen. Jay befand sich im Krankenhaus, seine Exfrau verschaffte ihm rechtlichen Ärger, und wer weiß, was sich sonst noch ereignet hatte, während er unterwegs war.

Sein Virgil piepte. Er runzelte die Stirn. Das Gerät war so eingestellt, dass alle Anrufe außer Erste Priorität abgewiesen wurden. Er zog es von seinem Gürtel und sah auf das Display. Anruf von Colonel Howard. »Gentlemen, wenn Sie mich bitte für einen Augenblick entschuldigen wollen?«

Weder lächelten sowohl der Minister als auch der Direktor des MI-6, bevor sie ihm freundlich zunickten.

Michaels trat auf den Flur hinaus. Vielleicht gab es ja gute Nachrichten.

*Montag, 4. April 2011
Washington, D.C.*

Auf dem Weg zu seinem Schließfach hielt Tyrone Howard die Augen auf, damit er nicht mit Essay zusammenstieß, dem Terror der Pausenhalle. Seit Bella ihm den Laufpass gegeben hatte, war Tyrones indirekte Verbindung zu Knochenbrecher LeMott, Bellas offiziellem Freund in der Highschool, etwas unsicher geworden. Essay wusste, dass seine Chancen gegen den Knochenbrecher gleich null waren. Deshalb hatte er für eine Weile als Bellas Freund eine gewisse Immunität gegenüber dem hirntoten Kerl genossen. Der Name Essay kam von der amerikanischen Aussprache von S.A., was wiederum von Brontosaurus abgeleitet war. Dieser brutale Bursche schlug genau so schnell zu, wie er einen ansah, und bei einer Prügelei mit ihm hätte Tyrone ebenfalls nicht die geringste Chance gehabt. Deshalb zahlte es sich aus, auf der Hut zu sein.

Tyrone gelangte zum Schließfach, ohne Essay zu sehen. Vielleicht hatte ihn die Leitung der Eisenhower Middle School endlich wegen wiederholten Rauchens der Schule verwiesen. Das wäre doch zu schön gewesen.

Gerade steckte er relativ zerstreut seine Schultasche ins Fach, als ihn jemand ansprach. »Hallo, Tyrone!«

Erstaunt drehte er sich um. Es war Nadine Harris, das Mädchen vom Bumerangwettkampf.

»He, Nadine.«

Sie trieb anmutig wie ein Schwimmer beim Wassertreten durch den Durchgangsverkehr zu ihm herüber. »Du hast auch morgens Unterricht, fantastisch.«

»So ist es. Wer ist denn dein Vertrauenslehrer?«

»Peterson«, erwiderte sie.

»Der ist in Ordnung, ich hatte ihn für Medien Eins. Was für einen Stundenplan hast du?«

»Englisch Zwei, Mathe Drei, Biowissenschaften Eins, Medien Zwei, Sport Drei, Geschichte Zwei.«

»Das ist aber ziemlich viel für ein Quarter«, bemerkte er.

Sie zuckte die Schultern. »Es geht. Meine Testergebnisse waren wohl so gut, weil meine alte Schule dieser hier in einigen Dingen voraus war. Wie sieht es bei dir aus?«

»Englisch Zwei, Mathe Drei, Medien Drei, Aufsatz Vier und, hm, MG Eins.«

»Du hast gut reden, deine Stundenzahl ist ja noch höher, Tyrone! Aufsatz Vier? Ich wusste gar nicht, dass man das jetzt schon nehmen kann. Und MG? Ist das nicht Militärgeschichte?«

Jetzt zuckte er die Achseln. »Mein Vater ist beim Militär. Da habe ich mir gesagt, schau es dir mal an. Außerdem hat er mir schon vorher ein paar interessante Sachen erzählt. Er hat früher auch geworfen und im Unterricht gibt es eine Sequenz über Wurfstöcke.«

»Ehrlich? So was. Ein Vater, der Bumerang wirft? Ist er denn gut?«

»Na ja ... nicht besonders. Als Kind hat er viel geübt. Hatte auch ein paar hölzerne Bumerange, diese Anfängermodelle aus Sperrholz. Aber er weiß alles Mögliche über Schlachten und solches Zeug und wie die australischen Ureinwohner ihre Stöcke bei Kämpfen einsetzten.«

»Fantastisch«, erwiderte sie.

Während sie sich unterhielten, überkam Tyrone plötzlich das merkwürdige Gefühl, als ob ihn jemand ... beobachtete. Aus den Augenwinkeln warf er einen Blick in die Runde, wobei er sorgfältig darauf achtete, nicht zu auffällig herumzuschauen. Vielleicht war Essay in der Nähe und hatte es auf ihn abgesehen ...

Belladonna Wright spazierte mit zwei ihrer Freundin-

nen den Flur hinunter und blickte offen zu Tyrone herüber.

Seine Schultern verkrampften sich, sein Gesicht wurde heiß, seine Gedärme wurden unruhig. Er wollte am liebsten wegrennen und sich unter einem großen Stein verstecken.

Wie immer war Bella wunderschön, vielleicht sogar noch mehr als früher. Dann erinnerte er sich, wie er auf ihrem Bett gesessen und sie geküsst, die Hände auf ihren Körper gelegt hatte ...

Vorsicht, Tyrone. Bald kann man es dir ansehen. Das wäre doch wohl äußerst peinlich.

Aber es war schon zu spät. Er lockerte den Griff um seine Schultasche, ließ sie tiefer hinunterhängen, bis hinunter auf Hüfthöhe.

»Alles in Ordnung, Tyrone?«, fragte Nadine. »Du siehst aus, als hättest du gerade eine Kröte verschluckt.«

»Nein, nein ... ich meine, ja, alles in Ordnung. Ich ... ich habe mich nur gerade daran erinnert, dass ich noch eine Aufgabe machen muss, die ich ganz vergessen hatte. Zu Hause.«

Lahm, Tyrone, einfallslos und ohne Fantasie!

Bella stampfte vorbei wie ein Schlachtkreuzer mit zwei Zerstörern als Begleitschiffen, schrecklich anzusehen in ihrer Schönheit. Als sie auf einer Höhe mit ihm war, sah sie schon nicht mehr in seine Richtung.

Nadine musste wohl etwas bemerkt haben, denn sie drehte sich nach den drei Mädchen um. »Aha. Wer ist denn *das*?«

»Belladonna Wright«, antwortete Tyrone. Er gab sich Mühe, seiner Stimme einen natürlichen Klang zu verleihen. Fast hätte er es geschafft.

»Nicht in meiner Liga«, sagte Nadine. »Tödliche Tapete.«

»Tapete?«

»Ja, weißt du, braucht nichts anderes zu tun, als da zu hängen und hübsch zu sein. Ich könnte wetten, dass sie überallhin eingeladen wird, nur um beschaut zu werden. Kennst du sie?«

»Nicht richtig«, entgegnete Tyrone. Er hatte *gedacht*, dass er sie kannte, aber wohl falsch gelegen. Sie hatte ihn zur Seite gestoßen wie eine schmutzige Socke.

»Die Schönen bekommen alles umsonst. Wenn du so wie ich aussiehst, musst du dafür arbeiten.«

»Wieso wie du? Du bist doch nicht hässlich oder so was.«

Mit einem weiteren Achselzucken sah sie zur Seite. »Neben so einer« – sie deutete in Bellas Richtung – »wäre ich doch unsichtbar.«

Tyrone sagte nichts, denn sie hatte ganz offensichtlich Recht.

»Hoffentlich hat sie nicht außerdem noch Köpfchen. Das wäre dann der Gipfel – wunderschön *und* klug.«

Darüber brauchte sie sich keine Sorgen zu machen, so viel wusste Tyrone. Bella war zwar nicht völlig dumm, aber brillant war sie auch nicht gerade. Allerdings wollte er das nicht laut sagen. Selbst nachdem sie ihn so behandelt hatte, schien es ... irgendwie nicht loyal. Hinzu kam, wenn Knochenbrecher erfuhr, dass Tyrone in der Öffentlichkeit schlecht über Bella redete, wäre es sehr unangenehm. Wenn sie auch ein halbes Dutzend Typen in ihrem Umkreis hatte – Knochenbrecher gehörte auf jeden Fall dazu, so weit verfolgte Tyrone die Sache. Und sie nannten ihn nicht umsonst »Knochenbrecher«.

»Also, ich muss jetzt los«, sagte Nadine. »Melde dich mal, okay? Dann können wir zusammen Bumerang werfen gehen.«

»Klar«, entgegnete er. »Das müssen wir unbedingt machen.«

Er schaute zu, wie sie sich entfernte. Mit ihren musku-

lösen Schritten, ihrem athletischen Körper und ihren graziösen Bewegungen war sie gar nicht schlecht – aber vom Aussehen her war sie Bella bei weitem nicht ebenbürtig. Also gut. Das Kapitel Bella gehörte der Geschichte an, soweit es ihn betraf, aus und vorbei, und er war auch nicht auf der Suche nach Ersatz. Vielleicht würden Nadine und er sich treffen und Bumerang werfen; das war in Ordnung. Das beherrschte sie gut und vielleicht konnte er von ihr noch etwas lernen. Es war gar nicht schlecht, jemanden zu kennen, der sich auch mit den Vögeln beschäftigte. Man konnte zusammen trainieren, wenn sie auch eher durchschnittlich aussah. Aber sie hatte einen guten Arm und brachte einen Bumerang zum Fliegen, das war das Wichtigste. Schließlich musste er sie ja nicht unbedingt küssen.

Montag, 4. April 2011
Quantico, Virginia

»Colonel?« Es war Julio.

Howard sah von der Holoprojektion über seinem Schreibtisch auf, über der er gerade den Bericht ausbrütete. Es gab keine Möglichkeit, die Vorgänge in Nevada irgendwie positiv darzustellen. Der einzige Trost war, dass er bei dem Einsatz keine Soldaten verloren hatte. Reader würde sich einer ausgedehnten Schönheitsoperation im Gesicht unterziehen müssen, aber sie würde es schon schaffen. Als sie den ersten Knall gehört hatte, lag sie bäuchlings auf dem Boden, von der Luftmine abgewandt. Doch dann hatte sie sich umgedreht, um zu sehen, was geschehen war. Ihr Gesichtsschutzschild war heruntergeklappt, aber wegen des Winkels und eines schrecklichen Zufalls waren gerade in diesem Augenblick einige Stahlsplitter unterhalb des Schildes eingedrungen. Wenn ihr Kopf auch nur einen oder zwei Zenti-

meter mehr nach vorn geneigt gewesen wäre, hätte der Lexan-Schild das Schrapnell abgefangen. Trotzdem hatte sie Glück gehabt, dass die Splitter nicht noch tiefer in ihren Schädel eingedrungen waren. Zumindest kein Hirnschaden...

»Ich hasse es, Ihnen diese Mitteilung machen zu müssen. John, aber jetzt haben wir ein echtes Problem.«

»Schlimmer als gestern?«

»Ja, Sir, tut mir Leid.«

»Wunderbar. Sagen Sie schon.«

»Lindholm und Hobbs sind tot, beide auf kurze Entfernung in den Kopf geschossen, mit Kleinkaliberkugeln.«

»Was?«

»Ihr Lastwagen ist verschwunden. Wir haben bereits Suchmannschaften in der Luft, und die örtliche Polizei sucht am Boden, aber bisher keine Spur davon.«

Howard starrte ihn an. *Wie* konnte das sein?

»Die forensische Abteilung sagt, dass die Zahn- und Schädel splitter, die wir mitgebracht haben, von einem Menschen stammen, der allerdings schon sehr lange tot ist. Das Blut, die anderen Knochen und das Stück Gehirn gehören zu einem Haustier der *Suidae*-Familie – zu einem Schwein.«

Die Schlussfolgerung traf Howard wie ein Hammer Schlag vor den Kopf. »Er lebt. Er war gar nicht in dem Geländewagen.«

»Richtig, Sir. Das ist die einzige Möglichkeit. Irgendwo muss er sich versteckt gehalten haben – ich habe schon einen Suchtrupp beauftragt, die Gegend zu durchkämmen. Anschließend hat er gewartet, bis unsere Männer einen Augenblick nicht aufpassten. Dann hat er sie umgelegt und ihren Wagen gestohlen.«

»Scheiße«, sagte Howard.

»Sie sprechen mir aus der Seele. Wir haben diesen Kerl

ganz fürchterlich unterschätzt, John. Er hat uns an der Nase herumgeführt.«

»Nicht uns, Julio. Mich. Ich war verantwortlich für die Operation.«

Mit betretenem Schweigen blickte Fernandez auf den Boden.

Howard starrte vor sich hin. Das war fürchterlich. In den Jahren, in denen er Leiter des militärischen Arms des Net Force war, hatte er bisher nur einige Verwundete bei der Bekämpfung von Waldbränden gehabt. Niemals war jemand getötet worden. Und jetzt waren zwei Soldaten tot, weil er Mist gebaut hatte. O Mann!

Schlimmer noch, der Täter war ihnen entkommen.

Was jetzt? Was sollte er jetzt tun?

*Montag, 4. April 2011
London, England*

»Bist du sicher, dass du nicht mitfahren willst?«, fragte Toni.

»Ich würde gern mitkommen«, entgegnete Alex, »aber ich muss diesen ganzen Kram noch durchsehen.« Er deutete auf den Laptop auf dem Nachttisch.

»Aber ich könnte auch hier bleiben und dir helfen.«

»Das ist lieb von dir, aber du kannst nicht für mich lesen. Erhol dich lieber ein wenig, so lange es geht. Geh trainieren, entspann dich ein bisschen. Dann fühlst du dich besser, und später hilfst du mir. Dieses Training ist wichtig für dich, das konnte man dir im Gesicht ansehen, als du zurückkamst. Geh schon. Viel Spaß.«

Sie nickte. Irgendwie verstand sie ihn. Sie war wirklich begierig darauf, zum Silat-Training zu gehen. Außerdem hatte Alex Recht, ihr Kopf funktionierte nach dem Training viel besser. »Okay«, sagte sie. »In ungefähr drei Stunden bin ich zurück.«

Er lehnte sich vor und küsste sie leicht auf die Lippen. Dann lächelte er sie an. »Nimm dir Zeit. Ich gehe hier so schnell nicht weg.«

Die Taxifahrt durch London zu der Sportschule in Clapham war für sich schon ein Abenteuer. Als Toni schließlich dort ankam, setzte bereits die Dämmerung ein. Trotzdem war sie eine Viertelstunde zu früh da. Auf diese Weise hatte sie Zeit genug, sich umzuziehen und sich warm zu machen, bevor das Training begann.

Draußen waren bereits acht oder zehn Schüler dabei, sich warm zu machen. Sie führten *djurus* aus und übten zu zweit. Toni ging ins Badezimmer und zog sich eine Trainingshose, Ringerschuhe, einen Sport-BH und ein T-Shirt an. Dann begab sie sich zu den anderen Schülern und fing an, Dehnübungen für die Beine zu machen. Ihr gelang es immer noch, einen kompletten Spagat durchzuführen, frontal und seitlich, aber die Aufwärmperiode dafür war wesentlich länger als mit fünfzehn. Flexibilität in den Beinen half, nicht so sehr bei *Bukti*, aber bei *Serak* war es ein eindeutiger Vorteil. Für die Grunddrehung musste man sich beim Herumschwingen von oben nach unten herunterlassen, je tiefer, umso besser. Allzu straffe Kniesehnen erschwerten das.

Meister Stewart erschien, bereits in Trainingskleidung. Er kam zu Toni herüber. »Es freut mich, dass Sie gekommen sind, Meisterin. Ich bin überzeugt, dass wir viel voneinander lernen können.«

Toni lächelte. »Ich weiß nicht genau, wie viel ich Ihnen beibringen kann, Meister, aber *ich* werde mit Sicherheit eine ganze Menge lernen.«

Er lächelte zurück. Sie empfand es als kleinen Triumph, dass sie ihn zum Lachen gebracht hatte.

Stewart ging zum Vorderteil des Saales und drehte sich um. »Alles klar? Können wir anfangen?«

Mit dem Gefühl eines plötzlichen Energiestoßes stellte

Toni sich auf, um sich zur rituellen Begrüßung zu verbeugen. Bis jetzt war ihr Unterricht immer privat und individuell gewesen. Sie hatte noch nie eine normale Unterrichtseinheit von Anfang bis Ende mitgemacht. Freudig erregt nahm sie jetzt ihre Chance wahr.

Vornüber gebeugt hockte Michaels über den Holoprojektionseinträgen am kleinen Flachbildcomputer und überflog Archive, mit denen die britische Investigation des Hackerangriffs dokumentiert wurde. Die Arbeit war mühselig und ermüdend und die Orthografie der Briten machte es auch nicht besser. In Gedanken korrigierte er die merkwürdigen Worte, wenn sie im Text auftauchten, und dadurch wurde seine Lesegeschwindigkeit merklich herabgesetzt.

Sein Virgil meldete einen Anruf.

»Telecom von Angela Cooper«, sagte die elektronische Stimme des Geräts. Er hatte von Jays Musikwitz auf Stimmankündigung umgeschaltet. Nachdem er erfahren hatte, dass Jay sich im Krankenhaus befand, konnte er die Fanfare nicht mehr hören.

»Verbinden«, befahl Michaels.

»Commander Michaels? Hier ist Angela Cooper. Vor mir liegen noch ein paar Seiten Geheimmaterial für Ihre Leseliste. Kann ich sie Ihnen vorbeibringen?«

»Aber natürlich. Ich werde den ganzen Abend hier bleiben.«

»Sollte nicht ganz so lange dauern. Ich stehe bereits unten in der Lobby.«

Er grinste. »Dann kommen Sie hoch.«

Zwei Minuten später klopfte es an der Tür des Hotelzimmers. Als Michaels öffnete, stellte er fest, dass Cooper sich sowohl elegant als auch lässig zu kleiden verstand. Zu eng sitzenden Jeans trug sie dunkelrote Stiefel von Doc Martin und eine ausgeschnittene schwarze Bluse.

Unter dem Arm hatte sie einen Flachbildcomputer. Nur ein Zweifel überkam ihn – wenn sie bewaffnet war, wusste er nicht, wo sie in dieser Kleidung einen Taser oder eine Pistole verstecken konnte. Sehr attraktiv.

»Hallo, Commander.«

»Kommen Sie herein.«

Sie trat näher und reichte ihm den Computer. »Nicht viel Neues, aber vielleicht möchten Sie sich ein paar von den Dingen ansehen, die wir von den Pakistani bekommen haben.«

Mit beiden Händen nahm er den Computer in Empfang. »Was macht das Chaos im Flugverkehr?«

»Besser. Die meisten betroffenen Computer laufen wieder normal. Trotzdem möchte ich niemandem raten, heute Abend in Rio einzufliegen, außer mit einem ganz besonders guten Piloten. Aber die Situation hat sich bereits eindeutig gebessert. Auf dem Internationalen Flughafen von Auckland ist ein Cargojet abgestürzt, drei Männer wurden dabei getötet. Ansonsten habe ich von keinen anderen tödlichen Unfällen gehört.«

Er nickte.

Die Agentin des MI-6 warf einen Blick in die Runde. »Hübsches Zimmer. Ist Miss Fiorella auch da?«

»Nein, sie ist beim Kampfsporttraining.«

»Aha. Erinnern Sie mich daran, dass ich sie nie verärgere. Also, dann werde ich mal gehen. Schließlich will ich Sie nicht bei der Arbeit stören. Wir sind sehr froh darüber, dass Sie uns unter die Arme greifen, Sir.«

»Nennen Sie mich doch Alex, bitte. Diese Titel wie ›Commander‹ und ›Sir‹, das ist wohl mehr etwas fürs Büro.«

»In Ordnung. Aber dann müssen Sie mich Angela nennen.«

Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr.

»Haben Sie ein Rendezvous?«

Sie blinzelte. »Was? O nein, ich frage mich nur gerade, ob ich noch Zeit habe, mir etwas zu essen zu besorgen, bevor ich zu meiner Schwester fahre. Heute Abend darf ich für meine kleine Nichte den Babysitter spielen. Sie ist acht.«

Wieder lächelte Michaels. »Etwa im gleichen Alter wie meine Tochter.«

»Ich wusste gar nicht, dass Sie verheiratet waren.«

»Geschieden, wenn Sie es genau wissen wollen.«

»Tut mir Leid.«

»Sollte es nicht. Am Ende war es eine Erleichterung. Außer Susan – das ist meine Tochter – geht es jetzt allen Beteiligten besser.«

»Das kann ich verstehen. Ich war selbst kurze Zeit verheiratet. Schreckliche Erfahrung, besonders gegen Ende. Zum Glück hatten wir keine Kinder, obwohl ich Kinder eigentlich sehr gern habe. Jetzt genieße ich es, dass meine Schwester sich die Arbeit gemacht hat. Die Rolle der ›Tante Angie‹, die Geschenke mitbringt und das Kind verwöhnt, passt viel besser zu mir und macht wesentlich mehr Spaß. *Wie* ist denn das Essen hier im Hotel? Ist es genießbar?«

»Unten im Pub machen sie gutes Roast Beef und ein essbares Spezialsandwich«, erwiderte er. Seufzend schaute er auf die beiden Computer mit der Geheiminformation. »Eigentlich könnte ich auch eine kleine Pause vertragen. Darf ich mich Ihnen anschließen?«

»Aber natürlich, mit Vergnügen.«

Sie lächelte und einen Augenblick lang verspürte Michaels einen ungemütlichen Stich in der Magengegend. Toni war gerade aus dem Zimmer gegangen und schon ging er mit der wunderschönen Miss Cooper essen.

Na ja, er würde sich ja nicht auf sie stürzen, sondern lediglich ein Sandwich mit ihr verspeisen, das war alles. Ein Mann musste sich schließlich ernähren, nicht wahr?

Klar. Natürlich.

Er nahm seinen Computer unter den Arm. Wenn er ihn hier im Zimmer lassen würde, hätte er keine ruhige Minute, obwohl beide Geräte durch Kennworte geschützt waren. Doch angesichts der Fähigkeiten, die einige Gegner der Net Force inzwischen bewiesen hatten, schien es sich dabei um keinen allzu großen Schutz zu handeln.

Angela ging zur Tür, öffnete sie und lächelte ihm noch einmal zu. Es kam ihm vor, als ob es ein besonders warmes Lächeln wäre.

Nur ein Sandwich, mehr nicht. Er hatte Toni, die Frau, die er liebte. Das war alles, was er brauchte; damit war er zufrieden.

12

*Dienstag, 5. April 2011
London, England*

Peel ging in ein Imbisslokal in der Oxford Street, das zu ungewöhnlichen Zeiten geöffnet hatte, sodass man dort mitten in der Nacht Mittagessen konnte, wenn es einem Spaß machte. Im Vergleich zu den Feldrationen bei der Armee war alles auf einigermaßen frischem Brot gut, und Peel mochte den Eiersalat, den sie hier servierten.

Er nahm sein Sandwich, eine Tüte Chips und eine Dose Cola zu einem der kleinen runden Tische am Fenster mit. Während er aß, beobachtete er die Vorübergehenden, meist ganz normale Leute, die vorbeihasteten, um ihre Geschäfte zu erledigen. Die Mädels waren ganz nett. Hohe Plateauschuhe waren wohl wieder modern. Einige Mädchen im Teenageralter, die vorbeiklapperten, trugen Schuhe mit gut 15 Zentimeter hohen Sohlen. Es war

schon erstaunlich, was Menschen sich um der Mode willen antaten.

Natürlich hatte Peel Spaß am Sex, aber er hatte keine große Lust, die Frauen danach noch lange auf der Pelle zu haben. In Wirklichkeit nervten sie ihn auch vorher. An den Orten, wo Soldaten sich nach Dienstschluss trafen, waren immer gewisse Mädchen zur Hand, und wenn man die richtigen Vorsichtsmaßnahmen gegen Krankheiten traf, konnte man sich an so viel weiblichem Kontakt erfreuen, wie es der Geldbeutel erlaubte. Bei seinem derzeitigen Job konnte er sich so viel leisten, wie er aushielt, was ein- oder zweimal die Woche Treffen von etwa einer Stunde Dauer bedeutete. Jedes Mal mit einem anderen Mädchen von verschiedenen Callgirl-Firmen, um einem Feind nicht ein bestimmtes Muster zu bieten. Ein Mann, der zu viel mit seinem kleinen Kopf dachte, konnte schon mal seinen größeren aufs Spiel setzen ...

Als er gerade, vage erotischen Gedanken nachhängend, in die zweite Hälfte seines Sandwiches biss, erlebte er eine unangenehme Überraschung: Peter Bascomb-Coombs tauchte neben ihm auf. Der Wissenschaftler lächelte und sagte: »Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich mich setze, Major?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, rutschte er auf einen der Hocker aus Chrom und Plastik mit hoher Lehne. Er deutete auf das Sandwich. »Ist es essbar?«

Es handelte sich um ein äußerst unwillkommenes Zusammentreffen: Wie hatte Bascomb-Coombs es geschafft, hierher zu kommen? Peel war nicht ein einziges Mal hier gewesen, seit Beginn der Beobachtung des Wissenschaftlers vor nun schon mehreren Wochen. Nun gut, er konnte es als reinen Zufall abtun ...

Als könnte er seine Gedanken lesen, sagte der Mann: »Nein, ich bin nicht zufällig hier vorbeigekommen, alter Knabe. Ich bin gekommen, um Sie zu treffen.«

»Wirklich? Weswegen?« Peel beherrschte sich. Er legte den Rest seines Sandwiches hin; der Appetit war ihm plötzlich vergangen. Mit einer Serviette wischte er sich über die Lippen. Sein Spürsinn war gekränkt. Woher wusste dieser Mann, dass er hier war?

»Zu unser beider Vorteil«, sagte Bascomb-Coombs.

»Ich kann Ihnen leider nicht ganz folgen.«

»Nun kommen Sie schon, Peel. Sind Sie wirklich völlig auf mein Getue vom zerstreuten Professor reingefallen? Ich vermute nicht. Genau wie auch ich mir von Anfang an bewusst war, dass Sie mich beobachteten.«

»Professor, ich fürchte, ich weiß nicht, was Sie ...«

»Lassen Sie uns doch nicht weiter um den heißen Brei herumreden. Wie viel?«

»Wie bitte?« Peel zuckte zusammen; er versuchte, sich einen Reim auf diesen plötzlich zu viel wissenden Herren zu machen. Das Ganze war schräg, daran gab es keinen Zweifel.

»Um Sie in meinem Team zu haben, Major. Sie wissen genauso gut wie ich, dass Goswell mit seinem Plan, die glorreichen Tage des britischen Empires zurückzuholen, nicht richtig tickt. Er ist tatsächlich davon überzeugt, dass Großbritannien die Meere wieder beherrschen wird, wenn die Dritte-Welt-Länder dazu gebracht werden, sich gegenseitig an die Kehle zu gehen, und Amerikaner, Chinesen und Russen gegeneinander aufgehetzt werden. Sie werden das doch wohl nicht glauben?!«

Peel war nicht dumm. Die Grundlage seines Jobs hatte sich gerade geändert; ein unvorhergesehenes kräftiges Erdbeben hatte sie ins Wanken gebracht, und von einem Moment auf den anderen war alles anders. Er war Pragmatiker – besser war, erst einmal herauszufinden, wohin dies führte. Er sagte: »Nein, natürlich nicht.«

Bascomb-Coombs zeigte ein breites Lächeln. »Ich dachte mir schon, dass Sie etwas schlauer sind. Seine

Lordschaft hält mich nun einmal in diesem schönen kleinen Klischee gefangen – der idiotische Gelehrte, das unreife Genie, das vergisst, nach dem Pinkeln den Hosenschlitz zuzumachen. Das muss er auch weiterhin glauben. Im Moment beherrscht er mein Projekt, aber das werde ich schon bald ändern. Früher oder später wird mir Ihr Beobachtungsteam in die Quere kommen, also habe ich mir gedacht, dass es wohl am besten wäre, mit Ihnen direkt zu verhandeln. Ihre Leute sind doch loyal, oder nicht?«

»Das sind sie«, entgegnete Peel.

»Also gut. Die einzige Frage ist dann nur noch, wie Sie Goswell auch weiterhin davon überzeugen können, was für ein Schwachkopf ich bin, wenn ich nicht vorm Computer sitze. Ich werde dieses Spielchen nicht mehr lange nötig haben, aber gerade jetzt ist das Timing kritisch.«

Peel war Militäroffizier; er hatte schon einiges an Action gesehen. Manchmal genoss man den Luxus, einfach herumzusitzen und zu meditieren, Angriffe und Verteidigungen zu planen, und manchmal musste man blitzschnell zielen und abfeuern und dachte erst hinterher darüber nach. Er fasste seinen Entschluss schnell: »Geben Sie mir eine Beteiligung«, sagte er.

Der Wissenschaftler ließ noch eines von seinen Hochspannungslächeln blitzen. »Ah, Sie sind doch schlauer, als ich gedacht habe. Sie wissen nicht einmal, an was Sie sich beteiligen.«

Peel musste alles auf eine Karte setzen. »Das macht wohl kaum etwas aus, nicht wahr?«, sagte er. »Goswell zahlt mir ein gutes Gehalt, aber eine Arbeit wie meine ist immer zeitlich begrenzt. Ich kann nicht gerade sagen, dass ich mich auf ein kleines Rentnerhäuschen in Farnham oder Dorking in zwanzig Jahren freue. Auch nicht darauf, den Rest meines Lebens damit zu verbringen, im Garten herumzubuddeln und die Rosen zu beschneiden.

Das wird Goswell mir nämlich bieten. Ich nehme an, Sie hätten was Besseres für mich, wenn ich für Sie arbeite?»

»O ja, Major Peel. Ich kann Ihnen viel, viel mehr bieten. Ich kann Ihnen so viel Geld geben, dass Sie eine ganze Stadt von Rentnerhäuschen bauen können, eines für jeden Tag Ihres Lebens. Und dazu noch eine ganze Armee von Bediensteten, die Ihre Rosen beschneiden.«

»Ich bin ganz Ohr«, meinte Peel. »Bitte, fahren Sie fort.«

*Dienstag, 4. April 2011
Jackson, Mississippi*

Rushjo saß auf einem Bett im Holiday Inn und sah sich die Fernsehnachrichten an. Es kam weder etwas über ihn noch über die beiden Soldaten aus der Wüste in Nevada – ganz wie er es erwartet hatte. Die Organisation, die für den Angriff auf ihn verantwortlich war, versuchte verzweifelt, ihr Scheitern zu vertuschen, zumindest vor der Öffentlichkeit. In dieser Beziehung waren die Amerikaner den Russen sehr ähnlich. Was die Öffentlichkeit nicht wusste, brachte keine Schwierigkeiten. Natürlich wurde nach ihm gefahndet; man wollte ihn lebend, damit er für seine Machenschaften bestraft wurde. Sie hatten es auf ihn abgesehen, weil sie wussten, wer er war. Vielleicht hätte er den Commander der Net Force erschießen sollen, als er die Gelegenheit dazu hatte?

Nein, das wäre unprofessionell gewesen. Plechanow war geschnappt worden, und den Mann auszuschalten, der ihn geschnappt hatte, hätte nichts gebracht. Er wäre ohnehin schnell ersetzt worden. Außerdem hätte seine Organisation den Mörder eines ihrer eigenen Männer intensiver gejagt als den Killer eines Russen, der womöglich nicht mal in den Vereinigten Staaten geblieben wäre.

Also war er – wieder einmal – unterwegs, einen Schritt vor seinen Feinden, die ihm zweifellos auf der Spur waren. Er fühlte sich ausgelaugt.

Aber er verspürte auch eine verbissene Art von Genugtuung. Sein altes Können war noch nicht ganz verkümmert. Wenn er sie brauchte, funktionierten einige seiner Fähigkeiten noch. Er war nicht mehr so gut wie vor fünf oder auch vor zwei Jahren, aber wenn er in Bestform war, konnten wenige mit ihm mithalten. Selbst geschwächt war er besser als die meisten anderen. Das war keineswegs selbstgefällig, sondern reine Tatsache.

Er seufzte. Er hatte verschiedene Identitäten und Geld, das an verschiedenen realen und elektronischen Stellen versteckt war. Was sollte er nun tun?

Vielleicht nach Hause fahren. Nach Tschetschenien. Die alte Villa noch ein letztes Mal vor seinem Tod sehen.

Er hatte dies schon oft in Erwägung gezogen, aber sich noch nie dazu durchgerungen, die amerikanische Wüste passte wohl zu ihm. Doch das Ende kam immer näher, das spürte er. Ein Ort war zwar so gut wie jeder andere, wenn der Tod kam, doch vielleicht war es angemessen, ihm dort zu begegnen, wo Anna gestorben war. Und wenn es keine Rolle spielte, war die Farm so gut wie jeder andere Ort.

Nach Hause. Er würde nach Hause fahren. Und wenn sie ihn dort fanden, war das eben das Ende.

Dienstag, 5. April 2011
Die Oberfläche des Monds

»Der Mond?«, fragte Jay. »Du hast mich auf den *Mond* gebracht?«

Saji lachte. Das war schon toll, wenn man bedachte, dass es hier keine Atmosphäre gab, um zu atmen oder Laute weiterzuleiten. Beziehungsweise gäbe es in der Realen Welt keine.

»Es geht nicht mehr viel leiser als hier. Du darfst nicht von sensorischem Input abgelenkt werden. Wärest du lieber in einer dunklen Höhle? Oder in einem Isoliertank?«

Jay schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube, das ist egal.«

»Genau. Such dir eine bequeme Stelle und setz dich, dann fangen wir an.«

Jay schüttelte den Kopf. Eine bequeme Stelle auf dem Mond. Klar.

Doch er ging durch den grauen Dunst, mit jedem Schritt in die Luft hüpfend – na ja, Luft konnte er ja wohl nicht sagen –, bis er an einen Felsvorsprung kam, der erstaunlich stuhlförmig aussah. Er setzte sich.

Saji war verschwunden, aber er hatte das Bild einer lächelnden Katze hinterlassen. »Denk einfach daran, was ich dir gesagt habe.« Mit diesen Worten erlosch das Bild langsam.

Jay merkte, dass er allein auf dem Mond war, und es war sehr, sehr ruhig. Er sollte einfach dasitzen und seinen Gedanken freien Lauf lassen, dann die Meditationstechnik benutzen, die Saji ihm beigebracht hatte, und so die Gedanken steuern. Die Technik hörte sich ziemlich leicht an; er sollte einfach nur seine Atemzüge zählen. Noch einfacher: lediglich das Ausatmen. Bei zehn musste er immer wieder von vorne anfangen. Wie schwer konnte das schon sein?

Jay schloss die Augen. Eins ... zwei... drei...

Er kam sich ziemlich albern vor. Hätte Saji sich nicht ein anderes Szenario als den verdammten Mond überlegen können? Das hier war so ... hoppla ... Er schweifte ab. Saji hatte ihn gewarnt. Wenn sich ein Gedanke einschlich, sollte er ihn behutsam wegschieben und dann wieder zum Zählen übergehen. Okay. Okay. Das konnte er wohl. Komm schon, Kumpel.

Eins... zwei... drei... vier... fünf...

Wie sollte so etwas passieren? Einfach dasitzen und

zählen? War das der Punkt? Es konnte doch nichts – ach, zum Teufel, es war schon wieder passiert.

Eins... zwei... drei...

Er sah den Tiger, nur einen Blitz, und hörte auf zu zählen, denn zum nächsten Atemzug kam es nicht mehr. Mein Gott, der Tiger ...!

Er öffnete die Augen. Nichts zu sehen außer der dürren Mondlandschaft; nichts zu hören außer seinem Herzklopfen. Sein Herz, merkte er, wurde immer schneller. Verdammt. Diese Angelegenheit war viel schwieriger, als sie sich anhörte ...

Fing! Ein einzelner, klarer Ton erklang.

Ein Gespräch für ihn; es wäre nicht durchgestellt worden, wenn es nicht von seiner Mutter, seinem Vater oder seinem Boss war.

Die Mondlandschaft verschwand. Jay saß auf dem Sofa im Krankenhauszimmer. Er griff nach dem Kommunikationsgerät.

*Dienstag, 5. April 2011
London, England*

»Wie geht es Ihnen, Jay?«, fragte Michaels.

»Hab mich schon mal besser gefühlt, Boss«, kam die Antwort. Sie war undeutlich, fast unverständlich – die Auswirkungen des Schlaganfalls.

Michaels hatte auf visuell geschaltet, und auf dem Kommunikationsgerät des Hotelzimmers sah er Jay in angemessener Größe. Er wirkte kaum verändert; die eine Gesichtshälfte war vielleicht ein wenig schlaffer, das war alles.

»Es tut mir Leid, dass ich nicht eher angerufen habe. Toni und ich sind vom MI-6 hinzugezogen worden, um bei dieser Angelegenheit mitzuhelfen. Sie wissen von den anderen Computerleuten, die es auch erwisch hat?«

»Ja, ich habe davon gehört.«

»Können Sie sich an irgendwelche Anhaltspunkte erinnern, die uns weiterhelfen würden?«

»Tut mir Leid, Boss, nein. Ich weiß nichts mehr, außer dass da ein Tiger war.« Jay schüttelte den Kopf. »Weiß nicht mal mehr, ob der überhaupt was damit zu tun hat.«

»Schon gut, machen Sie sich keine Sorgen.«

»Ich will bei dieser Sache mitarbeiten, Boss, aber ...«

»Sobald es Ihnen wieder besser geht, sollten wir den Kerl bis dahin noch nicht geschnappt haben. Wir setzen so ziemlich jeden Menschen der zivilisierten Welt bei dieser Jagd ein. Wir werden ihn schon kriegen.«

»Das glaub ich nicht, Boss. So was ... hab ich ... noch nie ... erlebt.«

Allein die Anstrengung dieses kurzen Gesprächs erschöpfte ihn völlig, bemerkte Michaels. »Ruhen Sie sich ein bisschen aus. *Wir* werden Sie auf dem Laufenden halten.«

Er stellte das Gerät ab. Gott, was für eine Tragödie.

Sein Virgil zeigte einen Anruf für ihn an. Er blickte auf das Identifizierungsdisplay. Cooper.

»Ja, hallo?«

»Commander ... äh, Alex. Ich rufe Sie nur kurz an, um Sie ein bisschen auf Trab zu bringen. Unsere Techniker haben sich ein Szenario überlegt, das darüber Aufschluss geben könnte, wie VR-Sensoren Gehirnschäden verursachen können.«

»Wirklich?«

»Ja. Es ist offenbar tatsächlich möglich. Ich verstehe zwar nicht genug von Elektronik und Mathematik, um es genau nachzuvollziehen, aber es lässt sich dadurch erklären, dass bestimmte Festkörperkomponenten in der Hardware so programmiert sein könnten, dass sie als Kondensatoren fungieren. Sie könnten den mikroelektronischen Strom speichern – so wie auch der Blitz beim Fo-

toapparat funktioniert – und dann mit einem Mal entladen. Wenn so eine Entladung irgendwie konzentriert und gesteuert würde, könnte sie Nervenbahnen kurzschließen. Jedenfalls theoretisch, meinen die Experten, denn sie können es nicht selbst ausführen.«

»Gibt es denn irgendwen, der der restlichen Computerwelt so weit voraus ist?«

»Offensichtlich schon.«

»Das gefällt mir gar nicht.«

»Uns auch nicht. Und bisher haben wir noch keine Idee, wie wir diesen Typ verfolgen können – wer auch immer es ist. Wir hoffen, Ihre Fachkenntnis kann uns helfen.«

Michaels seufzte. Na klar. Wen auch immer sie jagten – er hatte gerade seinem besten Experten das Gehirn weggeschmort. Das machte die Sache verdammt noch mal bestimmt nicht leichter.

»Also, dann«, sagte Cooper.

»Sehen wir uns später im Hauptquartier?«

»Ja, ich komme vorbei.«

Nachdem sie die Verbindung unterbrochen hatte, klingelte das Virgil erneut. Mein Gott, es hörte ja überhaupt nicht mehr auf.

Diesmal war Melissa Allison dran. Genau die hatte ihm noch gefehlt.

»Hallo, Commander.«

»Guten Tag, Madam.«

»Gibt es irgendetwas zu berichten?«

Nun ja, wir wissen nicht mehr, wo hinten und vorn ist... Aber er sagte: »Nein, noch nichts Wesentliches, MI-5 und MI-6 haben ihre Systeme bereitgestellt, und wir kommen langsam auf Touren.«

»Halten Sie mich über Ihren Fortschritt auf dem Laufenden.«

Als Michaels das Virgil auf das Ladegerät legte, ging

die Badezimmertür auf, und Toni, ein Handtuch um den frisch geduschten Körper gewickelt, kam in einer Dampfwolke heraus. »Hat das Telefon geklingelt?«

»O ja.« Er sah sie lächelnd an. »Aber lass uns danach darüber sprechen.«

Sie erwiderte das Lächeln, lockerte das Handtuch und ließ es fallen. »Wonach?«

»Komm her.«

»Wie heißt das Zauberwort?«

»Komm her, *schnell*.«

Sie lachte.

Sobald sie nah genug war, zog er sie an sich. Die Gedanken, die er in den nächsten paar Minuten hätte haben können, drangen erst nicht bis zu seinem Gehirn vor.

13

Dienstag, 5. April 2011

Quantico, Virginia

Auf dem Hindernisparcours war nicht besonders viel los, und nach hundert Sit-ups, fünfzig Liegestützen und einem Dutzend Klimmzüge für den Anfang hatte John Howard seine Frustration nicht einmal ansatzweise abgebaut. Er war zu verkrampft, zu sauer, zu ... irgendwas. Er wollte jemanden schlagen, so heftig, dass die Zähne davonflogen und Blut in alle Richtungen spritzte, und denjenigen dann möglichst auf etwas Spitzes fallen sehen. Es half nichts, dass derjenige, auf den er die größte Wut verspürte, er selbst war. Er hatte es total versaut, und die Beförderung, von der zu träumen er sich gegönnt hatte, würde wohl zurückgezogen werden, bevor er sie überhaupt offiziell zu Gesicht bekam.

Schade. Aber das war längst nicht so schlimm wie die beiden toten Soldaten. Männer im Kampf, beispielsweise bei einem Schusswechsel einzubüßen, war eine Sache. Männer in einer vermeintlich sicheren Gegend zu verlieren, gegen einen Feind, der sie zum Narren hielt, das traf ihn zutiefst. Sie überhaupt zu verlieren ...

Er stand da und sah zu, wie die FBI-Trainees oder Marines zum Hindernislauf an ihm vorbeigingen; ein Gefühl von Hilflosigkeit überkam ihn.

Seit seinem Verschwinden waren sie Rushjo noch keinen Zentimeter näher gekommen. Ja, sie hatten den Lastwagen gefunden, vor einem Supermarkt in Las Vegas, mit offenen Fenstern, die Schlüssel staken im Zündschloss. Er konnte inzwischen überall im Land sein, zum Teufel, überall auf dem ganzen Planeten. Die besten Computer der Net Force arbeiteten sich durch sämtliche Fluginformationen, Zug- und Busfahrpläne, Mietwagen, Pkw- und Motorradhändler, sogar Autodiebstähle in und um Las Vegas, aber bisher hatten sie nichts gefunden, das sie auf die Spur des Flüchtigen brachte.

Er wollte diesen Killer, er wollte ihn so sehr, wie er seit langem nichts gewollt hatte. Wenn er herauskriegen würde, wo er war, würde er ins nächste Flugzeug steigen, offiziell oder inoffiziell, koste es was es wolle, und sich den Kerl schnappen.

»Colonel?«

Er arbeitete sich aus dem Gedankengewirr, in das er versunken war, und drehte sich um. Julio.

»Hab was, das Sie interessieren könnte.«

Er grinste.

Verdammt. Endlich gute Nachrichten.

Dienstag, 5. April 2011
Yews, Sussex, England

Die Fernsehnachrichten waren scheußlich, wie sie heutzutage immer zu sein schienen. Der amerikanische Präsident sprach von ›moralischer Stärke‹, einem Thema, von dem er selbst nur wenig verstand, wenn überhaupt. Präsidenten waren in den USA berüchtigt für ihre fehlende Selbstkontrolle, angefangen bei Warren G. Harding über Kennedy bis hin zu Clinton. Der Gedanke, dass der Führer einer Nation mit so schlampigen geistigen und moralischen Werten sich darüber ausließ, wie man sich zu verhalten hatte, war lächerlich. Besonders wenn dieser Führer bekanntermaßen die sexuellen Triebe eines Ziegenbocks hatte. Der derzeitige amerikanische Präsident war nicht besser als die anderen – man war ihm nur noch nicht auf die Schliche gekommen.

Goswell nickte dem Fernseher zu. Nun, er musste etwas unternehmen. Er würde seinen Mann anrufen, um zu erfahren, ob man das neue Spielzeug nicht irgendwie dazu verwenden könnte herauszukriegen, was der Präsident so trieb. Wenn es irgendwo in einem Computer Aufzeichnungen gab – und es gab sie mit Sicherheit –, dann kam der Wissenschaftler an sie heran. Die Amerikaner brauchten einen neuen Skandal, an dem sie sich weiden konnten, und der Bastard musste so sehr damit beschäftigt sein, seine so genannte Ehre zu verteidigen, dass er keine Zeit mehr hatte, sich sonst noch irgendwo einzumischen.

Doch vorher musste er einen anderen Anruf tätigen. »Applewhite?«

Der Butler erschien neben ihm. »Milord?«

»Ein Telefon, bitte. Eines mit Tastatur, wenn es geht.«

»Ja, Milord.«

Der Diener ging. Goswell hasste es, solche Geschäfte

zu erledigen, aber es war Teil des Lebens, dass der Mensch sich manchmal gezwungen sah, Dinge zu tun, die er lieber nicht täte. Wenn er bei Unwetter nicht über Bord gehen wollte.

Applewhite kam mit dem Telefon zurück. Es sah aus wie eins der alten Modelle mit runder Wählscheibe, die er als Junge benutzt hatte, aber es war lediglich eine Kopie. Innen war es mit moderner Elektronik voll gestopft wie alle, und es war nicht mit einer dicken schwarzen Schnur irgendwo angebunden. Auch dieses war kabellos.

Während er das Telefon nahm, sagte er: »Ist dieses Kaninchen irgendwo gesehen worden?«

»Die Köchin sagte, sie hat es gesehen, als sie heute früh in den Garten ging, Milord.«

»Ah, gut. Dann holen Sie meine Flinte. Wir wollen mal sehen, ob wir diesem kleinen Dreckskerl nicht einen Denkartel verpassen können.«

»Ja, Milord.«

Während Applewhite zum Waffenschränk schlurfte, wählte Goswell die Nummer des Mannes, den er zu erreichen wünschte. Es klingelte einmal am anderen Ende und eine barsche Stimme meldete sich. Die Worte klangen wie ein unhöfliches »Was ist denn?!«

»Hier Goswell. Haben Sie die Informationen für mich?«

»Ja, Geoffrey, ich hab sie.«

»Also dann am üblichen Ort. Sagen wir um ... sieben?«

»Verstanden.«

Goswell legte auf, seufzte und schüttelte den Kopf. Es war schlimm, mit solchen Männern zu tun zu haben, aber so etwas konnte ihm niemand abnehmen.

Jetzt kam Applewhite zurück. In der einen Hand hielt er die Flinte, in der anderen zwei der maßgefertigten Patronen aus Messing und gewachster grüner Pappe. Nur

zwei Schüsse genehmigte sich Goswell pro Abenteuer. Wenn er nicht traf, lebte das Kaninchen eben noch einen Tag länger und plünderte den Garten. Fairness musste sein.

Die Waffe war eine handgefertigte Vogelflinte von Rigby Brothers, aber natürlich auch für Karnickel brauchbar. Der Doppellauf Kaliber 16 war mit einer Damascus-Drehvorrichtung versehen. Der wassergegossene Stahl war zwar optisch schön, aber für moderne Munition nicht geeignet. Daher hatte er sich von einem Waffenschmied Munition herstellen lassen, die die Waffe vertrug, ohne gleich zu explodieren. Allerdings verursachten diese Patronen bei der Zündung stinkenden Qualm. Der Schmied George Walker meinte, er könne Pyrodex statt Schwarzpulver verwenden und so den Rauch reduzieren, aber Goswell war das alles ziemlich gleichgültig. Zwei Ladungen mit Vogelschrot Nr. 8 würden das Kaninchen schon ins Gras beißen lassen – wenn er nur etwas mehr Glück hätte. Genau das war das Problem, denn das Kaninchen schien zu wissen, wann er bewaffnet war und wann nicht.

Applewhite hielt ihm ein Paar Ohrenschützer hin. Goswell blickte den Butler mürrisch an.

»Der Arzt besteht darauf, Milord.«

Goswell nickte. »Na gut, geben Sie mir die verdammten Dinger.« Insgeheim wusste er die Ohrenschützer zu schätzen. Diese hier waren elektronisch, produziert in einer von Goswells Firmen in Frankreich – zur Hölle mit den Franzmännern –, und er musste zugeben, dass sie eine nützliche Erfindung waren. Eine Schaltung im Kopfhörer nahm Geräusche wahr und dämpfte sie im gleichen Moment, sodass ein lauter Knall nur als leises *Popp* zu hören war. Wenn es sich hingegen nicht um Explosionen handelte, verstärkten die Ohrenschützer einfache Geräusche, sodass die normale Hörfähigkeit verbessert wurde. In Wirklichkeit war Goswells Gehör auch nicht mehr das

was es einmal gewesen war, und er zog ernsthaft in Erwägung, sich Implantate einsetzen zu lassen. Sie sollten es ihm ermöglichen, wieder an normalen Gesprächen teilnehmen zu können; diese Fähigkeit hatte in der letzten Zeit deutlich nachgelassen. Die Implantate hielten angeblich fünf bis sechs Jahre lang. Sie wurden mit Mikrobatterien betrieben, welche durch die Vibrationen aufgeladen wurden, die jedes Geräusch verursachte. Er kannte ein paar Herren und eine alte Dame, die sich diesem chirurgischen Eingriff unterzogen hatten, und alle waren mit den Ergebnissen höchst zufrieden. Vielleicht würde er es auch machen lassen. Er hatte schon einen Lasereingriff an seinen Augen hinter sich und brauchte seine Lesebrille nur noch, wenn er sehr müde war. Die Technologie hatte sicherlich ihre Tücken, doch dann und wann war sie ihm doch zu Diensten.

»Wenn ich dieses Kaninchen abgeschossen habe, lassen Sie Stephens mit dem Wagen vorfahren. Ich werde mich in den Klub begeben.«

»Ja, Milord. Viel Glück bei der Jagd.«

Goswell lächelte. »Danke, Applewhite. Ich werde den Schuft schon kriegen, ganz bestimmt!«

Dienstag, 5. April 2011

London, England

Peel fuhr zu dem Treffpunkt, zu dem Bascomb-Coombs ihn bestellt hatte. Er war wegen dieser neuen Wendung in seinem Leben noch immer etwas benommen. Doch das Schicksal meinte es gut mit ihm. Bascomb-Coombs hatte heute Morgen bei einer indonesischen Bank ein neues Konto eröffnen lassen, ein Nummernkonto, von dem Peel Geld abheben konnte. Darauf befand sich ein Guthaben in indonesischen Rupien im Wert von einer Million Euro. Auf einen Schlag war Peel zum Millionär geworden,

und es wartete noch viel mehr auf ihn, wenn er seine neuen Verpflichtungen zufriedenstellend erledigte.

Das kleine Büro befand sich in der Nähe der Old Kent Road, unweit der alten South-Eastern-Gaswerke. Peel hätte einen solchen Ort nicht ausgesucht, aber immerhin war ihm das Gebäude bei seinen Nachforschungen auch nicht aufgefallen.

Er fuhr auf den Parkplatz, stellte den Motor ab und ging zu dem zweistöckigen, quadratischen grauen Block. Die Fenster waren vergittert, ein Pförtner saß hinter einem Tisch in der Eingangshalle. Der Pförtner suchte auf einem Computerbildschirm nach Peels Namen und Gesicht und öffnete per Knopfdruck eine verschlossene Tür, die zu einer Treppe führte.

Schnell lief Peel hinauf, erreichte den zweiten Stock und ging um die Ecke bis zum Büro am Ende des Flurs. Die anderen Büros entlang des Korridors, die zum Teil Fenster in den Türen hatten, schienen ziemlich leer zu sein.

Die letzte Tür auf der rechten Seite war nicht abgeschlossen; er öffnete sie und trat ein.

»Ah, Major, Sie sind pünktlich. Ich schätze so etwas. Kommen Sie herein, kommen Sie herein, ich möchte Ihnen alles zeigen.«

Es schien nicht viel zu sehen zu geben. In einer Ecke stand ein Computertisch mit einem Holoprojektor und einer Werkstation und einem Lederstuhl auf Rollen davor. An einer Seitenwand befanden sich ein kleiner Külschrank und ein Herd und daneben eine ausziehbare Couch. Ein Schild an einer Tür hinter der Couch kennzeichnete das Klo.

Peel zog eine Augenbraue hoch, als wollte er sagen: »Was zeigen, Sir?«

Bascomb-Coombs lächelte. »Sieht nach wenig aus, nicht wahr? Aber die eigentliche Arbeit steckt natürlich

woanders, in Lord Goswells Computereinrichtung in Chelmsford. Wir sind telefonisch damit verbunden. Um ihre Frage vorwegzunehmen: ja, absolut unauffällig. Ich kann von hier das Gleiche erledigen wie vor Ort in Chelmsford, und niemand wird je dahinter kommen.«

»Bitte entschuldigen Sie mein Unwissen, Mr. Bascomb-Coombs, aber was genau machen Sie? Ich meine, ich weiß von dem Gerät, was Goswell mir davon erzählt hat, und ich habe die Ergebnisse gesehen, die in der Tat beeindruckend sind, aber ich bin nicht darüber informiert, wie es genau funktioniert.«

Der Wissenschaftler lachte. »Und ich bezweifle ernsthaft, dass ich es Ihnen erklären kann. Turners Worte lauten zwar, ›Eine Thematik kann einfach dargestellt werden, wenn der Sprecher sie genau versteht‹ aber ich bin mir nicht sicher, ob ich es selbst ganz verstehe. Und ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen – ich befürchte, Sie verfügen nicht über die entsprechenden Mathematik- und Physikkenntnisse, um es nachvollziehen zu können, selbst wenn ich es täte. Zur Zeit ähnelt mein Computer eher einem Haushaltsstreichholz. Ich kann ihn zum Feuermachen verwenden, ohne völlig mit den chemischen Prozessen vertraut zu sein, die dies ermöglichen.«

Er lächelte und Peel lächelte zurück. Hatte dieser Mann ihn gerade als dumm bezeichnet?

»Ich erkläre es Ihnen in den Grundzügen, wenn Sie wollen. Wahrscheinlich sind Sie mit gewöhnlichen Computern mehr oder weniger vertraut?«

»Mehr oder weniger.«

»Dann wissen Sie ja, dass die meisten Computer Turing-Maschinen sind und auf der Booleschen Logik gründen, die wiederum auf binären Operationen basiert. Es gibt Nullen und Einsen – Quantumteilchen von Informationen, genannt Qubits –, und nur diese beiden Alternativen sind möglich. Entweder eins oder null, Punkt. Bei

einem Quantumcomputer hingegen ist eine Überlagerung von beiden zur gleichen Zeit möglich. Es scheint auf den ersten Blick nicht logisch, aber beim Quantumparallelismus kann man alle möglichen Werte aller Inputregister gleichzeitig verwenden.«

Peel nickte, als hätte er auch nur den leisesten Schimmer, wovon sein Gastgeber redete.

Bascomb-Coombs fuhr fort: »Mit Shors Quantum-Faktorisierungsalgorithmen kann man sehen, dass mithilfe eines Quantumcomputers eine große Zahl in einem Bruchteil der Zeit multipliziert werden kann, die gewöhnliche Hardware brauchen würde. Ein Problem, für das ein SuperCray leicht ein paar Millionen Jahre brauchen kann, wird mit einem Quantumcomputer in Sekunden gelöst. In der Praxis, zum Beispiel beim Code-Knacken, ist der Quantumcomputer also haushoch überlegen.«

Peel nickte. »Warum benutzt denn dann nicht jeder diese Quantumcomputer?«

Bascomb-Coombs lachte erneut. »Oh, das würde man gerne! Aber so etwas lässt sich nicht aus einem alten Majonaisseglas draußen in der Holzhütte hervorzaubern. Das Problem ist, dass der kohärente Status eines Quantumcomputers in der Regel zerstört wird, sobald er mit der unmittelbaren Umgebung Kontakt hat. Und das heißt, in dem Moment, in dem man ihn anstellt und versucht reinzugehen, wird er zerstört. Das zu vermeiden ist ziemlich verzwickelt. Alles Mögliche ist im Laufe der Jahre ausprobiert worden: Laser, Fotonstimuli, Ion-Fallen, optische Fallen, NMR, Polarisierung und sogar Massen-Dreh-Resonanz.

Wineland und Monroe haben den einfachen Quantumzugang herausgefunden, indem sie Berylliumionen eingefangen haben. Kimble und Turch kamen mit der Polarisierung von Photonen zum gleichen Ergebnis. Mit der nuklearen magnetischen Resonanz hatte NTC schon vor-

her einen gewissen Erfolg und Chuang und Gershenfeld wandten Grovers Algorithmus bei einem 2Q-Modell an. Dabei benutzten sie die Kohle- und Wasserstoffatome in einem Chloroformmolekül. Doch das Problem bestand immer in der Multiplizität und der Stabilität. Bis zu meinem Gerät.«

»Und wie haben Sie es geschafft, wenn es doch so schwer ist?«

»Ich bin schlauer als sie«, lautete die Antwort. Es hörte sich nicht wie Prahlerei an. Den Ergebnissen zufolge war es das auch nicht. »Ich habe Sie überfordert, als ich auf die Qubits zu sprechen kam, nicht wahr?«

»Leider schon früher«, gab Peel zu.

Bascomb-Coombs schmunzelte. »Machen Sie sich nichts daraus, Major. Weniger als eine Hand voll Wissenschaftler auf der Welt würden verstehen, wie ich gemacht habe, was ich gemacht habe, selbst wenn sie es am Modell vorgeführt bekamen. *Ihre* Talente liegen woanders. Ich würde ungern versuchen, Sie in einer dunklen Gasse fertig zu machen oder auf dem Schlachtfeld gegen Sie anzutreten.«

Peel würdigte das Kompliment mit einem Kopfnicken. »Ganz recht.«

»Was ich mit all diesen Ausführungen sagen will, ist, dass mein Computer wundersame Dinge vollbringen kann, und Schlösser knacken steht ganz oben auf der Liste. Wenn nicht gerade der Stecker herausgezogen und das Gerät von jeder Art eingehender Kommunikation abgetrennt ist, kann ich mir praktisch zu jedem Computer auf der Welt Zugang verschaffen. Geld bedeutet nichts, wenn man nach Belieben jeden Tresor knacken kann. Militärgeheimnisse stehen uns abrufbereit zur Verfügung. Niemand kann auch nur irgendetwas vor uns verstecken.«

»Wirklich? Warum sind Sie dann nicht der Herrscher der Welt?«

Wieder lachte der Mann. »Sie gefallen mir, Peel, Sie sind so erfrischend nach Jahren mit heuchlerischen Wissenschaftlertypen. Die einfache Antwort ist, dass der Computer noch nicht perfekt ist. Er hat ein paar Macken und hin und wieder stürzt er ab. Ungefähr jedes zweite Mal. Ich verschwende ungern meine Zeit mit nichtigen Angelegenheiten wie Geld und Macht – jedenfalls solange mein Computer nicht stabil ist. Und genau darauf verwende ich meine Energie – auf das System. Da Goswell die Hardware besitzt und sie ziemlich gut bewachen lässt, kann ich mich seinen Forderungen noch nicht ganz widersetzen. Aber die Zeit wird kommen. Und ich werde Männer mit Ihren Fähigkeiten brauchen.«

Peel dachte an die Million Euro auf der indonesischen Bank. Er war schon jetzt reicher, als er je erwartet hatte. Sein Vater war, trotz des Adelstitels, ein armer Schlucker gewesen, der das wenige Land, das er besaß, noch vor seinem Tod verloren hatte. Eine Million Euro war zweifellos eine Stange Geld, aber wenn er sich an diesen sonderbaren Typen hielt, war durchaus noch mehr drin. »Ich stehe Ihnen zu Diensten, Mr. Bascomb-Coombs.«

»Ach, bitte sagen Sie Peter, Terrance. Ich bin überzeugt, wir werden blendend miteinander auskommen.«

14

*Mittwoch, 6. April 2011
Seattle, Washington*

Rushjo fuhr mit der U-Bahn durch den SeaTac-Flughafen zu seinem Flugsteig. Er hatte einen Flug mit einer 747 der British Airways nach London gebucht. Mit dem Bus war er von Mississippi nach New Orleans gefahren, von dort

mit einer ausgebauten 727 nach Portland geflogen und schließlich mit einer Dash 8 hierher. Hätte es irgendjemand geschafft, ihm nach Mississippi zu folgen, so hätte er ein ähnliches Fortbewegungsmuster wie von Las Vegas nach Jackson beobachten können: Er war in einem Mietwagen nach Oklahoma City gefahren und nahm dann von dort den ersten von drei Kurzflügen Richtung Süden und Osten. Ein Verfolger hätte vermutlich erwartet, dass er östlich oder südlich weiterfliegen würde, etwa nach Miami; stattdessen hatte er seine Richtung geändert. Sobald er in London angekommen war, würde er nach Spanien oder Italien weiterfliegen, von da aus nach Indien oder Russland und dann nach Hause.

Als Verfolgter empfahl es sich nicht immer, geradeaus zu laufen – insbesondere wenn die Jagdhunde schneller waren als man selbst.

Der Zug war voll, und als am nächsten Halt weitere Fahrgäste einstiegen, stand Rushjo von seinem Platz auf und bot ihn einer jungen hochschwangeren und mit zwei Taschen beladenen Frau an. Er und Anna hatten sich Kinder gewünscht, doch daraus war nichts geworden.

Die Frau bedankte sich und setzte sich. Er hielt sich an einem Griff fest und beobachtete, wie die Mauer vor den Fenstern vorbeiraste.

Als der Zug hielt und die Passagiere ausstiegen, machte Rushjo sich auf den Weg zu seinem Gate. Er war Stunden zu früh, aber er wollte nirgendwo anders mehr hingehen. Er würde sich ein Imbisslokal suchen, eine Toilette, um seine Bedürfnisse zu erledigen, einen Platz zum Hinsetzen und vielleicht zum Schlafen. Beim Militär lernte man zu schlafen, wann immer sich die Möglichkeit bot; auf einem bequemen Stuhl war es vergleichsweise leicht.

Nach Heathrow ging es im Direktflug, nur neun bis zehn Stunden. Er hatte einen Platz in der Businessclass gebucht wie jemand, der auf Geschäftsreise ist. Er trug

einen mittelteuren Anzug, ein hellblaues Hemd und eine Krawatte, und sein Aktenkoffer war voll mit Zeitschriften und weißem Papier, um praller zu erscheinen. Er war einfach einer von vielen Geschäftsleuten, völlig unscheinbar.

British Airways war nicht so schlimm wie manche andere Fluglinien und zweifellos besser als einige russische oder chinesische. Sein letzter Flug mit der englischen Gesellschaft war, bis auf die Landung, recht eintönig gewesen. Doch dann schlug der riesige Jet so hart auf der Landebahn auf, dass die Sauerstoffmasken heruntersprangen und die Passagiere mit Gepäck aus den Staufächern beriebelt wurden. Es wurde zwar niemand verletzt, aber es war doch eine ziemliche Überraschung. Vielleicht durfte die Stewardess gerade eine Landung proben. Oder womöglich war der Pilot eingeschlafen ...

In Gedanken zuckte er mit den Schultern. Er war schon mal härter aufgekommen. Am Ende eines JAL-Flugs war sein Flugzeug während eines Monsuns so hart in Tokio gelandet, dass das vordere Fahrwerk wegknickte und trotz der nassen Rollfläche ein Funkenregen an den Passagierfenstern vorbeisprühte. Ein anderes Mal, bei einem Flug nach Moskau, war die uralte russische Turbo-Prop-Maschine zwar sicher gelandet, stieß aber bei der Fahrt zum Flugsteig mit einem Tankwagen zusammen, was dessen Fahrer das Leben kostete und ein halbes Dutzend ungeduldige Passagiere, die zu früh die Sicherheitsgurte geöffnet und die Sitze verlassen hatten, zu Boden warf. Knochenbrüche hatte es dabei wohl auch gegeben. Und wieder ein anderes Mal war er gerade auf einem entlegenen Flughafen in Tschetschenien aus einer kleinen Cessna gestiegen, als die Maschine Richtung Rollfläche fuhr, um zu starten, und sechzig Meter von ihm entfernt über eine Landmine rollte und in kleine Einzelteile zerrissen wurde.

Schon lange hatte er aufgehört, sich über solche Dinge Sorgen zu machen. Wenn man dran war, war man dran. Und so lange galt das alte Sprichwort: Jede Landung, nach der man auf eigenen Füßen weggehen konnte, war eine gute Landung.

Ein kleines Bistro in der Nähe des Terminals servierte Sandwiches; er bestellte sich eines zu einem Bier. Im Fernseher lief ein Sportprogramm. Abscheulich hässliche Frauen, aufgebläht wie menschliche Kröten, mit dunkelbraun gefleckter Haut, führten ihre Muskeln vor, während sie auf der Bühne hin und her marschierten. Sie sahen aus wie Männer in Bikinis. Hinter der Bühne wurde eine der Frauen interviewt, und als sie sprach, war ihre Stimme tiefer als die eines Basses in der Oper.

Es war schon erstaunlich, was die Leute sich antaten. Rushjo hatte früher einmal mit russischen Olympia-Langstreckenläufern trainiert und wusste so einiges über die Chemikalien, die sie benutzten, um ihre Leistungen zu verbessern. Die männlichen Steroide, die diese Bodybuilderinnen einnahmen, bewirkten dauerhafte Veränderungen – tiefe Stimmen, Akne, stark behaarte Gesichter und Körper und übergroße Sexualorgane. Mit fünfundzwanzig war es nicht schlimm, sich so hochzupumpen, aber wie würden diese armen Frauen mit fünfzig oder sechzig aussehen? Er schüttelte den Kopf. Kein Sinn für die Zukunft.

»Mein Gott, stellen Sie doch diesen Quatsch ab!«, sagte einer der Gäste zu dem Mann hinter der Theke. Mehrere andere Männer hoben zustimmend ihr Glas. Der Wirt schaltete schulternzuckend auf ein anderes Programm um.

Rushjo aß das Sandwich und trank sein Bier.

Mittwoch, 6. April 2011
London, England

Der MI-6 hatte Alex und Toni ein recht geräumiges Büro mit vollem Zugang zu seinen Computersystemen zur Verfügung gestellt. Zumindest was dieses spezielle Problem betraf. Toni war bereits auf eine Menge blockierter Dateien gestoßen.

Gerade hielt Alex am Ende des Flurs mit Hamilton Rücksprache. Toni war allein im Büro und sah Computerdaten von Fluglinien durch, als Angela Cooper an die offene Tür klopfte.

»Kommen Sie herein«, sagte Toni.

»Entschuldigen Sie die Störung, Miss Fiorella, aber Alex lässt fragen, ob er und der Direktor Sie kurz sprechen könnten.«

Alex? Sie nannte ihn Alex?

»Natürlich«, entgegnete Toni. Sie loggte sich aus. Cooper stand wartend da und lächelte, doch sie wirkte etwas ungeduldig.

»Hier entlang, bitte.«

Toni kam sich neben der Blondine klein und plump vor. Cooper trug ein dunkelgrünes Kostüm mit einem Rock, der ein paar Zentimeter zu hoch über den Knien endete, und praktische Pumps mit Fünf-Zentimeter-Abständen. Doch sie hatte schöne Beine, und wenn Toni groß und langbeinig wäre, würde sie ihre Beine auch vorführen und nicht nur eine einfache blaue Seidenbluse, Jeans und flache Schuhe tragen. Schließlich hatte sie ja auch keine Arbeitsgarderobe eingepackt. Nach der Konferenz, bei der sie die beiden Kostüme getragen hatte, die sie mitgebracht und dann in die Reinigung gegeben hatte, blieb ihr an Kleidung eigentlich nur noch Legeres. Es sollte ja eigentlich ein Urlaub sein. Am besten sie rief die Reinigung an und holte ihre elegante Garderobe zurück. Sie

würde nicht zulassen, dass sie wegen dieser Miss Cooper schlechter aussah als notwendig.

»Es tut mir Leid, dass Ihr Urlaub auf diese Weise unterbrochen wird.«

Toni versuchte, ihre Gedanken von der Kleidung weg auf das Hier und Jetzt zu richten. »Wie? Also, das ist ja nicht Ihre Schuld. So erfahren wir eben etwas mehr über Ihr Land.«

»Anders als die Staaten, nicht wahr?«

»Sie waren schon einmal in den USA?«

»Aber natürlich. Ein paar berufliche Reisen. Und als Studentin war ich einen Sommer an der UCLA. Ein wunderbares Klima, ich bin dort zum ersten Mal richtig braun geworden.«

Das kann ich mir vorstellen. Toni stellte sich Cooper im Bikini vor. Sie wäre der Hammer. Im Sonnenschein von Südkalifornien würden die Männer Schlange stehen, um sie anzumachen. Sie müsste einen Stock tragen, um sie sich vom Leibe zu halten – es sei denn, sie wollte diese Aufmerksamkeit, was sicherlich eher der Fall war. Sie war dieser Typ Frau.

»Alex hat erwähnt, dass Sie aus der Bronx kommen?«

Ach, hat er das? Was fiel Alex ein, ihr das zu erzählen?

»Ja. New York ist leider mit Kalifornien nicht zu vergleichen.«

»Ich war einmal eine Woche in Manhattan, Ende August. Es war furchtbar heiß und schwül.«

»Im September ist es noch schlimmer.«

Es verstrich eine ganze Weile ohne weiteren Wortwechsel. Als das Schweigen gerade unangenehm wurde, meinte Cooper: »Alex ist also geschieden und hat eine Tochter. Kennen Sie die Tochter?«

Was zum Teufel dachte Alex sich dabei, ihr so etwas zu erzählen? Und bei welcher Gelegenheit hatte er es ihr überhaupt erzählen können? Als Nächstes würde er die-

ser Frau Fotos von sich mit Toni im Bett geben! Sie erwiderte: »Nein, ich kenne sie nicht. Ein paar Mal habe ich mit ihr am Kommunikationsgerät gesprochen. Ich habe Bilder von ihr gesehen. Sie lebt bei ihrer Mutter in Idaho.«

»Das liegt im Westen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Gut, da wären wir schon.« Cooper wies mit einer Hand auf die Tür.

»Kommen Sie nicht mit hinein?«

»Tut mir Leid, ich habe andere Verpflichtungen. Wir sehen uns später.« Sie drehte sich um und entfernte sich mit leicht schwingenden Hüften.

Ein linkes Weib.

Drinnen stand Alex mit Hamilton an einem Tisch, auf dem beide unter einer grellen Lampe Papierfotos begutachteten. Alex sah zu ihr auf. Er lächelte nicht. »Toni, sieh dir das mal an.«

Sie trat neben ihn. Bei den Bildern handelte es sich um Aufnahmen eines Spionagesatelliten irgendeiner Militäreinrichtung. Nachträglich waren Farben und Kontrast vom Computer verstärkt worden. An einem Ende des Militärkomplexes befanden sich offensichtlich zwei interkontinentale Nuklearraketen auf Eisenbahnwagons mit Abschussrampen. »Was ist das?«

Hamilton antwortete: »Das ist die experimentelle Raketenstation in Shinghua, nahe der Küste des ostchinesischen Meeres. Die Chinesen entwickeln hier eine neue nukleare Langstreckenrakete.«

Er tippte auf die Raketen auf dem Foto, »Gestern Abend hat ein Computer zwei der funktionierenden Testmodelle auf Alarmbereitschaft gestellt und einen neunzigminütigen Countdown zum Abschuss begonnen. Die Raketen waren auf Tokio gerichtet.«

»Mein Gott«, sagte Toni.

»Genau. Der Computer war nach außen versiegelt, so-

dass er nicht abgestellt werden konnte. Glücklicherweise waren beide Sprengköpfe Attrappen, und zum Glück haben die Techniker es geschafft, die Starts manuell zu verhindern. Obwohl die Chinesen ja normalerweise nicht sehr mitteilssam sind, zeigten sie sich entsetzt. Jemand hat ihre Computersicherungen und Codes umgangen und die Zündungen von außen betätigt. Amerikanische Spionagesatelliten, die permanent die Station observieren, hatten die Vorbereitungen zum Start beobachtet. Daraufhin schickte die amerikanische Air Force schnellstens einige Stealth-Bomber von ihrer Basis auf der südkoreanischen Insel Cheju-do. Wenn die chinesischen Raketen gestartet worden wären, hätten die Bomberjets versucht, sie abzuschießen. Mit ziemlicher Sicherheit hätten sie außerdem die Station bombardiert, um weitere Abschüsse zu verhindern.«

Toni starrte Alex an. Er sah grimmig aus.

»Selbst ohne nukleare Sprengladung – wenn ein paar Raketen dieser Größe mitten in der City von Tokio herunterfielen, hätten sie wohl erheblichen Schaden angerichtet«, sagte Alex.

»Und es ist unser Fluglinienhacker?«, fragte Toni.

»Oder jemand vom gleichen Kaliber. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es zwei von dieser Sorte gibt.«

Toni schüttelte den Kopf. »Wir müssen diesen Kerl kriegen, und zwar schnell. Und unser bester Spürhund ist lahm geschossen.«

»Wenn, dann kommt es auch gleich knüppeldick, nicht wahr?«, meinte Hamilton.

Toni sah ihn an, dann wanderten ihre Augen zurück zu Alex. Die Dinge standen in der Tat schlecht.

*Mittwoch, 6. April 2011
Washington, D.C.*

Tyrone hatte sich überlegt, dass der Fußballplatz unmittelbar nach Schulschluss etwa vierzig Minuten lang leer sein würde, bevor die nächste Gruppe kam. Vierzig Minuten war reichlich Zeit, um zehn oder fünfzehn gute Würfe zu schaffen.

Er stand ungefähr in der Mitte des Feldes und testete mit einer nassen Fingerkuppe die Windverhältnisse. Eine ziemlich gute Brise kam von Norden her, und er entschloss sich, ein paar Münzen an den MTA-Bumerang zu kleben, damit dieser nicht vom Wind weggetrieben würde. Dafür brauchte er nicht mehr als eine Minute, dann war er startklar.

Er beugte sich dem Wind entgegen, atmete ein paar Mal tief durch und ließ die Schulter kreisen, um den Muskel zu lockern. Seit einiger Zeit hatte er daran gedacht, Gewichte zu heben – die Spitzenwerfer waren alle durchtrainiert, und ihm konnte etwas mehr Kraft in den Armen nicht schaden. Knifflig war die Intensität beim Abwurf. Warf man zu sachte, blieb der Bumerang nur kurz in der Luft, warf man zu stark, kam es schon mal zu einer schnellen Bruchlandung. Aber manchmal musste man etwas mehr Kraft einsetzen, wie jetzt zum Beispiel, da es recht böig war, und für seine Größe hatte Tyrone keinen Muskel zu viel. Zwar wollte er kein Herkules sein, aber gegen etwas mehr Körpermasse hatte er nichts einzuwenden.

Um die Neigung der Blätter zu überprüfen und zu beobachten, wie sich das Gewicht der aufgeklebten Münzen auswirkte, machte er den ersten Wurf. Rot schimmernd drehte sich der Indian Ocean, aber dann wackelte er und kam zu schnell zurück. Tyrone holte ihn und korrigierte den Winkel an den Blättern, indem er diese vorsichtig hochbog. Er versetzte die Münze auf der längeren

Seite um ein paar Millimeter weiter zum Knick hin, klebte sie erneut fest und versuchte dann einen neuen Wurf.

Besser, aber immer noch leicht daneben. Nun, er könnte das Ding den ganzen Tag lang justieren, besonders bei stürmischen Windverhältnissen, Aber zum Trainieren war es jetzt gut genug.

Bei seinem siebten Wurf – endlich hatte er mehr als eine Flugminute geschafft, mehr erwartete er bei diesem Wind auch gar nicht – erschien Nadine und rief nach ihm. »He, Tyrone!«

Sie kam über das Feld, schüttelte den Rucksack ab und holte ihren MTA heraus, ein langes, blauweiß gestreiftes Modell in Form eines L. Es war ein Quark Synlin. Aus der Nähe hatte er noch keinen gesehen, aber er hatte schon Holoprojektionen angeschaut. Auch bei den Turnieren sah er ab und zu welche, sodass er ihn gleich erkannte.

»Mann, wie bist du da denn drangekommen? Ich dachte, Quark hätten Pleite gemacht,«

»Das haben sie auch, aber es gab noch einige zu kaufen. Meine Mutter hat mir angeboten, wenn ich ihr beweise, dass ich mit so einem erstklassigen Bumerang umgehen kann, leiht sie mir das Geld, um ihn zu kaufen. Als ich den Wettkampf gewonnen habe, hat sie sich wohl gedacht, ich wäre so weit. Heute Morgen ist er per Luftpost-Express angekommen.« Sie hielt ihn Tyrone hin. Er nahm ihn ihr fast wie ein Kleinkind ab und hielt ihn vorsichtig.

»Wie wirft er sich?«

»Keine Ahnung, bin noch nicht dazu gekommen. Probier es doch mal aus!«

Er zwinkerte ihr zu. »Du musst zuerst werfen, es ist doch deiner.«

»Nein, wirf ruhig. Du bist schon aufgewärmt.«

»Sicher?«

»Na klar.«

Er befeuchtete seinen Finger, um den Wind zu prüfen.

Sie sagte: »Mittelstark, um fünfzig Grad anwinkeln, nicht überlehnen. Halt ihn lieber vertikaler. Fünf bis zehn Grad in Richtung Wind.«

Er nickte, stellte sich in Position, atmete tief durch, holte aus und warf.

Ungefähr fünfzig Meter schoss der große Quark hinaus, bevor er die Kurve begann. Er gewann an Höhe – einiges an Höhe, dreißig, fünfunddreißig Meter – und begann dann langsam abzuflachen. Beim Hinabgleiten sprang er ein paar Mal im Aufwind auf und ab.

»Mann, guck dir das an!«

Es war ein schöner Wurf, guter Wind, alles stimmte. Der Bumerang schien eine Ewigkeit einfach in der Luft zu hängen, und kam schließlich herunter, weniger als zwanzig Meter von der Stelle entfernt, wo Tyrone ihn losgeworfen hatte, etwas weiter unten im Feld. Er schnappte ihn sich mühelos.

Tyrone hatte keine Stoppuhr dabei, aber Nadine hatte ihre parat. »Zwei Minuten, einundfünfzig Sekunden«, sagte sie. »Nicht schlecht.«

»Wirklich nicht schlecht! Besser als meine persönliche Bestzeit!« Mit so einer Zeit hätte er sie sogar bei dem Turnier geschlagen. Verdammt!

Er sah den Bumerang an, lächelte dann zu Nadine. »Danke.« Er gab ihn ihr zurück. »Du bist dran. Wir haben noch ungefähr zwanzig Minuten, bevor die Fußballtrottel uns vertreiben.«

»Das reicht für zwei Würfe, was meinst du?«

»Das hättest du wohl gern!«

Sie lachten beide.

Nadine war in Ordnung. Besonders für ein Mädchen.

*Mittwoch, 6. April 2011
Alamo Heuco Mountains, New Mexico*

Jay Gridley stand auf einem Hochplateau in der Wüste und lauschte der Stille zwischen den Felsen und dem Buschwerk. Wie ein greller Schlaghammer knallte die Sonne alles unter sich in den toten Boden. Es war wie mitten im Niemandsland, und wenn man geradeaus nach Osten, Westen oder Süden ginge, würde man die USA verlassen und nach Mexiko gelangen; die nächste Grenze war nur wenige Kilometer von hier entfernt.

Neben ihm stand Saji, dieses Mal eher ein nordamerikanischer Indianer als ein Tibetaner. Er trug ausgewaschene blaue Jeans, Cowboystiefel, ein langärmeliges Arbeitshemd und einen großen weißen Hut mit einer Schärpe aus Klapperschlangenleder.

»Kannst du das Wasser riechen?«, fragte Saji.

Jay, der bis auf einen mexikanischen Sombrero mit breiter Krempe ähnliche Kleidung wie Saji trug, schüttelte den Kopf. »Das Einzige, was ich rieche, ist die Wüste. Staub, Sand und kochende Felsen, das ist alles.«

Tatsächlich wurde mit jedem Schritt noch mehr rotbrauner Sand hochgewirbelt, feinkörnig wie Babypuder. Seine Stiefel und Kleidung waren schon bedeckt. Der Sand brannte in den Augen und in der Nase und erschwerte das Atmen. Wenigstens war es windstill, sodass sich der Staub schnell wieder auf dem Boden absetzte. Ein sehr realistisches Szenario, und es war Sajis – zu so etwas war Jay immer noch nicht fähig.

»Okay, dann wollen wir mal sehen, ob wir auf irgendetwas stoßen.«

Jay schüttelte den Kopf. »Wo hast du diesen ganzen Spurenkram gelernt?«

Saji lächelte sein einfältiges Lächeln. »Jerry Pierce, ein Kumpel vom Stamm der Navajo, ist ein Sohn der Schattenwölfe. Spurensucher für die Grenzpolizei. Er hat mir das hier gezeigt und ich habe ihm etwas über den Mittleren Weg beigebracht.«

»Ein Buddhist mit Navajoblut?«

»Warum nicht? Der Buddhismus ist mit den meisten anderen religiösen Glaubensrichtungen vereinbar – jedenfalls mit denen, die nicht militant monotheistisch sind. Komm, weiter.«

Die beiden gingen vorsichtig über den sandigen Boden. Nach ein paar Metern befahl Saji: »Halt. Siehst du es?«

Sie waren vielleicht drei Meter von der Kante eines steilen Abhangs entfernt, eines Felsvorsprungs, der um die zwanzig Meter abfiel. »Was soll ich sehen? Das Ende der Welt?«

Angestrengt starrte Jay auf den Boden. Es gab dort drei Dinge: harte Erde, ein einzelner abgerissener, blassgrüner Grashalm und ein verwitterter, mit Staub bedeckter rötlicher Fels. Auf diesem Boden war wohl keine Spur zu finden. »Ich sehe nichts.«

»Gar nichts?«

»Na gut, ich sehe *etwas*. Ein Stück harte Erde, einen Felsen, einen Grashalm, das ist alles.«

»Sie dich mal um. Gibt es sonst noch Vegetation?«

Jay erhob sich aus der Hocke, blickte sich um. »Da hinten, etwa zehn Meter von hier, ist eine Art Kreosotbusch.« Er bewegte sich zur Kante des Felsvorsprungs und blickte vorsichtig hinunter. Nach unten hin wuchs gar nichts. »Hier in der Nähe nichts. Ganz weit da hinten steht ein großer Kaktus. Aber hier – totale Öde.«

»Okay, denk eine Weile darüber nach.«

»Ich will dir nicht zu nahe treten, Saji, aber wenn ich länger als dreißig Sekunden nachdenken könnte, ohne rammdösig zu werden, brauchte ich dich nicht.«

»Schließ die Augen, zähl deine Atemzüge.«
 Jay seufzte und gehorchte. Eins... zwei... drei...
 was ... habe ... ich ... gesehen ...?
 Er öffnete die Augen. »Das Gras.«
 Saji nickte. »Was ist damit?«
 »Es passt nicht hierher. Wie ist es hierher gekommen?
 Es gibt nichts Ähnliches weit und breit.«
 »Gut. Hätte es vom Wind hierher geweht werden können?«
 Jay schüttelte den Kopf. »Es gibt keinen Wind. Und wenn es schon längere Zeit hier läge, wäre es trocken wie ein ausgebleichter Knochen, aber es ist ja noch grün.«
 »Das bedeutet...?«
 »Es ist dort hingebracht worden. Womöglich ist es aus einem Schuh gefallen, oder es klebte an einem Hosenbein.«
 »Sehr gut. Also, was nun?«
 Jay dachte nach. Saji hatte es ihm gesagt, aber er konnte sich nicht mehr daran erinnern. Also komm, denk logisch, Jay Es war schwer, aber er musste ja keine komplizierten Schlüsse aneinander reihen; nur den nächsten kleinen Schritt. Der da wäre ...?
 »Das Blickfeld vergrößern und Spuren überall dort suchen, wo der Boden sie aufnehmen könnte?«
 »Gut. Mal sehen. Vorsichtig – du willst ja keine Indizien vernichten.«
 Langsam bewegte sich Jay von dem Gras weg und suchte nach Spuren. Im Umkreis von fünfzehn Metern konnte er keine entdecken. Er schüttelte den Kopf. »Keine Spuren.«
 »Bist du dir sicher?«
 »Zum Teufel, ja, ich bin mir sicher!«
 Saji wartete einige Sekunden lang.
 »Tut mir Leid. Ich bin nervös.«
 »Schon gut. Schau mal hier herüber.« Saji führte Jay zu einer Sandfläche und zeigte darauf: »Da.«

»Also komm. Der Boden hier ist absolut glatt, nicht eine einzige Unebenheit; du kannst mir doch nicht erzählen, dass du darauf eine Spur siehst!«

»Teppichmenschen«, sagte Saji.

»Wie bitte?«

»Sie tragen Teppichstücke an den Füßen, über ihre Schuhe gestülpt, sodass sie keine Spuren hinterlassen. Man sieht ein absolut glattes Stück in der Wüste, aber das ist es nicht. Schau mal dort, daneben. Erkennst du die Rillen vom Wind? Die Pocken vom Regen? Merkst du, wie der Sand hier und da uneben ist? Jetzt guck dir noch mal die Stelle dort an.«

Jay sah hin. Ja. Der Sand war absolut glatt.

»Guck mal direkt vom Boden aus, mit der Sonne von der Seite.«

Jay gehorchte. Ja, er konnte eine leichte Kante um das glatte Stück erkennen, in etwa ovalförmig. »Ich kann es sehen!«

»Manchmal muss man Ausschau halten nach etwas, das nicht da ist, aber da sein *sollte*. Manchmal ist es kaum wahrnehmbar, so wie die Fußspur ohne Abdruck, Unsere Beute ist also hier entlanggegangen, in Richtung Norden, immer in der Nähe des Felsvorsprungs. Ein Mann, der sie mit dem Pferd verfolgen würde, würde nicht so nah an den Abgrund herankommen, auch wenn das Pferd dazu bereit wäre. Der große Kaktus, den du erwähnt hast, ganz weit da hinten ...«

»Ja?«

»Ich wette, er hat dort im Schatten eine Pause gemacht.«

»Woher willst du das wissen?«

»Der Kaktus ist von hier aus im Norden. Hinter uns gibt es meilenweit keinen Schatten. Wenn du ein paar Stunden in der heißen Sonne gelaufen wärest, mit kochenden Füßen, Teppichstücke um die Schuhe gewickelt,

ganz langsam, um den Sand nicht aufzuwirbeln – würdest du nicht im Schatten eine Pause machen und etwas trinken?«

Saji lief auf den dicken Kaktus zu.

»Saji... Sollten wir nicht aufpassen, dass wir nicht auf eine Spur treten?«

»Nein, wenn er zum Kaktus gegangen ist, brauchen wir nicht zu wissen, wie er dorthin gekommen ist. Er ist jedenfalls nicht den Abhang heruntergefallen, sonst würden die Bussarde über seinem Körper kreisen. Hierher zurückgekommen ist er auch nicht. Also ist er zum Kaktus gegangen. Wir nehmen seine Spur von dort aus wieder auf.«

»Alles klar«, sagte Jay. »Du bist der Boss.«

»Nein, Jay, du bist der Boss. Ich bin nur ein Führer.«

Er ging los. Jay folgte ihm.

*Mittwoch, 6. April 2011
Jackson, Mississippi*

Perplex stand John Howard im Zimmer des Holiday Inn, in dem Michail Rushjo die vergangenen zwei Nächte verbracht hatte. Das Zimmermädchen hatte noch nicht aufgeräumt; Rushjo hatte für zwei Tage bezahlt und ein Bitte-Nicht-Stören-Schild an die Tür gehängt, bevor er weggefahren war. Dennoch schien das Zimmer kaum benutzt worden zu sein. Das Bett war gemacht, das einzige benutzte Handtuch war neu gefaltet und auf die anderen, unbenutzten gelegt worden. Ein in Papier gewickeltes Glas im Bad war ausgespült, getrocknet und an seinen Ort zurückgestellt worden. Und sollte er das Klo benutzt haben, so hatte er sogar das letzte Blatt Toilettenpapier neu zu einer Spitze geknickt, nachdem er fertig war.

»Nicht gerade ein typischer Camper«, meinte Fernandez. »Ich wünschte, meine Braut wäre so ordentlich.«

Howard kaute auf der Lippe. »Es war wohl eine übertriebene Hoffnung, davon auszugehen, dass er eine Landkarte mit markiertem Reiseziel und seiner Flugnummer und Flugzeit hinterlassen würde.«

»Wir kriegen ihn schon, Colonel. Bis hierher sind wir ihm gefolgt, da werden wir auch die Fortsetzung der Spur finden. Es sieht so aus, als wäre er Richtung Osten unterwegs.«

»Vielleicht.«

»Vielleicht Richtung Osten oder vielleicht kriegen wir ihn?«

»Beides.«

*Mittwoch, 6. April 2011
Yews, Sussex, England*

Peel stand vor der alten Kirche, die er jetzt als Büro benutzte, und beobachtete Lord Goswell, der immer noch mit der alten Flinte herumliefe und versuchte, ein Kaninchen zu finden, das seinen Garten plünderte.

Der alte Knabe hielt sich für einen ziemlich großen Jäger. Peel hatte seine Jagdgeschichten schon ein Dutzend Mal gehört. In den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts, als das noch üblich war, war Goswell auf Safari nach Afrika gefahren. Dort hatte er einen Elefanten, einen Löwen, einen Leopard und dazu verschiedene Weißschwanzgnus und Springböcke erlegt. Natürlich waren Augen und Ohren Seiner Lordschaft vor fünfzig Jahren viel schärfer und jünger gewesen, und er hatte eine ganze Armee von Trägern dabei gehabt, die Ausrüstungsgegenstände schlepten, außerdem einen ortsansässigen weißen Jäger, der die Zielobjekte ausfindig machte. Bei so einer Pirsch brauchte man nur zu kommen und den Auslöser abzudrücken, wenn einem Bescheid gesagt wurde. Wenn man daneben schoss, rettete einen der wei-

ße Jäger. Kaum zu vergleichen mit einer Jagd, bei der man einen verwundeten Cape-Büffel in ein Bambusdickicht verfolgte.

In diesem Augenblick war der alte Knabe, der halbtaub und halbblind war, wahrscheinlich eine größere Bedrohung für seine eigenen Füße als für irgendein verstecktes Kaninchen. Seit Monaten jagte er immer wieder Kaninchen, und obwohl er die Luft wiederholt mit dem schwarzen Kanonenpulver verpestete, hatte er außer dem Boden noch nichts getroffen – abgesehen von der Seitenwand der Holzhütte, in der das Gartengerät aufbewahrt wurde.

Goswell war kein schlechter Mensch, lediglich ein Prachtexemplar seiner Schicht. Reich geboren, an den besten Schulen ausgebildet, mit den besten Beziehungen – der Mann hatte immer alles bekommen, was er wollte. Er hatte gut geheiratet, die üblichen leicht verblödeten InzuchtKinder, die ihrerseits auch gut geheiratet hatten. Ab und zu riefen sie an, seit dem Tod ihrer Mutter vor einigen Jahren etwas öfter. Sogar einige Enkelkinder kamen mal vorbei, um den alten Kauz zu besuchen. Natürlich war er vernarrt in sie. Es stimmte schon: Die Reichen waren anders, besonders die bereits über viele Generationen reichen Familien. Sie erwarteten, dass ihnen bestimmte Dinge quasi von Natur aus zustanden, ohne dies jemals zu hinterfragen.

Der alte Mann riss die Flinte hoch, zielte – feuerte jedoch nicht. Ließ die Waffe herabgleiten und brummte in sich hinein.

Peel grinste. Nun, er würde herausfinden, wie es sich anfühlte, reich zu sein. Er hatte eine Million auf der Bank, und er könnte auf der Stelle kündigen, das Geld ganz konservativ investieren und bis an sein Lebensende von den Zinsen leben, ohne je das eigentliche Vermögen anzurühren. Diese Sicherheit würde er genießen, hatte er

doch immer in der Erwartung gelebt, mit den Stiefeln an den Füßen zu sterben. Doch er könnte es noch höher hinaus schaffen, indem er einfach weiter für Goswell arbeitete. Alles wäre wie zuvor – nur dass seine Berichte über Bascomb-Coombs etwas anders ausfallen würden. Seine Männer würden den Computerexperten auch weiterhin beschatten, außer zu bestimmten Zeiten. Bei der Ablösung würde ein Beobachter in dem Glauben nach Hause gehen, dass ein anderer seinen Platz einnahm – nur dass dies nicht geschehen würde. Es würde eine Lücke geben, von der von Bascomb-Coombs benötigten Länge, und Peel würde sie füllen, wenn er die Berichte schrieb. Kein schlechter Job für eine Million, ein paar Arbeitszeiten zu fälschen.

Während der alte Mann um die Ecke verschwand, kam Peel zu der Erkenntnis, dass Goswell mit den riesigen Lärmschutzkopfhörern wie ein außerirdischer Greis aussah.

Er blickte auf seine Uhr. Zeit, dass seine Männer sich meldeten.

Natürlich würde der Deal mit dem jüdischen Wissenschaftler irgendwann mehr beinhalten, als lediglich Seine Lordschaft zu beschwindeln, das war ihm schon bewusst. Die nächste Stufe würde zweifellos härtere Arbeit mit sich bringen, als nur einen Computereintrag zu ändern. Und wenn Bascomb-Coombs auch von seiner Unbesiegbarkeit überzeugt war, was die Qubits und all diesen Quantum-Quatsch betraf, so würde doch im Ernstfall ein richtiger Mann vonnöten sein, um seinen brillanten Allerwertesten zu retten.

So etwas hatte Peel lange genug gemacht; zuerst für die Queen, dann für ihren trottelligen Sohn, den König. Und zwar für viel weniger Geld, als er jetzt bekam ...

In diesem Moment ging eine Bombe hoch. Eine halbe Sekunde später folgte ein weiterer Knall.

Auf der Stelle ließ Peel sich in die typische Hocke des Pistolenschützen fallen. Während er nach der Gefahr Ausschau hielt, griff seine Hand automatisch nach der Pistole. Als er die schmutzigweiße Rauchwolke vorbeiziehen sah und den alten Mann fluchen hörte, entspannte er sich. »Bastard! Du mieser Räuberbastard!«

Peel grinste. Wieder daneben. Er streckte sich, zog seine Manschetten zurecht und ging los, um sicherzustellen, dass dem alten Mann nichts zugestoßen war. Wenn er auch Goswells Vertrauen missbrauchte, konnte er sich trotzdem wie ein zivilisierter Mensch verhalten.

16

*Donnerstag, 7. April
London, England*

Michaels entschloss sich, Toni auf ihre Einladung hin zum Silat-Training zu begleiten. Körperliche Betätigung würde ihm nicht schaden; in den letzten Tagen hatte er sein Training vernachlässigt, und wer wusste schon, wann sie wieder nach Hause und zum normalen Tagesablauf zurückkehren würden. Bisher hatten sie absolut nichts über diese neue Bedrohung herausgefunden. Sicher würde er sich viel besser fühlen, wenn er trainierte und richtig ins Schwitzen kam.

»Du bist ja ganz schön weit weg«, meinte Toni.

Sie saß ihm gegenüber im Taxi, und er erwiderte ihr Lächeln. »Entschuldige. Ich habe fast den ganzen Nachmittag damit verbracht, in Gedanken Büroklammern zu zählen. Immer noch bin ich diesem Kerl kein Stück näher als vorher. Völlig unfähig komme ich mir vor.«

»Warum tust du so, als wärst du persönlich dafür ver-

antwortlich, diesen verrückten Hacker zu kriegen? Dutzende staatliche Geheimdienste auf der ganzen Welt jagen ihn und keiner ist auch nur ein Stück weiter als wir.«

»Ja, aber ich bin an der Spitze der Pyramide in den omnipotenten Vereinigten Staaten von Amerika. Keiner guckt auf die Portugiesen oder die Tasmanier und erwartet von *ihnen*, diesen Kerl aufzuspüren. Wir sind die einzige noch existierende Weltmacht,«

»Hi ho, *Silver!*«

Er sah sie an. »Was?«

»Wie der einsame Ranger zu seinem Namen kam ... Tonto pflegte ihn gesund, nachdem die Butch-Cavendish-Gang die Rangers überfallen hatte. Als er wieder zu sich kam, fragte er nach den anderen. Tonto erwiderte: ›Er tot, alle tot. Du ... letzter Ranger, der noch übrig ist. Du ... einsamer Ranger.««

»Wirklich?«

»Wirklich. Weißt du, was auf dem Lauf des Kindergewehrs von Cisco steht?«

»Was denn?«

»»Bring mich nicht dazu, dir wehtun zu müssen.««

Er lächelte. »Woher weißt du diesen Kram?«

»Die falschen Einflüsse in der Jugend. Ältere Brüder, die alles gesammelt haben, von Autos bis antike Vinyl-Platten für 78 Umdrehungen. Ich kann dir von Hopalong Cassidy, Roy Rogers und Gene Autrey erzählen, wenn du willst. Willst du etwas über Red Ryders Assistenten wissen?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte er.

»Auch nicht über Li'l Beaver?« Sie zwinkerte ihm zu und lächelte.

»Nun ... ja. Aber nicht vor dem Taxifahrer.«

Sie lachten.

Die Silat-Schule war eine Absteige in einer heruntergekommenen Gegend, und Michaels bereute es, seinen Taser nicht dabei zu haben. Drinnen war es jedoch recht sauber, und die Schüler waren höflich, als Toni ihn vorstellte.

Der Lehrer, Carl Stewart, kam herein, und Michaels wurde auch ihm vorgestellt. Er schien ein netter Kerl zu sein, ein paar Jahre älter als Michaels, ziemlich gut in Form. Etwas größer, etwas grauer, etwas breitere Schultern und kräftigere Arme. Er trug eine Pilotenbrille mit zwei Stärken, und Michaels fragte sich, warum er nicht stattdessen Kontaktlinsen hatte.

»Toni hat erzählt, dass Sie angefangen haben, Silat zu lernen«, sagte Stewart. »Nehmen Sie heute Abend am Unterricht teil?«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, gerne.«

»Natürlich.« Er lächelte Toni an, sie lächelte zurück. Michaels fühlte einen Stich.

Eifersucht? Nein, natürlich nicht. Er vertraute Toni.

Der Unterricht begann, und Michaels übte die beiden *djurus*, die er gelernt hatte. Zwischendurch schielte er zu Toni hinüber, sah, wie sie zuerst den *Tiga*, dann den *Sliwa* – das Dreieck und das Quadrat – für ihre *djurus* trainierte. Sie sah eindeutig sehr professionell aus,

Stewart blieb vor Michaels stehen. »Lassen Sie sich nicht ablenken, Michaels. Konzentrieren Sie sich auf Ihre eigenen Bewegungen.«

Michaels errötete, nickte und sagte: »Tut mir Leid, Meister.«

Stewart nickte, lächelte und ging weiter, um anderen Schülern zuzusehen.

Gut, dass dies hier keine Zen-Übung war, sonst wäre er womöglich mit einem Stockschlag bestraft worden, dachte Michaels. Er konzentrierte sich wieder auf seine Bewegungen, kam sich aber unbeholfen vor. Da er diese

Bewegungen erst seit ein paar Monaten trainierte, war vieles für ihn noch immer gegen seine Intuition und schien unnatürlich.

Nach etwa fünfzehn Minuten Training der *djurus* ordnete Stewart eine Pause an und stellte sich für Fragen zur Verfügung. Obwohl diese Schüler andere Bewegungen vorführten als diejenigen, die Michaels bisher geübt hatte, erkannte er einige Grundregeln wieder: »Bei allen Bewegungen auf das Gleichgewicht achten« und »die Hüften ausgewogen halten« – das hatte Toni auch immer betont.

»Also gut. Dann wollen wir mal mit Partnern üben«, sagte Stewart. »Toni? Lassen Sie es mich mit Ihnen vormachen.«

Toni verbeugte sich kurz vor Stewart. Ihre Handposition war etwas anders als bei der Verbeugung, die Stewart erwiderte. Tonis rechte Faust lag auf ihrer Brust, die linke Hand umfasste sie schützend von der Seite; die Knöchel von Stewarts Faust zeigten in die darüber gehaltene Hand.

»Ein rechter Faustschlag, bitte.« Er deutete auf seine Nasenspitze.

Toni schritt vor und schlug blitzartig mit der rechten Faust zu. Wenn es zur Berührung gekommen wäre, hätte der Schlag mit Sicherheit einen Nasenbruch verursacht. Er schnappte mit beiden Händen ihren Arm, feuerte einen Ellenbogen in ihre Rippen, drehte sich, machte einen Schritt, boxte erneut in ihre Rippen, stieß dann ihren vorderen Fuß weg und warf sie um. Bevor sie hinfallen konnte, griff er ihr mit einem Arm um die Brust und fing sie ab. »Alles klar?«

»Ja.«

»Noch einmal, bitte. Langsam.«

Toni wiederholte ihren Angriff und Stewart führte die Kombination Block-Ellbogen-Schlag mit anschließendem

Wegziehen der Beine des Gegners noch einmal vor. Wieder fing er sie mit einem Arm um ihren Oberkörper auf, bevor sie zu Boden fiel.

Genau über ihren Brüsten, bemerkte Michaels mit einem Anflug von Irritation. War das wirklich notwendig? Toni konnte fallen, ohne sich zu verletzen. Er hatte mehr als einmal gesehen, wie sie auf hartem Steinboden aufgeschlagen und wie ein Gummiball in die Höhe gesprungen war. Dieser Boden hier war überall mit Matten ausgelegt.

Toni grinste Stewart an, und ihr Gesichtsausdruck spiegelte wider, wie sehr sie sich vergnügte. Michaels hatte diesen Ausdruck einige Male gesehen, gewöhnlich direkt nach einem sexuellen Höhepunkt – seinem oder ihrem.

Es gefiel ihm nicht, ihn jetzt zu sehen.

In Gedanken schimpfte er mit sich selbst. Komm auf den Teppich, Junge! Dies ist ein Kampfsporttraining! Er fingert nicht an ihr herum – er zeigt, wie jemand fertig gemacht wird, der dumm genug ist, sich mit ihm anzulegen!

Ja, schon gut.

»Irgendwelche Fragen?«

Michaels beschloss, eine Frage zu stellen. »Warum haben Sie ihr nicht ins Gesicht geschlagen, sondern auf die Rippen?«

Stewart lächelte – wie auch die meisten der Schüler. Michaels bemerkte es, sagte aber nichts. Allerdings hatte Stewart seinen Blick bemerkt. »Entschuldigen Sie, Mr. Michaels, aber ich habe meinen Schülern vermittelt, dass man jedem Angreifer mit Körperschlägen ausreichend Schaden zufügen kann. Die Indonesier zielen selten auf das Gesicht; die größten ›Kopfjäger‹ sind ... Leute aus dem Westen.«

Michaels nickte. Aber die Pause vor ›Leute aus dem

Westen« verriet ihm, dass Stewart eigentlich etwas anderes sagen wollte. In Gedanken wettete Alex hundert zu eins, dass er ›Amerikaner‹ sagen wollte.

»Alles klar, Aufteilung in Zweierteams, versuchen wir es mal. Toni, helfen Sie mir beim Beobachten?«

Toni erwiderte: »Ja, Meister.«

Vor Michaels stand plötzlich ein dürrer Jugendlicher mit Stoppelhaaren und einem Paar Nasenringe. Er war etwa siebzehn. Der Junge stellte sich vor: »Giles Patrick.«

»Alex Michaels.«

»Wollen Sie zuerst verteidigen?«

»Okay«, entgegnete Michaels.

In Zeitlupe machte der Junge einen Schritt auf ihn zu und schlug mit einem Achtel der Normalgeschwindigkeit in seine Richtung.

Michaels blockte, schob den Ellbogen vor und hielt inne. Was kam jetzt?

»Linker Schlag auf die Rippen, hier«, half der Junge.

»Richtig, das war es. Lassen Sie es mich noch einmal versuchen.«

Der Jugendliche setzte ein zweites Mal zu seinem Zeitlupenangriff an, und Michaels führte den Block aus, bekam den Ellbogen dazwischen und schlug auf die Rippen. Aber als er versuchte, dem Gegner die Beine wegzuziehen, verlor er das Gleichgewicht, und die Füße des Jungen blieben auf dem Boden.

»Das muss aus der Hüfte kommen«, sagte der Junge. »Sich hineindrehen, Schultern und Hüften zeigen in die gleiche Richtung.«

»In Ordnung.«

»Noch einmal?«

»Okay.«

Dieses Mal gelangen Michaels alle vier Bestandteile der Sequenz und am Schluss landete der Junge auf dem Boden. Endlich! Jetzt konnte er zufrieden lächeln.

Toni stellte sich neben ihn. »Das sah schon ziemlich gut aus, Alex. Aber beim Blocken des Schlages solltest du mehr nach oben zielen. Giles?«

Der Junge grinste und ging auf Toni los; dieses Mal beschleunigte er seine Bewegungen.

Toni reagierte mit Leichtigkeit. Sie wehrte den Schlag nach oben ab, womit sie sich reichlich Platz schaffte, um ihren Ellbogen unter die Achsel des Gegners zu stoßen.

»Danke, Toni.«

Er bemerkte die Andeutung eines Stirnrunzelns bei ihr, doch sie nickte und ging weiter, um das nächste Paar zu beobachten.

Stirnrunzeln? Wieso? Weil er sie ›Toni‹ genannt hatte?

»Kann ich es jetzt mal versuchen?«, fragte Giles.

»Klar.«

Michaels konzentrierte sich und begann den Angriff. Der Junge spulte die Bewegungen ab, eins, zwei, drei, vier – und Michaels landete unsanft auf der Matte. Schnell sprang er wieder auf.

»Alles in Ordnung, Mr. Michaels?«

»Kein Problem. Und nennen Sie mich Alex.« Es war schon schlimm genug, dass er Prügel einsteckte. Er musste sich nicht auch noch wie ein Großvater anreden lassen.

Er setzte zum nächsten Angriff an. Es war zwar gut, ein wenig von seiner Angespanntheit abzubauen, aber ansonsten konnte er kaum behaupten, dass dieses Training zu den vergnüglichsten Erlebnissen gehörte, die er bislang gehabt hatte. Absolut nicht.

Lord Goswell stand vor dem großen Meeresbildnis, das seit seinen ersten Besuchen im Klub die Ostseite des Kleinen Saals schmückte. Es war ein riesiges Ölgemälde, zweieinhalb Meter hoch und dreieinhalb Meter breit. Wässrige Blau- und Grautöne bildeten den Hintergrund für ein von

den Wellen gepeitschtes Segelschiff mitten in einem Sturm. Blitze beleuchteten verzweifelte Matrosen, die versuchten, das Holzschiff vor dem Kentern zu bewahren. Sehr dramatisch, von fast fotografischem Realismus. Er schwenkte die Eiswürfel in seinem beinahe leeren Gintonic-Glas und wurde augenblicklich belohnt. Paddington erschien mit seinem Tablett. »Noch einen, Milord?«

»Warum nicht? Sagen Sie, wissen wir eigentlich, wer das hier gemalt hat?«

»Ja, Milord. Es wurde von Jeffery Hawkesworth gemalt, ich glaube im Jahre 1872.«

»Sehr ordentlich, Müsste ich den Maler kennen?«

»Nein, Milord. Er war einer der wenigen Zivilisten, die von den Zulus in Südafrika bei Rourke's Drift im Jahre 1879 getötet wurde. Er hat nur wenige Gemälde hinterlassen. Der Klub gelangte einige Jahre nach seinem Tod an dieses Bild. Es wurde uns von seinem Bruder, Sir William Hawkesworth, vermacht, der für seine Dienste in Indien von Ihrer Majestät Königin Victoria geadelt wurde.«

Goswell nickte. »Interessant.«

»Soll ich jetzt Ihren Drink holen, Milord?«

»Ich nehme nicht an, dass Sie erwägen würden, den Klub zu verlassen, um bei mir zu arbeiten?«

»Sie ehren mich sehr, Milord, aber leider muss ich ablehnen. Es wäre nicht anständig.«

»Nein, natürlich nicht. War auch nur eine Frage.« Er sah zu, wie der Diener sich entfernte. Pech. Diese Art von Loyalität konnte man nicht kaufen. Schade. Gekaufte Loyalität war gewöhnlich weniger wert, als man dafür zahlte.

Paddington kam zurück. Auf seinem Tablett stand ein weiteres perfekt gekühltes Glas.

»Sie haben einen Anruf, Milord.« Neben dem Glas lag ein Handy auf dem Tablett.

Goswell nahm sein Glas und das Telefon. Er nickte.
»Danke, Paddington.«

Wo er gerade an gekaufte Loyalität gedacht hatte ...
Sobald Paddington außer Hörweite war, schaltete Goswell den Apparat ein. »Haben Sie das, was ich brauche?«

»Ja.«

»Dann am üblichen Ort, in einer halben Stunde.« Er brach die Verbindung ab.

Er starrte auf das Gemälde und nippte an seinem neuen Drink. Schade, dass dieser Künstler von den verdammten Wilden umgebracht worden war. Er hätte noch großartige Arbeiten schaffen können. Natürlich hatte die Königliche Armee den Schwarzen ein oder zwei Dinge beigebracht während dieser Schlacht bei Rourke's Drift. Einige wenige Soldaten gegen Tausende von Einheimischen und die Burschen hatten bei Gott ihren Mann gestanden und sich durchgesetzt. Sie hatten den verdammten Neger ein paar Lektionen zum Thema britische Entschlossenheit erteilt!

Er hob sein Glas zum Gruß in Richtung Gemälde.
»Prost, alter Junge.«

17

*Donnerstag, 7. April 2011
London, England*

Körperlich fühlte Toni sich nach dem Training recht gut. Aber sie war ein wenig sauer auf Alex, weil er während der Übungen so deutlich seine Vertrautheit mit ihr zeigen wollte. Aus Unsicherheit nannte er sie ständig ›Toni‹ statt ›Meisterin‹ und er hatte ihr mehrmals auf die Schulter geklopft und sie angelächelt. Dieses Verhalten sollte,

davon war sie überzeugt, jedem Anwesenden zeigen, dass sie mehr als nur Schüler und Lehrerin waren. Das war in Ordnung, wenn sie zu Hause allein in der Turnhalle trainierten, aber hier war es unpassend. Toni gefiel der dadurch entstehende Beigeschmack nicht. »Sie kann euch alle verprügeln und sie gehört mir!« Das war nicht ihr Stil. Sie liebte Alex, aber manchmal verhielt er sich wie ein ... kleiner Junge.

Natürlich benahmen sich die meisten Männer, die sie kannte, ziemlich ähnlich. Häufig war es eher schlimmer. Und außerdem liebte er sie wirklich, dafür sollte sie ein wenig nachgiebiger sein.

Aber seine Gedanken kreisten noch um andere Dinge. Irgendetwas hatte ihn in eine grüblerische Stimmung versetzt. Bisher hatte sie den Grund noch nicht entdeckt. Vielleicht die Situation am Arbeitsplatz, aber da war noch etwas anderes.

Sie musste über beides sprechen. Dabei wollte sie das Gespräch so beginnen, dass es nicht in einen Streit ausartete.

Einen Liebhaber zu haben, der gleichzeitig ihr Chef und ihr Schüler war, wurde manchmal recht kompliziert. Darüber hatte sie sich keine Gedanken gemacht, bevor ihre Beziehung begonnen hatte. Wahrscheinlich hatte sie tief im Innersten nie ernsthaft daran geglaubt, dass sie eines Tages zusammen sein würden. Sie hatte es sich gewünscht, mehr als irgendetwas anderes, das sie sich jemals gewünscht hatte, aber das Schicksal schien so etwas nicht für sie vorgesehen zu haben. Doch dann war es geschehen, und seitdem war es wunderbar gewesen, aber nicht perfekt wie im Bilderbuch.

Es war leichter, sich etwas vorzustellen, als es wirklich zu erfahren. Alle Paare hatten Probleme. Ihre Eltern waren seit kurz nach der Sintflut verheiratet und liebten einander, aber selbst sie stritten sich gelegentlich. Es wäre

nicht gesund, wenn sie es nicht täten. Doch Toni hatte noch nie eine längere Beziehung gehabt. Jedes Mal wenn sie und Alex einander auf die Nerven gingen, wurde sie unruhig. Sie hatte Angst davor, ihn zu verlieren. Sie befürchtete, dass sie sich voneinander entfernen könnten. Und sie hatte Angst, dass ihre Erwartungen bezüglich ihres Zusammenlebens zu hoch waren, sodass die Realität nicht mithalten konnte.

Trotzdem war das Training gut gewesen. Meister Stewart war nicht nur ein guter Lehrer, auch in der Praxis hervorragend. Während die Schüler miteinander trainierten, hatte er sich in gewissen Abständen Zeit genommen, um ihr einen Bewegungsablauf zu zeigen. Ihre Kampftechniken hatten genug Ähnlichkeit, dass sie den Nutzen der Abläufe sehen konnte, die er ihr vormachte. Sie war ihm sehr dankbar dafür.

Gegen Ende des Unterrichts hatte Stewart gesagt: »Wir sollten zusammen trainieren, entweder vor oder nach dem normalen Unterricht, bevor Sie die Stadt verlassen. Sicherlich könnten wir einander noch viel mehr beibringen, wenn wir uns darauf konzentrieren würden.«

Begeistert hatte sie geantwortet: »Das würde mir sehr gefallen.«

Als sie jetzt mit Alex im Taxi vom Training zu ihrem neuen Hotel fuhren, das der MI-6 besorgt hatte, stellte Toni erneut fest, wie viel ihr das Silat-Training bedeutete. Es war einfach und direkt, keine versteckten Absichten. Man trainierte den Körper zusammen mit dem Kopf, konzentrierte sich auf simple Dinge: hierhin schlagen, einen Schritt hierher machen, sich eine gute Standbasis verschaffen, den Winkel und die Hebelwirkung ausnutzen.

Viel weniger komplex, als sich mit den Gefühlen von Menschen auseinander zu setzen – ja selbst mit den eigenen Gefühlen. Vielleicht ganz besonders mit den eigenen.

Während sie vor ihrem Hotel aus dem Taxi stiegen, sagte Michaels: »Wir sind verfolgt worden, hast du es gemerkt?«

Sie sah sich nicht um, sondern hielt ihren Blick auf ihn fixiert. »Was?«

»Da ist ein Mann in einem grauen Toyota. Er hat auf der anderen Straßenseite geparkt, etwa dreißig Meter hinter uns. Er ist uns schon auf dem Weg zum Silat-Training gefolgt, und ich bin mir ziemlich sicher, dass er mir auch heute Mittag zu Fuß nachgegangen ist, als ich mir ein Sandwich geholt habe. Es wäre schon ein irrsinniges Zusammentreffen, wenn er rein zufällig immer da wäre, wenn ich vor die Tür gehe.«

»Der englische Geheimdienst?«

Er nickte dem uniformierten Hotelpagen zu, der ihnen die Tür öffnete. Nach dem Training fühlte er sich verschwitzt und stinkend, aber er lächelte dem Pagen zu, als ob er und Toni für eine königliche Hochzeit gekleidet wären. »Das könnte natürlich sein. Wenn Agenten von denen in *unseren* Geheimnissen in Quantico herumwühlen würden, ließe ich sie auch vom FBI beschatten, um sicherzugehen, dass niemand sie kidnappt und irgendetwas aus ihnen herausquetscht.«

»Du hörst dich nicht sehr überzeugt an.«

»Wenn wir ihre Agenten von einem unserer Leute beschatten lassen würden, dann würde ich darauf achten, dass unser Mann von ihnen nicht entdeckt würde – es sei denn, er soll entdeckt werden. Die Briten sollten eigentlich ebenfalls Agenten haben, die sich auf unauffällige Beschattung verstehen. Dies ist ihre Stadt, sie kennen sich hier aus. Alles was Recht ist, ich hätte ihn nicht bemerken dürfen.«

Sie durchquerten die Lobby und erreichten den Aufzug. Toni drückte auf den Knopf. »Vielleicht wollten sie, dass du ihn bemerktest. Um dir zu zeigen, dass du beschützt wirst.«

»Dann wäre es aber besser, mir einfach mitzuteilen, dass mir jemand folgt, oder nicht?«

»Würden wir es ihnen mitteilen?«

»Vielleicht. Besonders wenn wir der Meinung wären, dass sie es sowieso entdecken würden.«

Mit einem hellen *Ping* kam der Aufzug vor ihnen zum Stehen und die Türen aus Gussbronze öffneten sich mit schwerer Eleganz. Der Liftjunge lächelte ihnen zu. Ein Glück, dass dieses neue Hotel, in das er und Toni umgezogen waren, von den Briten bezahlt wurde. Ansonsten würde die Direktorin einen Anfall haben, wenn die Rechnung eintraf.

»Ein freundschaftlicher Test? Du hast doch selbst schon im Überwachungsdienst gearbeitet.«

»Ja«, entgegnete er. »Aber ich bin nicht mehr ganz so fit wie damals. Zugegeben, ich schaue ab und zu in den Rückspiegel, wenn ich mit dem Auto fahre, und drehe mich auch sonst um. Seit diese Geschichte mit Selkie passiert ist, passe ich logischerweise etwas besser auf. Trotzdem strenge ich mich dabei nicht besonders an. Nicht so, wie ich eigentlich sollte. Nein, dieser Typ ist ganz einfach nicht besonders gut. Ich kann mir kaum vorstellen, dass der MI-5 oder der MI-6 ihn losschicken und glauben, ich bemerke ihn nicht.«

»Vielleicht wollen sie ganz einfach keinen guten Mann verschwenden. Schicken einfach die zweite Garnitur, weil sie davon ausgehen, dass du einer von diesen hässlichen Amerikanern bist, der mit dem Kopf in einem dicken Nebel von Ichbezogenheit herumläuft.« Sie schmunzelte.

»Vielleicht haben sie ja Recht. Aber auf alle Fälle werde ich Angela Cooper anrufen und herausfinden, was eigentlich los ist.«

Sie betraten den Aufzug. Der Liftboy fragte höflich: »Welche Etage, bitte?«

»Die vierte, bitte«, erwiderte Toni. An Stelle ihres normalen New Yorker Akzents sprach sie jetzt mit einer brauchbaren Imitation eines britischen Tonfalls. Michaels schaute sie erstaunt an.

In ihrer Hotelsuite schaltete er sein Virgil an, um Angela Cooper anzurufen. Toni stellte das heiße Wasser in der Dusche an, und er sah zu, wie sie ihre Trainingskleidung abstreifte. In diesem Augenblick war Cooper in der Leitung. Er hatte sie zu Hause erreicht und sie hatte ihre Kamera eingeschaltet. Soweit er sehen konnte, hatte sie irgendetwas Rotes und Seidenes an. Sein Blick fiel bis knapp unter ihre Schultern. Dann schaltete er seine Kamera an.

»Alex! Was kann ich für Sie tun?«

»Mir ganz ehrlich auf eine Frage antworten.«

»Aber natürlich.«

»Haben Sie oder der MI-5 veranlasse, dass ich beschattet werde?«

»Mit Sicherheit nicht. Auch der SS hat meines Wissens nichts dergleichen veranlasse, aber das kann ich sofort überprüfen. Einen kleinen Augenblick.« Ihr Kamerabild wurde starr und das Wort PAUSE erschien auf seinem Monitor.

Im Badezimmer schalte Toni sich aus ihrem Höschen und zog den Sport-BH über den Kopf. Dann drehte sie sich zu ihm um, um sich in ihrer ganzen Schönheit von vorn zu zeigen. Schließlich winkte sie ihm zu, stieg in die Dusche und schob die Tür hinter sich zu.

In diesem Moment beschloss er, diesen Anruf sehr kurz zu gestalten. Er wollte unter die Dusche gelangen, bevor Toni wieder herauskam. Schon während des gesamten Silat-Trainings hatte ihm seine Lust keine Ruhe gelassen und auf dem Heimweg war es nicht besser geworden.

»Alex? Der MI-5 hat mir gerade bestätigt, dass Sie

nicht beschattet werden. Sollten wir irgendetwas wissen?« Sie lächelte.

Für einen kurzen Augenblick dachte er darüber nach. »Nein, ich glaube, ich bekomme auf meine alten Tage noch Verfolgungswahn.«

»So alt sind Sie doch nicht«, protestierte sie.

»Wir sehen uns morgen. Entschuldigen Sie die späte Störung.«

»Sie können jederzeit anrufen. Sie stören nicht.« Damit lehnte sie sich zurück und das rote Seidenhemd oder Negligee öffnete sich ein wenig um ihren Hals herum. Ihr Brustansatz wurde sichtbar.

Er unterbrach die Verbindung und im gleichen Augenblick stellte sein männlicher Radarsensor eine Reaktion fest. War das ... Interesse? Er war nur mit sehr wenigen Frauen zusammen gewesen. Seit seiner Scheidung war Toni die Einzige gewesen, für die er sich ernsthaft interessiert hatte. Zwar war er völlig außer Übung, aber alles deutete darauf hin, dass Angela Cooper ihn nicht unattraktiv fand.

Interessant. Gut für das Ego, wenn sich eine schöne und intelligente Frau möglicherweise für einen interessierte. Immer davon ausgehend, dass er die Signale nicht falsch verstand.

Natürlich spielte das alles keine Rolle. Auf ihn wartete etwas viel Besseres. Er steuerte auf die Dusche zu; auf dem Weg riss er sich die verschwitzten Kleider vom Leibe.

»Was hat sie gesagt?«, rief Toni aus der Dusche.

»Ihre Leute sind es nicht«, rief er zurück.

»Dann sollten wir herausfinden, wer es ist«, erwiderte Toni.

Als er die Tür der Duschkabine aufzog, kam ihm eine Wolke heißen Dampfes entgegen, die den Spiegel hinter ihm im gleichen Augenblick beschlagen ließ. »Morgen. Noch Platz für mich?«

Sie schaute nach unten. »Wenn du vor mir bleibst. Ich möchte nicht in den Rücken gestoßen werden.«

Er grinste. »Schau an. Wo das wohl herkommt?«

»Vielleicht ein Geschenk von Miss Cooper?«

Er runzelte die Stirn. »Was?«

»Na ja, bevor du an das Virgil gegangen bist, hast du nicht so ausgesehen, oder?«

Wollte sie ihn provozieren? Sie lächelte, aber er war sich nicht sicher.

Während er sich darüber Gedanken machte, erschlaffte der Grund ihrer Diskussion.

Toni bemerkte es. »Ich habe doch nur Spaß gemacht, Alex.«

Er war verlegen, schnappte sich ein Stück Seife und einen Waschlappen. »Dreh dich um«, befahl er. »Ich wasche dir den Rücken.«

»Alex...«

»Ich bin ziemlich erschöpft«, sagte er. »Es war ein hartes Training; daran bin ich nicht mehr gewöhnt. Ein bisschen Schlaf würde mir gut tun.« Es hörte sich lahm an, und er wusste, dass sie die Ausrede bemerkte. Schnell rieb er die Seife in den Waschlappen, bis reichlich Seifenschaum entstand. Sie drehte sich um und er schrubhte ihren Rücken. Vielleicht ein wenig härter als nötig.

Irgendetwas geschah zwischen ihnen, das er nicht verstand. Was es auch sein mochte, es gefiel ihm nicht. Absolut nicht.

Toni führte die Unterhaltung jedoch nicht weiter und das war ihm recht. In diesem Augenblick wollte er sich wirklich nicht auf eine intensive und gefühlsgeladene Diskussion einlassen. Tatsächlich war er körperlich ziemlich fertig.

Obwohl er erschöpft war, saß Michaels noch eine Stunde lang über seinen Papieren, während Toni bereits Minuten nach dem Bad eingeschlafen war. Schließlich ging

er ins Bett, schaltete das Licht aus und versuchte zu schlafen. Nachdem er fast eine weitere Stunde wach gelegen hatte, wurde ihm klar, dass er vorläufig nicht einschlafen würde. Er war zu aufgedreht und nervös, um sich entspannen zu können.

Vorsichtig kletterte er aus dem Bett und ging ins Badezimmer. Dort zog er sich Jeans, ein T-Shirt und Laufschuhe an. Dann holte er den Kicktaser aus seinem Arsenal und checkte die Batterie. Die kleine drahtlose Waffe arbeitete mit komprimiertem Gas als Antriebskraft. Sie war nicht tödlich und feuerte geladene Pfeile ab, die einen erwachsenen Mann umwarfen, wenn er getroffen wurde. Der Wirkungsradius betrug nicht mehr als ein paar Meter, aber in genau diesem Umkreis spielten sich die meisten Auseinandersetzungen mit Schusswaffen ab. Die alte Maxime des FBI bezüglich solcher Zusammentreffen war eindeutig: »Ein Meter, drei Schuss, drei Sekunden.« Wenn ein Mann in fünfzig Meter Entfernung so schnell wie möglich in die andere Richtung rannte, stellte er keine wirkliche Gefahr dar. Der Waffenschmied der Net Force hatte ihm berichtet, dass es inzwischen auch eine Weste aus einem Elektromaschennetz gab, mit der ein Treffer mit dem Taser abgeblockt wurde, doch eine Weste war kein kompletter Anzug. Man konnte immer noch die Beine oder den Kopf treffen.

Der Taser war ein simples Gerät mit einer Laserzielvorrichtung. Man richtete den winzigen roten Punkt auf das Ziel aus und berücksichtigte ein wenig Spielraum für die Nadeln im Flug. Dann drückte man den Auslöser und die Pfeile flogen genau dorthin. Wenn man nicht zu weit entfernt war. Wenn die Hände nicht zu stark zitterten. Bis jetzt hatte er das Ding im Ernstfall erst ein einziges Mal abgefeuert. Dabei hatte es hervorragend funktioniert.

Michaels steckte den Taser in die hintere Tasche, zog

eine Windjacke über, um ihn zu bedecken, und ging leise aus dem Zimmer.

Er verließ das Hotel durch den Hintereingang, lief einmal um den Block und näherte sich dem Haupteingang so, dass er von hinten zu dem grauen Toyota gelangte, der dort geparkt hatte.

Hinter dem Lenkrad saß immer noch derselbe Mann. Er hatte das Fenster heruntergerollt und rauchte eine Zigarre. Man konnte sie aus fünfzehn Metern Entfernung riechen.

Als ein Bus vorbeifuhr und einen Stoß Nachtluft zusammen mit dem Zigarrenqualm in den Toyota hineindrückte, duckte sich Michaels und bewegte sich auf die andere Seite des Wagens. Der Mann im Auto wandte sich von den Abgasen des Busses ab.

Michaels zog den Taser hervor, schob sich zur Fahrertür – in diesem Land die rechte Seite – und legte den Taser auf den Fensterrahmen, während er sich neben das Fahrzeug hockte.

»Hallo. Macht das Spaß?«

Der Mann war dünn, hatte eine beginnende Glatze und mochte vielleicht fünfunddreißig sein. In diesem Augenblick verschluckte er fast seine Zigarre.

»Mein Gott! Tun Sie doch so etwas nicht! Sie haben mich zu Tode erschreckt!«

Amerikaner, kein Zweifel bei diesem Akzent. Irgendwo aus dem Westen.

Auf dem Sitz neben ihm befanden sich ein kleiner Flachschildcomputer, eine Digitalkamera und ein Fernglas. Außerdem lagen dort eine Thermosflasche und eine fettige Papiertüte unter einer Pappschachtel mit den Resten des Abendessens. Fisch und Chips, allem Anschein nach. Auf dem Boden stand ein Gefäß mit weiter Öffnung. Es war leer. Für den Fall des Falles.

Sollte Michaels noch irgendwelche Zweifel gehabt ha-

ben, jetzt war alles klar. Der Herr mit der Zigarre saß hier, um ihn zu überwachen.

»Okay, Meister, wer sind Sie, und warum folgen Sie mir?«

»Wovon reden Sie, zum Teufel? Ich kenne Sie nicht...«

»Hören Sie, wir können dies auf die einfache oder auf die harte Tour erledigen. Sie können es mir erzählen – oder ich rufe meine Freunde vom britischen Geheimdienst und lasse Sie als Spion festnehmen. Die werden Sie dann in eine Zelle stecken, die so tief ist, dass dieser neblige Sonnenschein etwa einen Monat brauchen wird, bis er zu Ihnen hinuntergefiltert kommt.«

»Also, ich bin amerikanischer Bürger. Ich habe Rechte...«

»Wir sind in England, mein Freund. Die haben hier andere Spielregeln. Sie haben die Wahl.«

Der Mann mit der Zigarre überlegte ein paar Sekunden. Er war entdeckt worden und er würde nicht einfach verschwinden können. Er zuckte die Schultern. »Ich bin Privatdetektiv aus Boise.«

Michaels machte große Augen. Ein Privatdetektiv? »Wer hat Sie beauftragt?«

»Ich weiß, wer Sie sind. Ich weiß, dass Sie mir Schere-reien machen können. Sie können mich in irgendein dunkles Verlies werfen lassen, wenn Sie wollen, aber ich kann Ihnen nicht sagen, wer mich beauftragt hat. Wenn sich das herumspricht, finde ich keinen einzigen Kunden mehr. Aber Sie sind nicht dumm, vielleicht kommen Sie ja selbst darauf.«

Boise. Verdammte Scheiße.

Megan. Aber – warum?

Michaels steckte den Taser in die Tasche und stand auf. »Sie fahren besser wieder nach Hause. Wenn ich Sie noch mal sehe, werde ich wirklich dafür sorgen, dass die englische Polizei Sie mitnimmt.«

Nach einem langen Schweigen startete der Mann mit der Zigarre den Wagen. Michaels sah zu, wie er davonfuhr.

Er zog sein Virgil hervor. Hier war es mitten in der Nacht, doch seiner Meinung nach waren sie Idaho sieben Stunden voraus.

Egal, wie spät es dort war. Pech, wenn er sie bei der Arbeit erwischte. Er drückte auf die Kurzwahltaste für Megans Nummer.

»Hallo, Alex«, antwortete sie. Ganz cool Ihre Stimme war wie ein Lagerhaus voller Eis im Winter am Nordpol. Im Schatten. »Eine Sekunde, lass mich nach nebenan gehen, damit wir sprechen können.«

Einen Augenblick später war sie wieder am Apparat und schaltete ihre Kamera ein. Sie war für das Büro angezogen, die Haare nach oben gesteckt. Gut sah sie aus.

»Megan, wie geht es Susie?«

»Ihr geht es gut. Hast du mich deswegen bei der Arbeit angerufen?«

»Nein. Vor ein paar Minuten habe ich einige Worte mit deinem glatzköpfigen, Zigarren rauchenden Privatdetektiv gewechselt«, sagte er mit kaum kontrollierter Stimme. »Warum lässt du mich beschatten?«

»Selbstverteidigung«, entgegnete sie.

»Wovon redest du, zum Teufel noch mal?«

»Nachdem du Byron zu Weihnachten bewusstlos geschlagen hast, hast du mich *bedroht*, erinnerst du dich?« Das Eis in ihrer Stimme schmolz. Jetzt hörte sie sich an wie ein grollender Vulkan kurz vor dem Ausbruch. »Du hast zu mir gesagt, wenn er eine Nacht unter meinem Dach verbringt – wohlgemerkt unter *meinem* Dach, Alex, nicht unter deinem und meinem –, würdest du mich zur unfähigen Mutter erklären lassen!«

»Das habe ich nie gesagt. Ich habe nie gesagt, dass du eine unfähige Mutter wärst...«

»Natürlich hast du das getan! Außerdem hast du gesagt, du würdest Byron als Beispiel für meinen liederlichen Lebenswandel anführen und das Sorgerecht beantragen. Also, mein lieber, dieses Spiel kann ich auch spielen. Byron wird diese Nacht bei mir schlafen, genau wie letzte Nacht und die Nacht davor, und genau wie er morgen ebenfalls die Nacht bei mir verbringen wird! Und dazu noch so viele verdammte Nächte, wie ich ihn da haben will! Und weißt du was? Er wird es mit mir treiben, bis ich den Verstand verliere!«

Genau wie sie es schon immer gekonnt hatte, erwischte sie auch jetzt seinen wunden Punkt. Er verlor die Kontrolle, schlug fast im Reflex zurück. »Dazu gehört ja nicht allzu viel, dass du den Verstand verlierst. Das hat er schon erledigt, bevor er noch den Reißverschluss ganz auf hat.«

Sie lachte, denn sie wusste, dass sie es geschafft hatte, dass ihm der Kragen platzte. Als sie weitersprach, war sie wieder die Eiskönigin. »Komisch. Aber lach ruhig darüber – zumindest weiß ich alles über *deine* Beischlafgewohnheiten. Über die kleine, süße, unschuldige Toni Fiorella. Byron ist zumindest in meinem Alter und kein Kind mehr. Wir werden ja sehen, was der Richter davon hält, dass du deine Untergebene vögelst!«

Scheiße!

»Zumindest treibe ich es nicht vor Susies Nase mit ihr«, erwiderte er. Nicht gerade eine großartige Antwort.

»Ach so, du meinst also, es ist in Ordnung, herumzuschleichen wie ein Pfaffe mit einer Hure, aber es ist nicht in Ordnung, wenn ein verlobtes Paar kurz vor der Hochzeit zusammen schläft? Irgendwie habe ich meine Zweifel, dass der Richter hier in Boise von deinen Argumenten allzu beeindruckt sein wird. Du warst schon immer begabt, wenn es darum ging, die Geschichte so zu drehen, dass sie zu deiner Definition von rechtschaffen passt.«

Er sollte sich entschuldigen, das wusste er. Eine Ladung Öl auf die unruhigen Wasser gießen, sie beruhigen. Ihr sagen, dass er die Kontrolle verloren hatte, als er ihren neuen Freund zu Boden geschlagen hatte. Zwar sollte man dabei nicht vergessen, dass der ihn attackiert hatte. Darin hatte er Dinge gesagt, die er eigentlich gar nicht so meinte. Das Problem war nur, dass er sie tatsächlich so gemeint hatte. Und immer noch so meinte, obwohl diese neue Entwicklung der ganzen Angelegenheit einen anderen Anstrich gab. Sie hatte Recht. Kein Richter würde ihr Susie wegnehmen, es sei denn, er könnte beweisen, dass sie eine schlechte Mutter war. In Wahrheit war sie jedoch eine fantastische Mutter. Das war seine Meinung gewesen, als sie zusammen gewesen waren, und das war auch jetzt noch seine Meinung. Und er wollte seine Tochter nicht verlieren. Wenn seine Besuche bei Susie auf ein- oder zweimal pro Jahr zu den Feiertagen eingeschränkt würden, dann würde die Beziehung zu seiner Tochter sehr darunter leiden. Sie würde mit Byron als Vater aufwachsen, denn er würde sie zur Schule bringen und zum Einkaufen, ihr bei den Hausarbeiten helfen und all die Dinge tun, die Michaels eigentlich machen sollte.

Er sollte sich entschuldigen, sollte versuchen, die Angelegenheit freundschaftlich zu regeln. Aber er wartete zu lange.

»Auf Wiedersehen, Alex. Du kannst Susie ruhig anrufen, denn ich möchte nicht, dass sie denkt, ich wollte dich aus ihrem Leben ausschließen. Aber wir haben uns nichts mehr zu sagen. Bestell deiner Teenagerfreundin Grüße von mir.«

Damit unterbrach sie die Verbindung.

Michaels schluckte. Da stand er nun nachts mitten auf einem Bürgersteig in einer Straße im Zentrum von London und fühlte sich, als ob er gerade das Knie eines Fußballspielers zwischen die Beine bekommen hätte. Seine

frühere Ehefrau wusste von seiner Affäre mit Toni – die zwölf Jahre jünger war als er, doch längst kein Teenager mehr –, und das würde er sich bei der Verhandlung über das Sorgerecht für seine Tochter anhören müssen. Zwar waren Toni und er erwachsen, doch er war ihr Boss. Das würde keinen guten Eindruck machen. Das FBI war auch nicht besonders glücklich über solche Beziehungen. Da ihn die neue Direktorin bisher noch nicht richtig kennen gelernt hatte, würde sie sich kaum für ihn einsetzen, wenn es hart auf hart kam.

Um es deutlich auszudrücken – er stand bis zum Hals in der Scheiße.

18

*Donnerstag, 7. April 2011
Walworth, London, England*

Peels erster richtiger Auftrag von seinem neuen Boss war ein Feldeinsatz – ganz nach seinem Geschmack. Viel besser als in der zugigen alten Kirche zu sitzen und sich lange Reihen von Statistiken auf der Holoprojektion des Computers anzusehen. Klar, im Vergleich dazu war fast alles deutlich besser.

Bascomb-Coombs hatte ihm von einem Wissenschaftler erzählt, der sein ehemaliger Universitätsprofessor gewesen und seit seiner Pensionierung in der freien Wirtschaft als Berater tätig war. Ärgerlicherweise schien er in einem Bereich der Computerforschung herumzustöbern, dem er besser nicht zu nahe kam. Der gute alte Bascomb-Coombs war gerade dabei, ein neues elektronisches Teufelszeug auf die Welt loszulassen, und hatte kein Interesse daran, von seinem früheren Professor gestört zu

werden. Zwar wollte er seinem alten Lehrer keinen ernsthaften Schaden zufügen. Doch für zwei oder drei Tage sollte er ihm nicht in die Quere kommen. Ob Peel sich wohl darum kümmern könnte?

»Stufe Zwei«, sagte Peel zu den drei Männern im Fahrzeug. »Ist das allen klar?«

Das Trio auf dem Rücksitz nickte. Peel saß auf dem Fahrersitz des großen viertürigen Chevrolet mit Rechtssteuerung. »Natürlich, Sir«, antworteten sie wie aus einem Mund. Lewis, Huard und Doolittle waren seine jüngsten Männer. In diesem Augenblick hatten sie sich wie jugendliche Rowdys angezogen. Sie trugen Stiefel von Doc Martin mit Stahlkappe über der Spitze, weite Jeans und schwarze Hemden, die so geschnitten waren, dass sie die Tätowierungsimitate auf Brust und Armen enthüllten. Dazu kamen falsche Nasenringe, Ohringe und eng anliegende Skinhead-Perücken, die ohne Schwierigkeit ihre militärischen Haarschnitte bedeckten.

Ein Trio von Halbstarken, die auf der Suche nach Ärger durch die Gegend streiften.

Genau das richtige Bild, damit die Polizei kein zweites Mal fragen würde. Die Bullen waren Spezialisten bei solchen Dingen. Man suggerierte ihnen etwas, dann suchten sie nicht nach weiteren Möglichkeiten, sondern akzeptierten fast immer das sich aufdrängende Gesamtbild.

Stufe Zwei. Diesen Code hatte er vor ein paar Jahren bei einem Trainingsseminar in Südafrika von einer Kommandoeinheit gelernt. Bei direkter körperlicher Gewaltanwendung ohne Schusswaffen oder Messer gab es beim Einsatz fünf verschiedene Stufen:

Stufe Eins war die sanfteste Variante und bestand in erster Linie in Drohungen und Herumschubsen zur Einschüchterung der Person, ohne eigentliche körperliche Verletzungen.

Stufe Zwei bedeutete leichten bis mäßigen Schaden,

Schrammen, vielleicht einen oder zwei gebrochene Knochen, etwa wie das Resultat einer anständigen Wirtshausprügelei. Der Hausarzt würde die Wunden nähen, ein paar Schmerztabletten verschreiben, und nach einigen Tagen Ruhe zu Hause wäre alles wieder in Ordnung.

Stufe Drei fügte dem Opfer genug Schaden zu, um einen Krankenhausaufenthalt erforderlich zu machen; zur Genesung wären Wochen oder gar Monate nötig. Ein ernstes Zusammentreffen.

Stufe Vier bedeutete, dass das Opfer für den Rest des Lebens an diesen Überfall denken musste. Entweder wurde ein Knie oder ein Knöchel beschädigt, die Hände zermalmte, das Gehör zerstört oder ein Auge ausgestochen, oder das Opfer wurde zum Krüppel geschlagen. Die Genesung würde langsam und schmerzhaft sein und es würden auf jeden Fall deutliche Merkmale zurückbleiben.

Stufe Fünf war tödlich. In diesem Fall musste die Person viele Schmerzen ertragen, um sich darüber klar zu werden, was sie verbrochen hatte. Dabei musste sie genügend Zeit finden, diese Tat bitter zu bereuen, bevor sie sterben konnte.

Natürlich würden die Südafrikaner leugnen, nach solchen Codes zu arbeiten. Seit den Tagen der Apartheid gab es sie offiziell nicht mehr, doch eingesetzt wurden sie trotzdem. Viele Militär- und Geheimdienstorganisationen rund um den Erdball hatten immer noch ähnliche Vorgehensweisen, offiziell oder inoffiziell. Normalerweise sprach man über solche Dinge nicht in Gegenwart unbefugter Zuhörer. Peel erinnerte sich an einen Vorfall vor ein paar Jahren, als ein israelischer Offizier in der Öffentlichkeit über die offizielle Politik seines Landes bezüglich des Einsatzes der Folter geplappert hatte. Dass sie unter bestimmten extremen Umständen gerechtfertigt war. Als die Medien diese Aussagen aufgriffen, wurde Israel zu-

sammengestaucht. *Natürlich* setzten sie Foltermethoden ein, wenn sie es für nötig erachteten. Irgendein Spinner, der bereit ist, sich auf den Weg ins Paradies zu Allah zu machen, legt eine Bombe. Sie schnappen ihn, bevor die Bombe hochgeht. Nur ein Narr würde sich hinsetzen und höfliche Fragen stellen: Entschuldigen Sie, Abdul, alter Junge, würde es Sie sehr stören, uns zu sagen, wo sich die Bombe befindet, damit wir sie entschärfen können? Möchten Sie noch ein wenig Tee?

Was man auch sonst über die Juden sagen mochte, sie kämpften ums Überleben. Wenn jemand Dreck auf ihre Schuhe kickte, ließen sie im Gegenzug einen Berg auf ihn herunterfallen. Das hielt keine Fanatiker zurück, die bereit waren, für den Koran zu sterben. Doch klügere Regierungen dachten daran, bevor sie Einsatztruppen gegen Israel losschickten. Den eigenen Angriff in dreifacher Münze zurückgezahlt zu bekommen bedeutete in einigen Gegenden immer noch Abschreckung. Und die Juden ließen nie etwas durchgehen, nie. Jemand spuckte auf sie, und früher oder später – eher früher – bekam er einen Strahl aus einem Feuerwehrschauch ins Gesicht.

Wenn man wollte, dass das Heimatland seine Feinde überlebte, tat man, was man dafür tun musste. Niemand brauchte sofort zu CNN zu laufen und zu berichten, dass einem Terroristen ein paar Nadeln unter die Fingernägel geschoben wurden, um zu verhindern, dass anständige Männer und Frauen getötet wurden, oder? Es gehörte ganz einfach zum Spiel. Wenn man geschnappt wurde, bekam man die Konsequenzen zu spüren. Unglücklicherweise war Peel auf diese Art gezwungen worden, seinen Abschied einzureichen, weil er ... sich irischen Terroristen gegenüber besonders *nachdrücklich* verhalten hatte. Was auch für Friedensdekrete unterzeichnet wurden, die verdammt den Iren würden nie Ruhe geben und sich anständig benehmen. Aber einige waren bei seinen Verhö-

ren gestorben. Das hatte sich an höherer Stelle herumgesprochen und das war es dann gewesen.

Und wenn schon. Schnee von gestern. Zu dem Zeitpunkt war er ein angesehener Major gewesen, der seinem König und seinem Land diene. Jetzt war er für einen anderen Herrn tätig, der die Realität verstand. Als Resultat war er bereits jetzt reich. Kein schlechter Handel, alles in allem.

In einer Wolke von bierseligem Lärm und Geschrei kam die Zielperson aus dem Pub heraus. Bascomb-Coombs wollte ihm einen Denkkzettel verpassen, ihn aber nicht wirklich verletzen. Nur so viel, dass er seine Aktivitäten für ein paar Tage einstellte. Danach spielte es keine Rolle mehr. Es sollte nicht allzu schwierig sein, einen alten Universitätsprofessor einzuschüchtern.

»Los jetzt, Jungs. Ein bisschen Bewegung. Noch einmal: Vorsicht!«

Die Zielperson war ein rundlicher Herr in den Sechzigern in einem zwanzig Jahre alten Tweedanzug und einem dazu passenden irischen Regenhut. Er hatte einen fast völlig weißen Bart und trug einen eingerollten Regenschirm.

»In Ordnung, Major«, sagte Lewis grinsend. Er war der Anführer des Überfallteams. »Ein rabiater alter Raubvogel. Wir werden die Köpfe einziehen.«

Huard und Doolittle lachten und stiegen mit ihm aus dem Wagen.

Dem Plan zufolge sollten sie auf den Professor zuschlendern. Wenn sie auf gleicher Höhe mit ihm angekommen waren, sollten sie sich auf ihn stürzen. Ein paar gut gesetzte Schläge, und dann nichts wie weg, mit seiner Brieftasche. Die Polizei würde es als ein weiteres trauriges Beispiel dafür ansehen, dass die Jugend vor die Hunde ging. Sie würde dem Professor erzählen, dass er Glück gehabt habe, da er glimpflich davongekommen sei. Sie

wurden nach einem Trio von Skinheads Ausschau halten, aber da dieses Trio in einer Stunde nicht mehr existieren würde – alle Verkleidungsgegenstände würden verbrannt werden –, wäre die Suche von vornherein zum Scheitern verurteilt. Um die Ecke wartete ein Fluchtfahrzeug auf Peels Männer. Es war ein gestohlener LKW, dessen Nummernschilder gegen die eines Lastwagens, der vor einem Kino in der Nähe geparkt hatte, ausgetauscht worden waren. Eine simple Operation, die alle Spuren verwischte.

Der Major stellte den Motor des Dodge an, damit er abfahren konnte, sobald er sich vom Gelingen des Überfalls überzeugt hatte.

Die drei Skinheads schlenderten die Strasse hinunter. Dabei redeten und lachten sie laut. Jetzt überquerten sie die Fahrbahn, um sich dem Professor in den Weg zu stellen. Lewis hielt eine unangezündete Zigarette in den Fingern. Er war der Erste, der die Zielperson erreichte. Mit der Zigarette gestikulierend sagte er etwas zu dem älteren Mann. Zu weit für Peel, um etwas zu verstehen, aber er kannte den Ablauf. *Hey, Opa, haste mal Feuer?*

Huard und Doolittle gingen an seinen Seiten, um den alten Mann in die Mitte zu nehmen.

Peel legte den ersten Gang ein, um loszufahren. Es lief alles nach Plan, eins, zwei, drei...

Doch dann, nur einen Augenblick später, sprang die Operation von drei auf siebzehn: Der Professor stürzte sich nach vorn wie ein verdammter Zorro, stieß mit der Spitze des Regenschirms nach Lewis und traf ihn mit voller Wucht in den Solar Plexus. Atemlos verlor der Anführer des Teams seine Zigarette, stolperte rückwärts und hielt sich den Bauch. Mit einer Linksdrehung wandte sich der Professor herum, schwang den Regenschirm wie eine Axt und schmetterte ihn Huard mit aller Kraft ins Gesicht. Der Schock und die Überraschung ließen auch ihn zurückweichen.

»Hilfe!«, rief der weißbärtige alte Herr mit einer Stimme, die sogar die Toten erweckte. »Mörder! Hilfe!«

Doolittle sprang vor und traf ihn mit der Faust an der Schulter. Der alte Herr wirbelte herum und schlug mit dem Regenschirm nach ihm. Er verfehlte ihn nur, weil der falsche Skinhead zurücksprang, als ob er Nijinskij wäre, der den verdammten Schwanensee tanzte.

»Hilfe! Helfen Sie mir doch!«

Mehrere Männer kamen aus dem Pub gestürzt und sahen, was vor sich ging.

Wunderbar. Verdammt noch mal, wunderbar!

Lewis erholte sich, kam vorwärts, wich einem weiteren Fechtstoß mit dem Regenschirm aus und landete einen anständigen Schlag auf der Nase des alten Mannes. Der Professor stolperte und fiel rücklings auf den Bürgersteig, ließ aber seine Waffe nicht los. Er schwang den Schirm nach den Beinen von Doolittle und traf ihn mit einem Knall auf das Schienbein, den Peel in dreißig Meter Entfernung noch hören konnte. Dann wedelte er mit seiner Waffe hin und her, wobei er nur deshalb nicht mehr traf, weil Doolittle sich mit einem weiteren hastigen Ballettsprung in Sicherheit gebracht hatte.

Was für ein verdammter Schlamassel...!

Damit war die Party zu Ende. Die drei Burschen rannten los, als die wachsende Gruppe aus dem Wirtshaus auf sie zukam. Die Jungen waren jung und fit, rauchten nicht, trotz der Zigarettenanmache, und sollten durchaus in der Lage sein, einem Haufen angetrunkener Männer mittleren Alters davonzulaufen. Wenn nicht, dann verdienten sie, was ihnen geschah. Idioten.

Peel fuhr los, wendete und warf noch einen Blick auf den Professor. Natürlich hatte er nicht vor, genau zu berichten, wie dieser Angriff abgelaufen war. Noch weniger lag ihm daran zu erzählen, wie er in die Hose gegangen war. Der alte Mann hatte wahrscheinlich eine gebro-

chene Nase, das sollte ausreichen – obwohl er wohl weniger Schaden genommen hatte als die drei, die ihn überfallen hatten.

Im Rückspiegel verfolgte Peel, wie der Erste der Wirtshausgäste den Professor erreichte und ihm auf die Füße half.

Hallo, alle zusammen. Lassen Sie mich meinen Freund vorstellen, Corporal Unglück.

Zum Teufel! Er hatte die Burschen gewarnt, vorsichtig vorzugehen, doch sie waren jung und so von sich eingenommen, dass sie nicht einmal die Möglichkeit in Erwägung gezogen hatten, dass der alte Mann in irgendeiner Form eine Bedrohung darstellen könnte. Sie hatten nicht damit gerechnet, dass sie gegen einen verdamnten John Steed und seinen Samurai-Regenschirm antreten würden.

Auch gut. Beim nächsten Mal würden sie vorsichtiger sein. Peinliche und schmerzhaft Lektionen prägten sich dem Gedächtnis am besten ein.

Gott im Himmel.

Freitag, 8. April 2011

Irgendwo im britischen Herrschaftsbereich – Indien

Mit der Machete in der einen Hand und dem Revolver in der anderen stand Jay Gridley im Dschungel. Obwohl er sich noch nicht bewegt hatte, lief ihm der Schweiß bereits in Strömen den Körper hinunter. Der Dschungel lag vor ihm, mit ineinander verwachsenen Blättern und Lianen, die eine dichte Mauer von allzu grünem, allzu lebendigem Gewächs bildeten. Sein Herz schlug heftig und sein Atem ging schnell. Er musste seine ganze Konzentration aufbieten, um das Dschungelbild aufrechtzuerhalten, und trotzdem wackelte es an den Rändern und drohte jeden Augenblick zusammenzubrechen.

Es ging nicht nur um das Konzentrationsproblem. Sicherlich hatten ihm Sajis Übungen geholfen, das regelmäßige Atmen und die Meditation und all das. Sein Großvater war Buddhist gewesen, und er kannte eine ganze Reihe seiner Glaubensbrüder, deshalb war es nicht so fremd für ihn. Das Problem war ...

Jay hatte Angst. Nein, er war nicht ein wenig ängstlich, er war außer sich vor Angst. Dies war der Dschungel, wo der Tiger sich aufgehalten hatte, wo er aus dem Hinterhalt gesprungen war und ihn mit der Tatze erwischt hatte. Wo er sein Gehirn auf eine Weise angegriffen hatte, dass er nicht mehr denken konnte. Vielleicht hatte er damit seine Fähigkeit zerstört, sich im Netz zu bewegen. Wenn das der Fall sein sollte, hatte er ihn praktisch um sein Leben gebracht.

Er musste nicht hier sein. Niemand zwang ihn, in den Dschungel zurückzukehren. Aber wenn er nicht mehr mit Computern umgehen konnte, dann konnte er genauso gut tot sein.

Noch einmal atmete er tief durch. Die kleine Handwaffe würde den Tiger nicht einmal abbremsen, das wusste er. Aber er konnte nicht gleichzeitig die Machete handhaben und die schwere doppelläufige Flinte bereithalten. Wenn der Tiger noch einmal auf ihn losging, würde er wieder verletzt werden, vielleicht schlimmer als beim ersten Mal.

Er hätte Hilfe herbeirufen können. Saji wollte ihn begleiten. Zwar würde er keine Waffe tragen, da er nicht einmal eine Kreatur in der VR tötete. Aber er konnte ihn moralisch unterstützen. Auch andere Computerspezialisten, die einen bei der Net Force, andere von außerhalb, die sich mit Jay verbinden und in sein Szenario einklinken konnten. Einige würden voller Freude eine Haubitze mitschleppen und alles wegblasen, was sich vor ihrer Nase bewegte. Aber darum ging es nicht. Jay konnte

nicht den Rest seines Lebens damit verbringen, die Hilfe anderer Leute in Anspruch zu nehmen. Wenn er im Tal der Schatten nicht allein sein konnte, dann war er nicht in der Lage, seinen Job auszuüben. Und wenn er es nicht mehr schaffte, das zu machen, was ihn auf der ganzen Welt am meisten faszinierte, was sollte dann der Aufwand?

Wieder atmete er tief ein und langsam aus. Er würde hineingehen. Wenn er ihn erwischte, dann erwischte er ihn, aber zumindest würde er mit dem großen Messer in der einen Hand und dem Webley-Revolver in der anderen untergehen, und dabei würde er so oft abdrücken wie es ging. Zum Teufel damit.

Er hob die Machete. Die virtuelle Mauer aus Grünzeug zerlief und wackelte. Das Bild wurde immer schwächer. Scheiße!

Sekunden später kam er zu Hause vor seinem Computer zu sich, in sauren Angstschweiß gebadet, und sein Herz raste immer noch wie verrückt.

Er war bereit gewesen. Wirklich. Er wollte es tun.

Aber noch nicht bereit und willens genug, um das Szenario aufrechtzuerhalten.

Er stieß einen Seufzer aus. Okay. Er würde es noch einmal versuchen.

Nach einer kleinen Pause. Zuerst wollte er verschnaufen, sich ein wenig entspannen. Aber er würde zurückgehen. Ganz sicher.

*Samstag, 9. April 2011
London, England*

Auf dem Weg ins Königliche Kriegsmuseum sah Michail Rushjo jetzt wie ein ganz normaler Tourist aus. Mit seiner Zentralkuppel und den Säulen an der Vorderfront hätte das Gebäude fast eine italienische Kirche sein können – wenn der Zugang nicht von zwei Fünfzehn-Zoll-Kanonen bewacht worden wäre, die laut einer Inschrift von den Schiffen *HMS Resolution* und *HMS Ramillies* stammten.

Kirchen waren im Laufe der Jahrhunderte sicherlich auch Orte der Gewalt gewesen, doch Rushjo hatte noch nie von einer gehört, deren Haupteingang von Schiffskanonen bewacht wurde.

Auf einer Seite des Wegs stand eine hohes Stück Beton, ein Teil der Berliner Mauer, das sich ehemals in der Nähe des Brandenburger Tors befunden hatte. Im Jahre 1989, als sie begonnen hatten, die Mauer zu demontieren, war er noch ein Teenager gewesen. Die Bedeutung des Vorgangs war ihm damals entgangen. Das ›Reich des Bösen‹ – die Worte eines amerikanischen Präsidenten – war ihm viel näher gewesen. In jenen Tagen hatte er sehr wenig über die Welt außerhalb seines Heimatlandes gewusst. Seitdem hatte er viel über die Welt gelernt, vielleicht mehr als ihm lieb war.

Das Stück der Berliner Mauer war bemalt worden, sodass es aussah wie ein riesiges Zeichentrickgesicht. Es war hauptsächlich in den Farben Blau und Schwarz gehalten und der Mund war weit aufgerissen. Vor einem dunkelroten Hintergrund im Mund standen die Worte ›Verändere dein Leben‹.

Das kann man leicht sagen.

Rushjo war bereits mehrmals in London gewesen. Meistens hatte er sich auf dem Weg an einen anderen Ort befunden, einmal um einen abtrünnigen Kollegen zu eliminieren. Er kannte einige der Touristenattraktionen: Buckingham Palace, das Wellington Monument, Abbey Road. Fast hätte er einmal mit Anna in England Urlaub gemacht, bevor sie krank wurde, aber irgendetwas war dazwischen gekommen. Seit Annas Tod war er kein besonders guter Tourist mehr. Ihr hätte dieser Ort hier nicht gefallen, aber in diesen Tagen entsprachen Kriegsmuseen durchaus seinem Geschmack.

In der Hauptgalerie stand eine Reihe alter Panzer und Artilleriegeräte; verschiedene Flugzeuge hingen von der Decke. Er kam an einem Mark V Panzer vorbei, an einer Haubitze vom Kaliber 9,2 Zoll, dann an einem Jeep. Grau und Grün waren die dominierenden Farben.

Am meisten beeindruckte ihn eine riesige V2-Rakete, deren Seite weggeschnitten war, um das Antriebsaggregat zu zeigen. Das Geschoss war von enormer Größe und dunkelgrün gestrichen. Irgendwie sah es aus wie die Raketen in Zeichentrickfilmen, eine spitz zulaufende Zigarre mit Flossen am anderen Ende.

Rushjo starrte auf die V2. Sicherlich musste es für die Bevölkerung furchteinflößend gewesen sein, als diese Monster während der Luftangriffe auf London vom Himmel fielen. Einer Inschrift zufolge waren insgesamt 6500 V2-Raketen und kleinere V1-Raketen auf London und den Südosten Englands heruntergeprasselt, in einem explosiven Sturm aus Metall, der insgesamt 8938 Menschen tötete.

Er fragte sich, wie sie auf die exakte Zahl der Todesopfer gekommen waren. 8938?

Wenn es den Deutschen gelungen wäre, diesen Bestern anständige Lenksysteme einzubauen, hätten sie wesentlich mehr erwischt. Aber obwohl sie furchterre-

gende Geräte waren, wurden sie wie Spielzeugraketen abgeschossen. Dass sie London überhaupt trafen, hatte mehr mit Glück zu tun als mit Zielgenauigkeit. Viele, wenn nicht sogar die meisten V1- und V2-Raketen waren ins Meer oder auf irgendeinen Acker gestürzt. Und in einem Krieg bedeuteten neuntausend Zivilisten wenig bei der Endabrechnung der Verluste. Einige Tropfen in einem Ozean des Blutes.

Andere Menschen zu töten, das beherrschten die Menschen am besten. Besonders wenn sie in einer Schlacht ausdrücklich die Erlaubnis dazu bekamen.

Rushjo kam an einem Suchscheinwerfer vorbei, der ebenfalls militärisch grün gestrichen war; dann besah er sich ein heruntergekommenes, ungestrichenes hölzernes Fischerboot, das während der Landung bei Dünkirchen eingesetzt worden war; als Nächstes war ein Panzer an der Reihe, in dem Montgomery während des Afrikafeldzuges gegen Rommel gefahren war, als er ein kleiner General war und noch nicht der berühmte Feldmarschall.

Die Monumente der Tötungen.

In kleineren Seitenräumen konnten die Museumsbesucher mit Verschlüsselungs- und Kodifizierungsgeräten spielen. Im unteren Teil des Erdgeschosses wurde anhand von Schützengräben versucht, die Erfahrung des Ersten Weltkrieges zu vermitteln. Im gleichen Stockwerk befanden sich eine Ausstellung zu den Luftangriffen und anderen Themen des Zweiten Weltkrieges wie auch kleinere Ausstellungen zu den Konflikten jüngerer Datums: Korea, der Kalte Krieg, Vietnam, die Falklandinseln, Bosnien, der Nahe Osten. Schnell durchquerte Rushjo die Ausstellungen neueren Datums; er brachte kein Interesse für sie auf. Von dieser Art von Kriegen wusste er genug. Tschetschenien und die russische Armee waren in seinem Gedächtnis noch so lebendig, als ob die Invasion gestern geschehen wäre und nicht vor fast zwanzig Jahren.

Obwohl es 1915 ein Meer von Schlamm gewesen war – damals in den Schützengräben in Frankreich waren die Auseinandersetzungen wesentlich sauberer abgelaufen als während der Zeit, die Rushjo bei Spetsnaz verbracht hatte. Sauberer in dem Sinn, dass man wusste, wer der Feind war und wo er stand. Man hatte schriftliche Befehle vorliegen, die das Vorgehen genau definierten. Hier angreifen, dort schießen, dabei überleben oder sterben. Man schlich selten herum und erschoss Menschen, die am Schreibtisch saßen oder mit ihrer Frau oder ihrer Geliebten im Bett lagen. Das waren seine Spezialitäten gewesen. Über diese Art von Krieg wusste er Bescheid.

Besonders befriedigend waren diese Denkmäler des Krieges nicht, aber das schien durchaus passend. Jetzt wurde er einen Flug buchen und wenn möglich noch heute abreisen. Vielleicht über Spanien, mit einem anderen Pass. In Madrid war es schon warm und die Gerüche in Spanien waren angenehmer als die in England.

Samstag, 9. April 2011
Quantico, Virginia

Eigentlich hätte John Howard bei seiner Frau und seinem Sohn zu Hause sein sollen. Aber er hätte sich nicht entspannen können. Er würde nur dasitzen und vor sich hin brüten und seine Familie würde es spüren. Angenehm wäre das für keinen der Beteiligten. Da blieb er lieber gleich im Büro, obwohl er auch hier nicht allzu viel tun konnte.

Er dachte an Rushjo, stellte Überlegungen an. Wieso war dieser Mann ein derartig kaltblütiger Killer? Ursprünglich war er Soldat gewesen. Sicherlich hatte er dabei gelegentlich töten müssen, das gehörte dazu. Aber ab irgendeinem Zeitpunkt war er für Mordaufträge rekrutiert worden. Von diesem Moment an war er kein Soldat

mehr gewesen. Er war zum Berufskiller geworden, einem Teil der dunklen Mächte. Howard verstand die Verlockung des Adrenalinschubs, wenn man in dunklen Gasen zwanzig Meter vor seinen Verfolgern entlangschlich, aber eiskalter Mord? Das war etwas ganz anderes ...

»Brüten Sie was aus, John?«

Schmunzelnd wandte sich Howard an Fernandez. »Habe nur gerade über unseren Mann nachgedacht.«

»Sie würden sicher gern wissen, wo Sie ihn aufstöbern können?«

»Das auch. Aber ich habe mich gefragt, wie er es fertig bringt, das zu tun, was er tut.« Er erklärte, was er meinte, und dachte, Julio würde ihm zustimmen.

Doch zu seiner Überraschung schüttelte der den Kopf. »Kein allzu großer Unterschied, wenn Sie mich fragen.«

»Einen Mann von hinten in den Kopf zu schießen? Da sehen Sie keinen Unterschied?«

»Wären sie denn noch toter, wenn er sie von vorn erschossen hätte?«

»Wie bitte?«

»Die beiden Männer, die wir verloren haben, waren Soldaten auf Wache. Das Risiko gehört zum Job. Wenn sie besser aufgepasst hätten, wären sie wahrscheinlich noch am Leben – oder zumindest wäre es ihnen gelungen, einige Male zurückzuschießen. Wenn Sie es gründlich analysieren, was ist denn eigentlich der Unterschied? Jemand erschießt Sie aus Bosheit und Mutwillen, oder jemand tötet Sie für Recht und Gerechtigkeit – in beiden Fällen sind Sie am Ende kalt und steif. Die Gründe der Mörder können Ihnen egal sein, oder? Tot ist tot.«

Howard starrte Fernandez an, als ob der Sergeant sich gerade in eine riesige Dampfwalze verwandelt hätte: Wer sind Sie denn?

Fernandez schnappte den Blick auf und grinste. »Ihnen gefallen Spione und Mörder nicht, aber sie gehören

heutzutage genauso zu einer Armee wie seit alten Zeiten. Sie wollen eine Schlacht antreten, wenn die Vorteile auf Ihrer Seite liegen, zumindest nicht auf der des Feindes. Also schicken Sie einen Spion ins Lager der Feinde, um herauszufinden, wohin sie marschieren werden. Das gleiche Spiel treibt der Feind mit Ihnen. Folglich befindet sich die Seite mit dem schnelleren und intelligenteren Spion im Vorteil. Das Spiel ist so alt wie der Krieg selbst, oder nicht?«

»Spione sind nicht das Gleiche wie Mörder«, protestierte Howard.

»Ja, das stimmt. Aber lassen Sie mich eine hypothetische Frage stellen, Colonel. Nehmen wir an, Sie könnten in der Zeit zurückgehen zum Dritten Reich in Deutschland, Ende der Dreißigerjahre...«

»... und Hitler ermorden?«, beendete Howard die Ausführung. Diese Frage hatte er schon mehr als einmal gehört.

»Genau. Würden Sie es tun?«

»Ohne mit der Wimper zu zucken. Er war ein Monster. Damit würde ich Millionen von unschuldigen Menschen retten.«

»Trotzdem wären Sie dann ein Mörder, nicht?«

»Ja, aber in diesem Fall würde der Zweck die Mittel heiligen. Manchmal ist es so, Julio. Ich würde die moralische Verantwortung übernehmen.«

»Keine Frage, ich würde ihn auch abknallen. Aber wie sollen wir wissen, was die eigentlichen Ziele unseres Mannes waren? Warum er mit diesen Attentaten angefangen hat? Und denken Sie auch einmal darüber nach, was Sie an seiner Stelle getan hätten, da draußen in der Wüste. *Wir* sind dahin gefahren, um ihn einzusammeln. Wenn er mit der Pistole in der Hand herausgestürmt wäre, hätten wir ihn mit Kugeln durchsiebt, oder? Ihn eiskalt umgebracht.«

»Richtig.«

»Also, taktisch gesehen war er umringt von einer Vielzahl von Gegnern, die weit besser bewaffnet waren als er selbst. Aus unserer Sicht blieb ihm nur, aufzugeben oder zu sterben.«

»Und damit lagen wir völlig daneben.«

»Genau, Sir. Er hat uns überlistet, und zwar mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung standen. Mir wäre das nicht gelungen. Ihnen auch nicht, oder?«

»Nein.«

»Sie wären mit der Pistole in der Hand gefallen.«

»Wahrscheinlich.«

»Ich auch. Und wir wären beide tot. Rushjo lebt noch. Und er ist frei.«

»Sie *bewundern* diesen Typen?«

»Der Mann ist besser als ich, und das auf meinem Spezialgebiet. Wir sind beide ziemlich gute Soldaten. Dieser Kerl ist ein ernst zu nehmender Feind. Wenn wir einmal ehrlich sind – solche Gegner wünschen wir uns doch, oder? Erinnern Sie sich an die Schießerei in Grosny?«

Howard nickte. Natürlich erinnerte er sich daran.

»Die Rebellen, die wir da erledigt haben, waren nicht unser Niveau. Die hatten absolut keine Chance gegen uns. Sie waren hilflos, wir haben sie einfach niedergemacht. Auf dem Rückflug haben Sie mir noch von Ihrer Enttäuschung berichtet. Wie ... leicht die ganze Sache war.«

»Daran kann ich mich erinnern.«

»Dieser Killer, den wir jetzt jagen, der ist ein Vollprofi. Er ist unser Niveau – verdammt, er ist vielleicht sogar besser als wir. Wenn wir ihn erwischen, dann will das etwas heißen, oder nicht?«

»Da haben Sie Recht.«

»Es ist kein Krieg, John, aber es ist auch kein Spaziergang im Park. Sie sind sauer, weil der Typ uns gelinkt hat, nicht weil er Leute abknallt. Die Samurais haben wesent-

lich mehr Menschen umgebracht als die Ninjas. Die Anzahl der Opfer ist unwichtig. Es geht ums Gewinnen.«

Howard konnte sich ein schwaches Grinsen nicht verneinen. »Seit wann sind Sie ein solcher ... Taoistenphilosoph, Julio?«

»Bald werde ich verheiratet sein und Vater werden. Das bringt einen Mann zum Nachdenken.«

»Na, dann gehen Sie mal nach Hause. Kümmern Sie sich um Ihre Zukünftige. Hier können Sie sich nicht mehr nützlich machen.«

Aus Howards Computer ertönte eine Warnmelodie. Eine Nachricht mit höchster Priorität.

»Weitermachen, Computer«, befahl Howard.

»Person A-1 lokalisiert«, kam es aus dem Computer.

Howard griff zum Computer. Verdammt! Sie hatten ihn!

Das heißt, wenn sie schnell genug dorthin gelangen konnten. Wo auch immer ›dorthin‹ war.

20

*Samstag, 9. April 2011
Old Kent Road, London, England*

Peels beobachtete Bascomb-Coombs am Computer. Wieder einmal hatte er keine Ahnung, was der Mann eigentlich machte. Aber Bascomb-Coombs hatte gern einen Zuschauer oder Zuhörer – also erlaubte sich Peel vereinzelte Kommentare.

»Jetzt geht es los. Wir setzen das Passwort ein, das wir uns heimlich von den Wächtern besorgt haben, so ... und schon sind wir drin. Dann direkt zu den inneren Türen, die wir ebenfalls mühelos öffnen ...«

Mit rasend schnell tanzenden Fingern bearbeitete er die Tastatur. Dabei sumnte er leise vor sich hin. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Die Ärmsten. Da haben sie ihre Mauern wieder aufgebaut und sie zweimal so dick und so hoch gemacht wie vorher. Aber das macht absolut nichts. Irgendwo muss es einen Zugang geben. Egal, wie eng er auch konstruiert ist, wenn man die Schlüssel hat, kann man auch nicht aufgehalten werden! Voilà!«

Er wandte sich vom Computermonitor ab, auf dem komplexe Zeilen und Häufungen von Zahlen und Buchstaben flimmerten, die Peel nicht verstand. »Wie groß ist Ihr Wunsch nach Macht, Terrance?«

»Wie bitte?«

Bascomb-Coombs deutete auf die Tastatur. »Kommen Sie her, und drücken Sie auf diese Taste, und für ein paar Millisekunden werden Sie der mächtigste Mann der Welt sein. Sie werden mehr Einfluss auf mehr Menschen und ihr Leben haben als irgendjemand sonst auf dem Planeten.«

Bewegungslos startete Peel ihn an.

»Sie zögern. Sicherlich kennen Sie den Spruch ›Mit großer Macht kommt große Verantwortung?‹«

»Churchill?«

Lächelnd sah der Wissenschaftler ihn an. »Spider-Man, um die Wahrheit zu sagen. Sind Sie sicher, dass Sie es nicht vollbringen wollen?«

Peel schüttelte den Kopf.

»Also gut. Dann wollen wir mal.« Mit einer eleganten Handbewegung tippte er einmal ganz leicht auf die Taste. »Das sollte dem Pack etwas zum Nachdenken geben.«

»Commander Michaels?«

Michaels sah vom Schreibtisch auf. Er erkannte den jungen Mann nicht, der da vor ihm stand. Es war einer

der vielen jungen, glatten Typen, die hier in Anzug und Krawatte herumliefen. Hätte ein FBI-Agent sein können, lediglich seine Kleidung war besser geschneidert. »Ja?«

»Direktor Hamilton hat mir aufgetragen, Ihnen dies hier zu bringen, Sir.« Mit diesen Worten überreichte er Michaels eine silbrige Scheibe von der Größe eines Markstücks. »Wenn Sie bitte hier mit Ihrem Daumenabdruck bestätigen würden, Sir?« Er streckte ihm ein Abdrucklesegerät entgegen. Michaels drückte den rechten Daumen gegen eine schmale graue Fläche auf dem Gerät. Der Nachrichtenüberbringer schaute auf sein Display und war augenscheinlich mit der angezeigten Übereinstimmung zufrieden. »Ich danke Ihnen, Sir.«

Michaels begutachtete die winzige Computerdiskette. Wenn man befürchtete, dass in ein Computersystem eingebrochen wurde, und dem elektronischen Schutz nicht traute, konnte man seine Ängste besänftigen. Die einfachste Methode in einer solchen Situation war, sämtliche physischen Kontakte des Computers zu anderen Maschinen zu eliminieren, einschließlich aller Kommunikationseinrichtungen, bis hinunter zu den Verkabelungen. Der Computer durfte nicht ans Stromnetz angeschlossen werden, optische oder infrarote Anbindungen an andere Computer in einem internen oder externen Netzwerk durften nicht existieren. Dann war man sicher.

Niemand konnte in ein Haus einsteigen, wenn es keine Türen oder Fenster gab.

Natürlich kam man auch nicht hinaus und damit begannen die Probleme.

Wenn man sich isolierte, akzeptierte man nur Eingaben über sichere und gescannte Disketten. Wollte man einen anderen Computer erreichen, ließ man eine solche Diskette persönlich überbringen. Es war langsam und mühsam, aber es war sicher.

Michaels steckte die Diskette in das Lesegerät und schaltete die Antiviren-Software ein. Obwohl angeblich alles sicher war, überprüfte man die Disketten – das war eine grundsätzliche Regel.

Diese Software war das beste Programm gegen Viren und Würmer, über das der MI-6 verfügte. Sekunden später kam die Meldung, dass die Miniaturdiskette sauber war, ohne irgendwelche Anzeichen von Viren, Würmern oder ungewollten Cookies.

Jetzt sah Michaels sich die Informationen auf der Diskette an. An einigen Fronten hatte sich die Situation ein wenig verbessert. Die Reservierungs- und Luftraumüberwachungscomputer der Fluggesellschaften funktionierten im Großen und Ganzen wieder normal. Das war die positive Nachricht.

Negativ war die Mitteilung, dass sie nicht in der Lage gewesen waren, die Schritte des Hackers zurückzuverfolgen, die das Chaos ursprünglich ausgelöst hatten. Nach einer Reihe von Firewalls und Fallen verschwanden die Spuren im Nichts.

»Guten Tag, Alex.«

Michaels schaute zu Angela hoch. Heute trug sie ein grünes T-Shirt, ausgewaschene und äußerst eng anliegende Jeans und Turnschuhe. Offensichtlich stand ihm die Überraschung über ihren Aufzug ins Gesicht geschrieben. Lächelnd bemerkte sie: »legere Samstagskleidung.«

»Ach so.«

»Gibt es was Neues?«

»Leider nicht. Sehe mir gerade die Diskette an, die mir Ihr Boss geschickt hat. Die Fluggesellschaften scheinen wieder normal zu arbeiten.«

Lässig schlendernd kam sie zu ihm herüber und lehnte sich über seine Schulter, um auf den Monitor zu schauen.

Er fühlte, wie ihre rechte Brust seinen Rücken streifte.
Offensichtlich bedeutete legere Samstagskleidung auch, dass sie keinen BH trug.

Verdammt.

Schnell richtete sie sich wieder auf. »Zumindest eine gute Nachricht.«

Der junge Mann, der die Diskette überbracht hatte, kam fast im Laufschrift in den Raum gestürzt. »Commander, Direktor Hamilton möchte Sie dringend sprechen. Sie auch, Agent Cooper.«

»Probleme?«

»Dazu kann ich nichts sagen, Sir.«

Probleme.

*Samstag, 9. April 2011
Yews, Sussex, England*

Lord Goswell saß in seinem Arbeitszimmer, nippte an einem Gin Tonic und sah durch die Glastüren nach draußen. Es würde wohl bald wieder Regen geben. Vielleicht kam endlich einmal ein richtiger Wolkenbruch herunter, um die verdammt Kaninchen zu ertränken, denn seine Schießübungen hatten bisher wenig genützt. Wahrscheinlich war es doch besser, wenn er so bald wie möglich diese Augenoperation in Angriff nahm.

Aus der Vorhalle kam das wütende Geschnatter eines Dienstmädchens. Lächelnd nahm er einen kleinen Schluck von seinem Drink. Er zog die Taschenuhr hervor und warf einen Blick darauf. »Was gibt es denn für Probleme, Applewhite?«

Beim Betreten des Raums machte der Butler bereits ein verlegenes Gesicht, als wollte er sich für etwas entschuldigen. »Entschuldigen Sie die Störung, Milord. Das Dienstmädchen und die Köchin sind verzweifelt.«

»Aus welchem Grund?«

»Es sieht aus, als ob der Fernseher nicht mehr funktioniert. Und die Telefone sind ebenfalls stumm.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Milord. Selbst im Taschenradio oder im Autoradio sind die meisten Sender tot.«

»Das ist ja wirklich beunruhigend, nicht wahr? Glauben Sie, die Russen haben irgendwelche Bomben abgeworfen?«

»Das glaube ich eigentlich nicht, Sir.«

»Dann bin ich mir sicher, dass die Regierung Seiner Majestät sich so schnell wie möglich um das Problem kümmern wird.«

»Natürlich, Milord.«

Applewhite ging hinaus, um das Dienstmädchen und die Köchin zu beruhigen, und Goswell schwenkte sein Glas, sodass die Eiswürfel in seinem Drink aneinander klickten. Das musste man diesem Wissenschaftler lassen, er war hervorragend in Computerdingen. Er hatte nicht nur die Fluggesellschaften schon wieder abgeschossen, nein – weltweit waren überall sämtliche Kommunikationssysteme abgestürzt. Die meisten Satelliten befanden sich nicht mehr online. Und die Fernseh- und Radiosignale, die vom Netz der Satelliten abhängig waren, kamen nicht mehr durch, genauso wie die Telefonverbindungen nicht mehr hergestellt werden konnten. Ein massiver Schlag. Natürlich würde die Betriebsbereitschaft der Systeme in Großbritannien viel früher wiederhergestellt werden als in der übrigen Welt, wenn die Berechnungen von Bascomb-Coombs korrekt waren – und bisher waren sie immer korrekt gewesen. Er war schon ein brillanter Bursche.

Schade, dass er sterben musste. Es war so schwierig, gute Leute zu finden.

Samstag, 9. April 2011
Luftraum über der Küste von Virginia

Die militärische Abteilung der Net Force hatte eine etwas betagte, überholte und neu ausgestattete 747 für den Flug nach England bereitgestellt. An Bord saß John Howard und träumte davon, dass er sich in einem Überschalltransporter befand. Je schneller sie nach Großbritannien gelangten, umso besser. Natürlich hätte er sich auch gleich eine Zeitreisemaschine wünschen können, um schon gestern anzukommen. Regierungsbehörden begannen Diätpläne und Perioden großzügigen Konsums ebenso oft wie die Gäste einer Abmagerungsklinik. Zum Zeitpunkt der Gründung der Net Force war der amerikanische Kongress gerade in einer Phase gewesen, in der die Gürtel etwas enger geschnallt wurden. Es hätte jedoch schlimmer kommen können. Statt dieses Flugzeuges hätten sie auch eine der uralten DC-3-Propellermaschinen ausgraben können, die die DEA, die Zentralbehörde zur Drogenbekämpfung, bei Drogenhändlern konfisziert hatte.

Howard wollte Rushjo sofort zu packen bekommen. Wenn das auch nicht möglich war, so befand er sich zumindest auf dem Weg. Mit den Briten würde er nach der Ankunft die Logistik ausarbeiten müssen. Aber mit der Regierung Seiner Majestät gab es klar definierte Abkommen und die Gegenwart von Alex Michaels in England schadete sicherlich auch nicht. Howard konnte sich nicht vorstellen, dass die Engländer ihnen irgendwelche Schwierigkeiten dabei machen würden, einen ehemaligen Spetsnaz-Killer zu verhaften. Natürlich gab es in England keine Todesstrafe, und wenn man der offiziellen Auslieferungsbürokratie folgen würde, könnte das zu

einem Problem werden. Eine Reihe von Ländern spielte sich bei diesem Thema moralisch auf. Sie lieferten geflohene Gangster nur dann an die Vereinigten Staaten aus, wenn garantiert wurde, dass die Schweine nicht auf dem elektrischen Stuhl landeten.

Also gut. Dazu würde es gar nicht erst kommen. Über den Killer würden bei den juristischen Behörden Seiner Majestät keinerlei Dokumente auftauchen. Wenn er nicht mit ihnen zurückflog, um sich der amerikanischen Gerichtsbarkeit zu stellen, dann deshalb, weil er sich bereits jenseits jeder irdischen Justiz befand.

Man ermordete keine Net-Force-Soldaten und kam ungeschoren davon. Nicht wenn Howard es verhindern konnte.

Er hatte sich als Tourist gekleidet und nicht für einen Einsatz, doch sein kleiner Ausrüstungsrucksack lag auf dem freien Sitz neben ihm. Darin wühlte er jetzt herum. Es war eine Angewohnheit von ihm, seine Ausrüstung regelmäßig zu überprüfen, wenn er im Einsatz war. Allerdings war es ziemlich unwahrscheinlich, dass den Geräten inzwischen etwas zugestoßen war, da er sie vor fünf Minuten gecheckt hatte. Man konnte es eher als nervösen Tick bezeichnen, dessen er sich schon seit langem bewusst war und über den er sich auch nicht mehr aufregte. Lieber zu viel Sicherheit als zu wenig, sonst würde es ihm eines Tages Leid tun.

Er drehte sich um und sah, wie sich Julio im hintersten Teil des Flugzeugs auf eine frei gewordene Toilette begab. Gut. Julio musste nicht unbedingt sehen, was er mit seinem Glückstalisman angestellt hatte. Jedenfalls noch nicht.

Er griff in den Rucksack, holte den Glücksbringer hervor und sah ihn sich an. ›Talisman‹ war eine merkwürdige Art, eine Handwaffe zu bezeichnen. Aber dies war ein uralter Edelstahlrevolver von Smith & Wesson, Kaliber

.357, Modell 66. Völlig anders als die Polymerwaffen von H & K, die den übrigen Soldaten seines Teams ausgehändigt worden waren. Jahrelang hatte er die Waffe in ihrem ursprünglichen Zustand benutzt – na gut, der Waffenschmied hatte sie ein klein wenig ausgefeilt, und dann hatte er einen besseren Griff anbringen lassen. Ein Revolver mit sechs Schüssen, einfache Eisenklinge und Korn, kein Firlefanz. Ihm gefiel sie. Er hatte sie bei jedem Schusswechsel dabei gehabt. Ähnlich wie bei der alten Maschinenpistole von Thompson, die er geerbt hatte, so strahlte auch diese Waffe eine ganz besondere Energie aus. Zwar war er nicht allzu abergläubisch, vermied keine schwarzen Katzen und machte sich auch keine Sorgen wegen Leitern oder Spiegeln. Trotzdem glaubte er, dass der Revolver von Smith etwas Magisches hatte. Zum Teil hatte es damit zu tun, dass es sich bei dieser Waffe um ein vertrautes und verlässliches Design handelte. Bei ihrer einfachen Funktionalität gab es keine komplexen Vorrichtungen, die versagen konnten. Er hatte keine Technikphobie und war auch sonst gegenüber den Neuerungen des modernen Lebens aufgeschlossen. Doch bei Hardware war Howard immer der Philosophie gefolgt, dass einfache Mechanismen bessere Mechanismen waren.

Die Armee und die Eliten der Spezialeinheiten der amerikanischen Marine, die Rangers, die SEALs und die Greenberets, hatten diverse neue computerverstärkte persönliche Waffen. Zum Beispiel Karabiner mit aufmontierten Fernsehkameras, mit denen man um die Ecke schießen konnte. So konnte man feuern, ohne sich selbst zu zeigen. Andere Waffen hatten eingebaute Zielverfolger, Laserzielgeräte und Granatwerfer, alles in einem und höllisch teuer. Auch er hätte solche Apparate beantragen können, doch sein Team war lediglich mit einfachen 9mm-Submaschinengewehren ausgerüstet, allerdings die besten, die der Markt zu bieten hatte. Sie knallten los,

wenn man den Abzug betätigte, und die Munition ließ sich in der ganzen Welt beschaffen, da es die am meisten eingesetzte Munition für militärische Handwaffen war. Ansonsten ging er davon aus, dass der Schütze dafür zuständig war, dass die Kugel ins Ziel traf. Sicherlich trugen sie den abgeänderten Schutzanzug von SEPE, in den eine reichliche Menge taktischer Computersachen eingebaut war, LOSIR-Kommunikationsgeräte, hatten grafische Darstellungen im Display des Kampfhelms, GPS und so weiter. Wenn jedoch einmal die ganze Elektronik versagen sollte, konnten sie wenigstens ihre Gewehre manuell betätigen. Das Prinzip KISS (*Keep it simple and stupid*) für die tödliche Hardware hatte ihm schon immer zugesagt. Nie hatte er sich gescheut, anderen Leuten seine Vorliebe einzugestehen.

Wenn er also auf seinem vertrauten Revolver die neue Punktzielvorrichtung Tasco Optima 2000 an der Stelle angebracht sah, wo sich vorher Kimme und Korn befunden hatten, dann fühlte es sich schon ein wenig merkwürdig an. Jahrelang hatte er den Kopf geschüttelt und die Polymerwaffen als ›Tupperware-Pistolen‹ bezeichnet. Deshalb würde diese neue Anschaffung von seinen Bekannten unter Umständen als hart an der Grenze zur Heuchelei eingestuft werden.

Dabei war die Zielvorrichtung nicht einmal besonders komplex. Sie bestand aus einem winzigen, klaren Plastikfenster, das etwa vier Zentimeter vor einer winzig kleinen roten Diode montiert war, die einen roten Punkt auf das Fenster projizierte. Wenn es nicht durch die Sicherungskappe geschützt war, blieb die Vorrichtung permanent eingeschaltet. Die Lebensdauer der Batterie reichte für viele Einsätze. Zum Abschalten setzte man einfach die Sicherungskappe auf und der Miniaturcomputer im Zielgerät besorgte den Rest. Der Einsatz in der Praxis war genauso simpel: Man zog die Kappe herunter und hielt

den Revolver hoch. Dabei ließ man beide Augen geöffnet. Der kleine rote Punkt schwebte vor einem in der Luft, genau über der Waffe. Wo man auch den Punkt draufhielt, dort ging die Kugel hin, wenn man beim Abzug nicht übermäßig verriss. Kein Parallaxensystem. Und im Gegensatz zum Laser gab es keinen Lichtstrahl und keinen glühenden Punkt, den der Feind sehen und aufs Korn nehmen konnte. Der Punkt war von der Mündungsseite aus nicht zu sehen. Selbst wenn er sichtbar gewesen wäre – es handelte sich um einen nur stecknadelgroßen Punkt, den man lediglich aus einem extrem engen Winkel wahrnehmen konnte.

Die Vorrichtung wog etwa so viel wie ein Magazin Starfish-Munition, vergrößerte das Volumen der Waffe nur unerheblich und war viel einfacher zu benutzen als die hergebrachten Eisenkimmen. Außerdem war sie laut Berichten fast unzerstörbar. Während Howard zum Lesen der Zeitung noch keine Brille brauchte, war ihm in letzter Zeit der Vorderteil der alten Zielvorrichtung seiner kurzläufigen Pistole ein wenig verschwommen erschienen. Als der Schießlehrer ihm dieses kleine Spielzeug an einer der Pistolen auf dem Schießstand gezeigt hatte, hatte er es einfach mal ausprobiert.

Bereits beim ersten Versuch hatte er um fünfzehn Prozent besser getroffen.

Es war keine Kleinigkeit, aus dem Stand seine Schuss-effizienz mit einer Handwaffe um fünfzehn Prozent zu verbessern. Nach ein paar Magazinen steigerte er sich noch um einige Punkte.

Zunächst versuchte er, diese Tatsache zu ignorieren. Aber während der folgenden Trainingsstunden auf dem Schießstand hatte er das Ding wieder benutzt. Der Waffenschmied hatte ihm erklärt, dass er den hinteren Teil seiner alten Zielvorrichtung abziehen und die vordere Erhebung von seiner Smith abschleifen könne. Dann werde er

die elektronische Vorrichtung aufmontieren und in ein paar Tagen sei alles fertig. Verdammt noch mal, hatte er gesagt und den Colonel um Verzeihung gebeten. Doch auf wirklich kurze Distanz würde er das antike Stück sowieso ziehen und drauflos schießen, ohne irgendwelche Zielvorrichtungen einzusetzen. Und auf Distanzen über sechs bis acht Meter würde der rote Punkt einen besseren Schützen aus dem Colonel machen. Was war das Problem?

Howard hatte nichts gesagt, aber das Problem würde in erster Linie in der Art der Kommentare liegen.

Julio würde sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Vor etwa einem Monat hatte er das Training mit dem neuen Gerät begonnen. Nachdem er einmal damit angefangen hatte, war es unmöglich geworden, einen Rückzieher zu machen. Gegen die Zahlen ließ sich sehr schlecht argumentieren. Die gleiche Waffe, die gleiche Munition – und er war eindeutig genauer und schneller mit dem Punktzielsystem. Also hatte er sich dazu entschlossen, und dieses technologische Wunder war oben auf eine Waffe montiert worden, deren Grundform auf Samuel Colts erstes Design von etwa 1830 zurückging. Selbst der Doppelaktionsrevolver war keine neue Erfindung, sondern wurde bereits sechzehn oder achtzehn Jahre nach Sam Colts frühen Modellen bei den selbstspannenden Revolvern von Robert Adams eingesetzt. Das Zielgerät und der Smith-Revolver waren eine interessante Verbindung eingegangen: Die Technologie des siebzehnten Jahrhunderts traf auf die des einundzwanzigsten.

Noch wollte Howard nicht, dass sein Sergeant die Innovation bemerkte. Wenn es sich nicht mehr verbergen ließ, wäre die Hitze des Gefechts vielleicht groß genug, sodass eine Erklärung überflüssig wurde ...

Als er hochschaute, bemerkte er, dass Julio gerade die Toilette verließ. Schnell steckte er den Revolver wieder in

den Rucksack. Gleichzeitig kam einer der Piloten aus der anderen Richtung auf ihn zu. »Colonel?«

Er blickte zu dem Piloten auf. »Ja?«

»Wir ... haben ein Problem, Sir.«

*Samstag, 9. April 2011
Johannesburg, Südafrika*

Der neue Leichtschienen-Nahverkehrszug mit 674 Passagieren von Pretoria nach Johannesburg überfuhr den vorgesehenen Halt am Bahnhof Tembisa mit fast einhundertvierzig Stundenkilometern. Hastig schaltete der Lokomotivführer auf Manualbetrieb um und übernahm die Kontrolle vom Computer. Nach Handbetätigung der Bremsen wurde der Zug allmählich langsamer. Alles wäre in Ordnung gewesen, doch ein zweiter Passagierzug war wenige Kilometer südlich von Tembisa hängen geblieben.

Der Nahverkehrszug fuhr immer noch über neunzig Stundenkilometer, als er auf den stehenden Zug prallte. Dieser sollte ihm eigentlich zehn Minuten voraus sein und sich mit Normalgeschwindigkeit vorwärts bewegen.

Beide Züge wurden in die Luft geschleudert. Mehr als zwei Drittel der Wagons sprangen aus den Schienen. Wie Spielzeug in der Hand eines verwöhnten Kindes wurden sie ineinander geschoben – ein Akkordeon aus kreisendem Metall.

Die Hälfte der Menschen im letzten Wagon des stehenden Zuges wurde augenblicklich getötet. Andere wurden hinausgeschleudert und starben beim Aufprall. Vereinzelte Passagiere erlagen den Stromschlägen der heruntergestürzten Stromkabel.

Der Lokomotivführer des fahrenden Zuges blieb an seinem Posten und starb dort, zusammen mit einer Vielzahl von in Panik geratenen Passagieren direkt hinter

ihm. Seine letzten Worte wurden von der Black Box aufgezeichnet: »Oh, Scheiße...!«

Von den Funken des Zusammenstoßes oder der Elektrizität wurde in einem der Wagons des stehenden Zuges ein Feuer ausgelöst. Hervorquellender Rauch überzog die Szene mit einer schwarzen Wolke.

Erste Schätzungen bezüglich der Zahl der Todesopfer gingen von mehr als zweihundert aus. Auf dem Weg in die umliegenden Krankenhäuser starben zweifellos noch mehr Menschen. Andere würden ihren Verletzungen später erliegen.

Unverständlicherweise verschwendete niemand auch nur einen Gedanken an den dritten Nahverkehrszug, der zehn Minuten später eintraf. Stirnrunzelnd stellte der Zugführer dieses Zuges fest, dass seine Kommunikationsgeräte nicht mehr funktionierten und dass er sich dem Bahnhof mit viel zu hoher Geschwindigkeit näherte.

Als er die Steuerung auf Manualbetrieb umgeschaltet hatte, war es bereits zu spät.

Seine letzten Worte wurden der Nachwelt nicht überliefert, da der Aufprall so heftig war, dass die Black Box der Lokomotive völlig zerstört wurde. Nur eine ausgebrannte Metallkiste blieb übrig.

*Samstag, 9. April 2011
Kona, Hawaii*

Während eines tropischen Regengusses in Kona erlosch das Leitfeuer genau in dem Augenblick, als der Großraum-Jumbo L10-11C3 von Japan zur Landung ansetzte. Offensichtlich reagierte der Pilot zu extrem, als das Flugzeug schlingerte. Die JAL sackte so hart nach unten, dass die hinteren Räder auf der Backbordseite wegbrachen. Das große Flugzeug schlitterte nach Steuerbord, drehte sich um die eigene Achse und rutschte seitlich über die

Landebahn, genau in eine MD-80 der Hawaiian Air. Das kleinere Flugzeug wollte gerade zur Startposition rollen, um sich auf die kurze Reise nach Maui zu begeben. Treibstoff spritzte heraus, entzündete sich, und die Explosion setzte auch den größeren Flieger in Brand. Es gab eine fürchterliche Detonation. Wartende Touristen im Flughafengebäude wurden getötet, als Aluminiumsplitter wie Schrapnelle durch die vom Architekten entworfenen offenen Wände hineinregneten. Die Metallsplitter mähten alles nieder, das sich ihnen in den Weg stellte.

Teile des Jumbos und zerfetzte Leichenstücke wurden bis zu achthundert Meter entfernt verstreut.

480 Menschen starben beim Flugzeugcrash, vierzehn wurden im Terminal oder der näheren Umgebung getötet und weitere sechsundfünfzig schwer verwundet.

*Samstag, 9. April 2011
Perth, Australien*

Trotz heroischer Anstrengungen starben achtzehn Polio-Patienten, die im Dundee Memorial Hospital an Beatmungsgeräte angeschlossen waren. Als die Stromversorgung der Stadt zusammenbrach, hatten die Sicherungsgeneratoren versagt. Das Problem wurde noch verschlimmert. Es war in dem Gebäude bis auf wenige, von batteriebetriebenen Lampen erleuchtete Stellen so dunkel, dass einige Tote erst eine Stunde später gefunden wurden.

*Samstag, 9. April 2011
MI-6, London*

»O mein Gott«, rief Alex Michaels. »Jetzt bringt er Menschen um!«

Das Video des Zugunglücks in Südafrika war von

einer Überwachungskamera am Bahnhof Tembisa aufgezeichnet worden. Den Zusammenstoß der beiden Flugzeuge hatte ein Tourist gefilmt, der auf einen der Passagiere der JAL-Maschine gewartet hatte. Von den Toten in Australien gab es nur einen gesprochenen Bericht ohne Bildübertragung.

Vielleicht besser so, dachte Michaels. Aufnahmen von Menschen, die qualvoll starben, während sie um Luft rangen – schon die Vorstellung davon überschritt seine Toleranzgrenze. Zumindest war das Ende bei den Eisenbahn- und Flugzeugunfällen schnell eingetreten.

»Ja«, bestätigte Cooper. »Er hat Dutzende der größeren Systeme weltweit zusammenbrechen lassen. Ich kann mir nicht erklären, wie er das fertig bringt.«

Auch Michaels war ratlos. Doch das Problem verschwand nicht dadurch, dass man es nicht wahrnahm. Kommunikationssysteme, Transportsysteme, sogar Verkehrsampeln spielten verrückt. Wer war dieser Kerl? *Wie* schaffte er es, solche Dinge in der ganzen Welt gleichzeitig geschehen zu lassen?

Sie befanden sich in dem Büro, das ihnen von der MI-6 zur Verfügung gestellt worden war. Überall in dem Gebäude war die hastige Energie zu spüren, die auch sie ergriffen hatte. Er sah Toni an. »Wir müssen mit unseren Leuten sprechen.«

»Hast du eine superschnelle Brieftaube zur Hand? Ansonsten viel Glück!«, entgegnete Toni. »Die Festnetzleitungen, die über das Atlantische Kabel laufen, sind völlig verstopft. Alle Meldungen an die Kommunikationssatelliten kommen zerstückelt zurück.«

»Es ist nicht zu glauben. Er hat es geschafft, weltweit praktisch alles zum Absturz zu bringen, was miteinander vernetzt war. Diese Macht geht weit über alles hinaus, was wir bisher erlebt haben«, bemerkte Cooper.

Daran bestand überhaupt kein Zweifel. Schlimmer

noch, ihnen fehlte jedwede Erklärung für das Vorgehen des Hackers. Was für Vorteile konnte er sich auf diese Weise verschaffen? War er ein Terrorist? Michaels wusste, dass er irgendetwas unternehmen musste. Aber was konnte man machen, wenn keines der normalen Arbeitswerkzeuge funktionierte?

Denk dir schnell ein paar neue Methoden aus, Alex, oder dieser Typ bringt den gesamten Planeten zum Stillstand. Vielleicht hat er das schon geschafft. Wenn man keine anständigen Informationen bekam, wie sollte man da sicher sein?

»Wir haben diese Videos und Berichte über unsere geschützten und abgeschirmten Leitungen erhalten«, sagte Cooper. »Über sie bekommen wir so viel Input wie nur irgend möglich. Ich werde nachfragen, ob wir für einen Augenblick eine Leitung für Sie bekommen können, damit Sie Ihre Organisation in den Staaten kontaktieren können.«

Sie verließ das Büro. Michaels starrte auf den Schreibtisch. »Irgendetwas müssen wir unternehmen«, sagte er.

»Ich weiß.«

Aber was?

22

*Samstag, 9. April 2011
London, England*

Rushjo stand vor dem Postgebäude gegenüber der Westminster Cathedral. Um ihn herum befand sich alles in hektischer Aufregung. Offensichtlich hatte es eine allgemeine Stromunterbrechung größeren Ausmaßes gegeben. Als er gerade Briefmarken kaufen wollte, erlosch

plötzlich das Display des Automaten, und seine Münzen blieben stecken. Beim Verlassen des Gebäudes stellte er fest, dass die Verkehrsampeln nicht mehr funktionierten. Eine Art ratloser Besorgnis lag in der Luft. Polizisten kamen und begannen, den Verkehr an der Kreuzung zu regeln. Von vorbeigehenden Fußgängern schnappte er Bruchstücke von Unterhaltungen und Diskussionen auf und erfuhr auf diese Weise, was sie wussten und was nicht. Obwohl er sich darüber Gedanken machte, entging ihm nicht, dass von schräg links ein junger Mann auf ihn zukam. Sich zwischen den Autos hindurchschlängelnd, überquerte er die Victoria Street.

Dass der Mann in seine Richtung ging – auf ihn zukam –, das war sicher. Er war jung, athletisch und hatte ein Lächeln aufgesetzt, doch das bedeutete nichts. Rushjo selbst hatte einige der Menschen angelächelt, die er kurz darauf aus dem Weg räumte. Es war entwaffnend, ein Riesenlächeln – es erregte sofort Verdacht. Wie gefährlich war ein Mann, der einen angrinste?

So ein Mann konnte tödlich sein, so viel wusste Rushjo. Aber war dieser Typ einer von der gefährlichen Sorte?

Angezogen war der junge Mann zwar wie ein Herumlungerer, in Lederjacke und Jeans, aber er bewegte sich wie ein Soldat, dachte Rushjo. Deutlich war auf jeden Fall die militärische Haltung, die er an den Tag legte. Er hatte zweifellos einige Zeit in Uniform verbracht. Entweder das, oder er trug ein Korsett.

Rushjo analysierte seine Alternativen.

Was sollte er tun? Weglaufen? Widerstand leisten?

Er sah sich um. Niemand sonst schien sich auf ihn zu konzentrieren. Zumindest konnte er niemanden entdecken. Wenn es sich nur um einen Mann handelte, was konnte das bedeuten? Allem Anschein nach hatte der Mann mit dem Lächeln keine Waffen dabei. Natürlich könnte er unter der Motorradjacke eine Pistole versteckt

haben. Doch seine Hände hingen locker an den Seiten herunter und machten keine Anstalten, nach einer Waffe zu greifen.

Außer einem kleinen Taschenmesser war Rushjo unbewaffnet. Es wäre eine Übertreibung gewesen, das Messer als richtige Waffe zu bezeichnen. Zwar könnte er bei einem Handgemenge jemanden damit töten, wenn es sein musste. Wenn es allerdings so weit käme, wäre die Situation schon ziemlich übel.

Sollte er von einem Profiteam in die Zange genommen werden, das gut genug war, ihn nur denjenigen wahrnehmen zu lassen, der sich nicht versteckte, dann war er bereits gefangen oder tot. Sie würden sich nach dem lächelnden Mann richten, der jetzt fast die gesamte Straßenbreite überquert hatte. Eine Geste von ihm würde das Spiel schlagartig beenden.

Rushjo steckte die Hand in die rechte Hosentasche und fand das kleine Messer. Es hatte eine acht Zentimeter lange Klinge, die er mit dem Daumen so schnell wie ein federgetriebenes Klappmesser aufspringen lassen konnte. Wenn er allerdings wirklich Zielobjekt war und die Hand mit einer Waffe aus der Tasche zog, war er wahrscheinlich tot, noch bevor er das Messer bereit hatte. Wenn er selbst der vorherbestimmte Schütze eines Killerteams gewesen wäre, hätte er auf den Kopf gezielt. Denn nur ein Treffer ins zentrale Nervensystem garantierte einen sofortigen Tod. Eine Gewehrkugel ins Gehirn machte den Dingen normalerweise augenblicklich ein Ende.

Wurde gerade ein Fadenkreuz auf seine Stirn ausgerichtet? Tanzte ein nervöser Laserpunkt auf der Rückseite seines Kopfes?

Noch einmal sah er sich um, konnte aber keinen Schützen entdecken. Auch sonst schien ihm niemand auf der Straße außergewöhnliche Aufmerksamkeit zu widmen. Wo waren sie? War er schon so alt geworden, dass er die

Fähigkeit verloren hatte, den Blick des Todes aufzuspüren? Oder war der Mann in der Lederjacke allein?

Zwar war er bereit, sich von ihm überlegenen Profis überwältigen zu lassen. Doch diese Situation ging ihm auf die Nerven. Irgendwie hatte er nicht erwartet, dass sie es so leicht schaffen würden. Eigentlich sollte er in seiner letzten Schlacht etwas mehr zeigen können. Vielleicht war er schon zu ausgebrannt, vielleicht war es jetzt vorbei.

Der lächelnde Mann erreichte den Bürgersteig und blieb in etwa drei Metern Entfernung von ihm stehen. Zu weit für einen schnellen Stoß mit einem kurzen Messer.

»Mr. Rushjo«, sagte der Mann. Es war keine Frage. Seine rechte Hand bewegte sich auf den Jackensaum in Hüfthöhe zu. Bestimmt hatte er dort eine Waffe, ein Messer oder eine Pistole.

»Ja?« Es war sinnlos, sich dumm zu stellen. Dieser Mann würde von einem Protest, dass er sich in der Person geirrt habe, nicht zu beeindrucken sein. Wenn er sein Messer herausgezogen und aufgeklappt hätte, wäre es ein leichtes Spiel für Rushjo gewesen. Er schaffte es, fünf oder sechs Meter vorzuspringen und nach einem Mann zu stechen, der in einem verborgenen Holster nach seiner Pistole fischte, noch bevor es diesem gelang, die Waffe in Anschlag zu bringen. Das war nicht allzu schwierig, jedem guten Messerkämpfer gelang so etwas. Dabei drehte es sich einzig und allein um Geschwindigkeit und Reaktionszeit. Aber mit dem Messer in der Tasche ... Vielleicht war er schneller, vielleicht auch nicht. Wahrscheinlich könnte er seinen Mörder mit sich reißen, das war das Mindeste. Aber wenn sich ein Schütze in einem Auto oder einem Gebäude verborgen hatte und in diesem Augenblick auf ihn zielte? Dann würde jede abrupte Bewegung damit enden, dass Rushjo mit dem Gesicht auf dem Asphalt landete. Und wahrscheinlich wäre er

schon vor dem Aufprall tot. Es wäre ein sauberes, schnelles Ende. Die Versuchung war groß.

»Hallo, Sir. Mein Name ist Corporal Huard. Major Terrence Peel bestellt Ihnen Grüße und lässt fragen, ob Sie heute Abend zum Dinner frei sind.«

Peel? Wieso wusste er, dass Rushjo in London war? Und was wollte er von ihm?

Der junge Soldat gab Rushjo eine Karte, auf der eine Adresse stand.

»Würde Ihnen sieben Uhr zusagen?«, fragte Huard.

Rushjo nickte.

»Brauchen Sie irgendwelche Hinweise oder einen Wagen?«

»Nein.«

»Dann ist ja alles in Ordnung. Bis später.«

Mit einem Grinsen drehte sich Huard um und marschierte davon. Rushjo sah ihm nach, bis er verschwunden war. Niemand gesellte sich zu ihm. Wenigstens war er allein gewesen. Trotzdem hätte er ihn früher bemerken sollen.

Er warf einen Blick auf die Karte. Peel. Wie interessant. Inzwischen waren fast zwei Jahre seit damals vergangen, als er diesen Mann kennen gelernt hatte. Der Major hatte eine der paramilitärischen Einheiten für Plechanow trainiert. Man hatte ihn aus der britischen Armee hinausgeworfen ... warum noch gleich? Hatte er nicht einen Gefangenen der IRA zu Tode gefoltert? Womit war er jetzt beschäftigt? Und wie zum Teufel hatte er gewusst, dass Rushjo hier war? An dieser Ecke, zu dieser Zeit? Seine Männer mussten ihm gefolgt sein. Warum?

Und wieso hatte er nicht früher bemerkt, dass er beschattet wurde?

Er steckte die Karte in die Tasche. Die Adresse wusste er bereits auswendig. Heute Abend würde er hingehen und die Antworten auf seine Fragen bekommen.

Samstag, 9. April 2011
Irgendwo im britischen Herrschaftsbereich – Indien

Dieses Mal war Jay nicht allein: Er hatte einen einheimischen Führer mitgebracht, der Wache schob. In Wirklichkeit handelte es sich um ein Programm zur Entdeckung von Bewegungen, das Alarm schlug, wenn irgendjemand – oder irgendetwas – ohne Einladung in seinem Szenario auftauchte. Dadurch würde er so rechtzeitig gewarnt werden, dass er seine Waffe ziehen konnte. Zumindest hoffte er das.

Die Verkleidung eines solchen Programms als turbantragender einheimischer Führer war eine brauchbare Lösung. Allerdings hatte er das Szenario noch ein wenig mehr geändert – er trug nicht mehr die alte doppelläufige Elefantenflinte, die so liebevoll von einem englischen Waffenschmied des Viktoriarischen Zeitalters von Hand gefertigt worden war. Jetzt hatte er eine moderne Schrotflinte im Anschlag auf Hüfthöhe hängen. Und zwar keine gewöhnliche Schrotflinte, sondern eine südafrikanische Streetsweeper. Bei dieser halbautomatischen, kurzläufigen Waffe vom Kaliber 12 wurde die Munition aus einer Trommel eingespeist. Dabei wechselten zwölf Schrotpatronen der Größe 00 mit zwölf Sabotageprojektilen ab, von denen sich noch ein weiteres in der Kammer befand. Wenn sich irgendetwas vor ihm rührte, musste Jay nur die Waffe darauf richten und den Abzug betätigen. Damit würde er eine kreischende Reihe tödlicher Metallzähne vor sich her schicken, die alles in ihrer Bahn zernagen würden. Kein Lebewesen könnte so viel Blei schlucken und weiter angreifen. Die Flinte war schwer, doch das Gewicht am Trageriemen über seiner Schulter hatte etwas Beruhigendes an sich.

»Augen auf und aufgepasst!«, befahl Jay.

»Ja, Sahib.«

Jay beugte sich vor und betrachtete den Boden. Dabei versuchte er, die Fähigkeiten einzusetzen, die er von Saji in den Szenarien der Wüste von New Mexico und der Berglandschaft gelernt hatte. Es kam darauf an, genauso auf Dinge zu achten, die nicht vorhanden waren, wie auf die sichtbaren Spuren. Er wusste, dass der Tiger in diese Richtung gelaufen sein musste, denn in der perversen Logik der VR konnte er diesen Weg eigentlich gar nicht eingeschlagen haben. Da er jedoch über diesen Wissensvorsprung verfügte, sollte er in der Lage sein, ihn aufzuspüren. Durch dieses Dickicht konnte man sich nicht bewegen, ohne Zeichen und Spuren zu hinterlassen.

Die stinkende Hitze des Dschungels schlug über ihm zusammen, Übelkeit erregend wie der letzte Atemzug eines Sterbenden. Aber er ignorierte sie. Natürlich hätte er ein angenehmeres Szenario entwickeln können, eine hübsche Skihütte in den Alpen oder einen sonnigen Strand bei Malibu, mit auffliegenden Möwen und Filmsternchen, die im Bikini vorbeischlenderten. Doch hier war der Ort, wo der Tiger ihn überfallen hatte, und hier musste er, bildlich gesprochen, wieder aufs Pferd steigen. Wenn er es nicht tat, wusste er schon jetzt, dass er in Zukunft immer Angst haben würde. Im Internet durfte man nicht ängstlich sein, denn es existierten zu viele aggressive Szenarios, in denen man leben musste. Es gab zu viele Dschungel, um sie alle zu vermeiden.

Die Angst schmeckte wie warmes Zink im Mund. Er schwitzte, zitterte und fühlte, wie sein Atem sich bei jedem zweiten Luftholen fast in ein Schluchzen verwandelte. Vor langer Zeit hatte es einmal einen Super Jay gegeben, schneller als ein fliegendes Geschoss und stärker als eine Lokomotive. Jener Jay hatte über alle Gefahren in beliebigen dunklen Ecken des Netzes lachen können. Diesen Jay gab es nicht mehr. Die Tatze des Tigers hatte diese Unverwundbarkeit hinweggefeht. Sie hatte Jay die

Dunkelheit am Ende des Weges gezeigt. Die Dunkelheit, in die sich letztendlich jeder begeben musste. Zwar hatte er davon gewusst, doch tief in seinem Herzen hatte er nicht daran geglaubt.

Jetzt glaubte er daran.

Deshalb hasste er den Tiger. Weil er ihm gezeigt hatte, was Angst bedeutete. Weil er ihn gezwungen hatte, die Augen zu öffnen gegenüber den Tatsachen, von denen alle wussten, über die aber niemand sprach. Jay glaubte an keinen wohl tätigen Gott, der ihn an den perlenverkleideten Toren irgendeines mystischen Himmels erwartete, genauso wenig wie er an den böartigen Herrscher einer nie endenden Hölle glaubte. Über lange Zeit hatte er auf sich selbst vertraut, auf seine eigenen Fähigkeiten – dieses Vertrauen hatte der Tiger ihm genommen. Sajis Erklärungen zum Buddhismus hatten ihm geholfen, ihn dieser Religion näher gebracht, weil sie so pragmatisch war und auf irdischer Realität basierte. Doch die Angst war damit nicht beseitigt worden.

Auf dem Dschungelboden sah er eine Spur, ein leichter Eindruck auf einem Häufchen alter Blätter und Zweige, die längst zu feuchtem Humus verrottet waren. Nach einem Blick auf seinen Begleiter, der mit den Augen den Dschungel ringsum absuchte, bückte er sich und analysierte die Spur aus der Nähe. Sie war nicht besonders tief für so einen riesigen Tiger, aber sie stammte von ihm, davon war er überzeugt. Er hatte sich in dieser Richtung entfernt.

Das bedeutete, dass Jay ebenfalls in diese Richtung gehen musste.

Er erhob sich aus der Hocke. »Los, Mowgli. Hier müssen wir durch.«

»Ja, Sahib.«

Bis jetzt war das Szenario stabil geblieben; das war bereits ein gewisser Erfolg.

Dennoch fragte er sich, wie lange er diese Bildung aufrechterhalten konnte, wenn der Tiger auftauchte. Wahrscheinlich nicht allzu lange.

Jay atmete tief durch, zog den Riemen seiner Flinte strammer und machte sich auf den Weg.

Peel lächelte Huard zu. In seinem Büro, der ehemaligen Kirche, sah der junge Mann irgendwie fehl am Platz aus. Wahrscheinlich hatte er seit seiner Kindheit keine Kirche mehr betreten, doch Peel konnte sich auch nicht gerade mit allzu vielen Kirchenbesuchen brüsten. Außer den Hochzeiten und Beerdigungen im Regiment und der Vorgeschichte dieses Ortes war Religion nie etwas für ihn gewesen.

»Was für einen Eindruck hatten Sie denn von ihm?«

»Sir, irgendwie schien er mir gar nicht so schnell zu sein. Meiner Meinung nach hat er mich überhaupt nicht gesehen, bis zu dem Moment, wo ich ihm fast auf die Zehen getreten bin. Dann stand er einfach nur da, mit der Hand in der Tasche, als ob er an sich herumspielte. Ich würde meinen, dass er viel von seiner Agilität eingebüßt hat, seit er bei den Russen gearbeitet hat. Wenn er überhaupt jemals so schnell war, Sir.«

Peel nickte. »Haben Sie die Aufzeichnungen?«

»Hier.«

Huard übergab ihm eine Infokugel von der Größe einer Murmel.

Peel steckte sie in das Lesegerät des Computers und schaltete ihn ein. In einem Sechstel der Originalgröße erschien eine holografische Projektion über Peels Schreibtisch. Das mit der Minikamera in Huards Gürtelschnalle aufgenommene Bild von Rushjo war erstaunlich scharf und stabil. Sollte es auch sein, bei dem Preis, den sie für die verdammte Kamera bezahlt hatten. Der ehemalige Spetsnaz-Agent befand sich auf der anderen Straßen-

seite; sein Bild wurde von vorbeifahrenden Fahrzeugen versperrt, als Huard sich auf ihn zubewegte.

»Computer, Vergrößerung, mal zwei.«

Die Holoprojektion blinkte und wurde doppelt so groß. Rushjo stand an der Straßenecke und starrte in die Gegend. Ja, er sah ein wenig zerstreut aus. Moment mal...

»Computer, Vorführung stoppen. Fünfzig Bilder zurückfahren, vorführen. Vergrößerung mal drei.«

Huard, der immer noch wie in Ruhestellung bei einer Parade vor Peel stand, runzelte die Stirn. »Was ist, Sir?«

»Sehen Sie genau hin, Huard. Und lernen Sie etwas dazu.«

Das Bild blinkte und begann mit einer neuen, stärker vergrößerten Einstellung von Rushjo. Da. Gerade als das Bild ein wenig wackelte – wahrscheinlich war Huard in diesem Augenblick vom Bürgersteig auf die Straße getreten – blickten Rushjos Augen fast direkt in die Kamera.

Peel grinste. »Da hat er Sie entdeckt, Corporal.«

»Was?«

»Er hat Sie gerade auf der anderen Straßenseite bemerkt. Und ohne den Kopf allzu sehr zu bewegen, sucht er seine Umgebung nach anderen Angreifern ab.«

Huard schüttelte den Kopf. »Davon sehe ich nichts, Sir.«

»Nein, natürlich nicht. Computer, normale Bildgröße.«

Die Größe änderte sich. In diesem Augenblick steckte Rushjo eine Hand in die Tasche.

Peel erklärte den Vorgang. »Er hat eine Waffe in der Tasche. Ein Messer oder vielleicht eine von diesen winzigen Schlüsselbundpistolen aus Südamerika.«

»Woher wollen Sie das wissen, Sir?«

»Weil es genau das gewesen wäre, was ich getan hätte, wenn ich Sie von der anderen Straßenseite auf mich hätte zukommen sehen. Wenn Sie irgendeine zu schnelle Bewegung gemacht hätten, als Sie vor ihm standen, hätte er

Ihnen die Kehle durchgeschnitten oder Sie mit ein paar Kleinkaliberkugeln voll gepumpt.«

»Ich war bewaffnet, Sir.«

»Huard, dieser Mann hat schon Leute umgebracht, als Sie noch in kurzen Hosen herumliefen. Es ist nicht verwunderlich, dass Sie es nicht bemerkt haben, wie er Sie sah und sich auf Ihr Näherkommen vorbereitete. Wenn Sie nach Ihrer Pistole gegriffen hätte, würden wir diese Unterhaltung nicht führen.«

Huard glaubte ihm nicht, doch er entgegnete: »Wenn Sie meinen, Sir.«

Peel grinste. Jugend war eine solche Verschwendung bei jungen Leuten. Sie glaubten, sie würden ewig leben. Es war schon erstaunlich, dass überhaupt so viele von ihnen so lange lebten. Wenn Huard überlebte, würde er ihn vielleicht eines Tages verstehen.

»Das wäre dann alles. Sie können gehen.«

»Danke, Sir.« Huard stand stramm, vollführte eine militärische Drehung und verließ das Gebäude.

»Computer, Sequenz noch einmal vorführen.«

Die Maschine gehorchte. Peel schaute aufmerksam zu. Es war ein Genuss, einem echten Profi bei der Arbeit zuzusehen. Er freute sich darauf, Rushjo wiederzusehen. Es war schwierig, wirklich gute Männer zu finden.

23

*Sonntag, 10. April 2011
London, England*

Da die Krise jetzt derart dramatisch war, hatte Toni praktisch keine freie Minute mehr. Doch sie war sich längst darüber im Klaren, dass sie ohne ihr Training in

dieser Stresssituation schlecht dastehen würde. Sie brauchte ein Ventil, um den Druck abzulassen, und wenn sie mal einen oder zwei Tage kein Silat oder zumindest ein paar ordentliche Dehnübungen machte, wurde sie schlecht gelaunt und ungenießbar. Wenn es also richtig hektisch wurde, wenn ihr alles über den Kopf zu wachsen drohte und für das Training eigentlich keine Zeit übrig blieb, dann nahm sie sich diese einfach, indem sie auf das Mittag- oder Abendessen verzichtete oder auf Schlaf. Mit einer Mahlzeit oder einer Stunde Schlaf weniger konnte sie auskommen und trotzdem funktionieren, aber ohne ihr Training war sie launisch und unberechenbar. Außerdem wollte ihr dann vieles nicht gelingen, sie knurrte die Leute nur an und konnte sich auf nichts konzentrieren.

Heute Morgen war das Training deshalb zuallererst dran. Es war noch nicht fünf, als sie bereits auf war und sich das Gesicht wusch. Die Badezimmertür hatte sie geschlossen, um Alex nicht zu wecken. Anschließend zog sie sich einen Trainingsanzug an, um in den Fitnessraum des Hotels zu gehen. So früh am Morgen würde sie sicherlich keine Spitzenleistungen bringen, aber es war auf jeden Fall besser als gar nichts. Schließlich war es nicht gerade ein Vergnügen für sie, vor Sonnenaufgang auf den Beinen zu sein und ins Schwitzen zu kommen, sondern ein Bedürfnis. Vielleicht eine Sucht, doch sie zahlte sich aus. Ihr heutiger Beitrag war zwar nicht so hoch, wie sie es sich wünschte. Aber später könnte sie bei Bedarf darauf zurückgreifen. Und wie die Dinge standen, würde sie es wohl brauchen. So viel zum Thema Ferien.

In Wirklichkeit war sie sogar etwas aufgeregt: Carl Stewart würde sich im Fitnessraum mit ihr treffen. Als sie an seiner Schule vorbeigegangen war, um ihm zu erklären, dass ihr Job sie daran hindere, abends an seinem Unterricht teilzunehmen, hatte er ihr angeboten, sich zu priva-

ten Stunden mit ihr zu treffen. Glücklicherweise hatte er sich als Frühaufsteher bezeichnet.

Darüber hatte sie lachen müssen. »Ah. Einer von diesen Leuten, die herumlaufen, Fenster aufreißen, die frische Luft tief einatmen und in den Sonnenaufgang strahlen?«

»Mein Gott, nein«, entgegnete er. »Nur der Sklave meiner inneren Uhr. Ich bin schon immer wie ein Vogel gewesen. Um vier Uhr auf, um neun oder zehn ins Bett, da ist nichts dran zu ändern. Ich habe gelernt, das Beste daraus zu machen. Aber ich erledige mein Training normalerweise morgens. Wenn der Rest der Welt noch in den Federn steckt, kann man sonst nicht viel machen.«

»Also, wenn das so ist, dann würde ich natürlich liebend gerne mit Ihnen trainieren.«

»Es gibt einen brauchbaren Fitnessraum in Ihrem Hotel«, schlug er vor. »Dann sparen Sie sich die Taxifahrt zur Schule.«

»Dafür müssen Sie dann eine bezahlen«, erwiderte sie.

»Nein, ich habe ein Auto. Und es ist auch gar nicht so weit von mir. Meine Wohnung liegt in Knightsbridge.«

»Das ist eine ziemlich edle Gegend, nicht war? Neben dem Hyde Park?«

Er schämte sich wohl etwas. »Ja, sehen Sie, meine Eltern haben ein bisschen von meinem Großvater mütterlicherseits geerbt und ein kleines Familienunternehmen, das nicht schlecht läuft.«

Auf dem Weg durch die stille und leere Eingangshalle zum Fitnessraum des Hotels musste Toni schmunzeln. Bevor die Computer abgestürzt waren, hatte sie die Immobilienangebote für Knightsbridge durchgesehen. Wohnungen kosteten umgerechnet eine halbe Million amerikanische Dollar; Häuser ab drei Millionen aufwärts. Ein Vierzimmerhaus – in den Staaten ein so genanntes ›Double Condo‹ – gab es für sieben Millionen. Und für die meis-

ten Ausschreibungen waren bereits Angebote gemacht worden.

Offensichtlich lief das Familienunternehmen der Stewarts in der Tat nicht schlecht.

Carl wartete im Fitnessraum, was an sich schon interessant war. Angeblich benötigte man eine elektronische Schlüsselkarte, um hineinzugelangen. Toni steckte ihre in das Schloss und trat durch die schweren Glastüren. Sie waren die einzigen Gäste dort.

»Guten Morgen«, sagte er. Für diese Zeit war er einfach zu wach und zu fröhlich.

»Morgen.«

Er hatte schon angefangen, sich aufzuwärmen, und sie begleitete ihn bei seinen Dehnübungen. Im Fitnessraum gab es mehrere Kraftmaschinen, einen Stepper, ein elliptisches Laufband und eine Tretmühle; alle Geräte waren mit den neusten Interfaces der VR ausgestattet. Vor einer Spiegelwand auf der anderen Seite befand sich eine vier mal vier Meter große Aerobicfläche. Keine Matten, aber der Teppichboden war weich genug, und der Platz reichte für die Silat-Übungen aus.

Zehn Minuten später waren sie startklar. »Sollen wir ein paar Minuten *djurus* machen?«, fragte er. Sie nickte. So fing sie ihr Training immer an. Diese kurzen Tänze waren die Ausgangsbasis für alles andere. Alle Kampfbewegungen waren in den *djurus* enthalten, wenn man nur genau hinschaute.

Über einen langen Zeitraum hatte Toni immer die *Bukti-Tänze* geübt, die acht grundlegenden und vereinfachten *djurus*, bevor sie die *Serak*-Sequenzen begann; in letzter Zeit fing sie jedoch gleich mit der Hauptkunst an. *Bukti Negara* wurde immer noch oft als eine Art Test praktiziert, um zu sehen, ob ein Schüler das Training ernst nahm. Wenn ein Schüler ein paar Jahre lang diese einfacheren Übungen trainiert hatte und ihm die Lust noch immer

nicht vergangen war, konnte er in die komplexeren und schwierigeren Formen eingeführt werden. *Serak* war angeblich von einem Mann mit gleichem Namen in Indonesien erfunden worden. Serak, oder Sera, auch als Ba Pak geläufig – ›der Weise‹ –, war aus Java und ein hervorragender Kämpfer gewesen, obwohl er nur einen Arm und dazu noch einen Klumpfuß hatte. Allein schon die Tatsache, dass er ein normales Leben führen konnte, war bemerkenswert; dass er eine Kampfsportart erfunden hatte, in der er ein gleichwertiger oder besserer Kämpfer im Vergleich zu durchtrainierten Männern war, denen kein Körperteil fehlte, war wahrhaft erstaunlich.

Nach zehn Minuten *djurus* brach Carl ab. »Wollen Sie einige von den Kombinationen trainieren?«

»Gern.«

Erneut überkam Toni ein Kribbeln bei dem Gedanken, dass Carl ein überlegener Kämpfer war. Keiner ihrer Angriffe und Gegenangriffe kam durch. Scheinbar mühelos wurden sie von Carl abgeblockt, die Mittellinie stets eingehalten. Sie musste sich richtig Mühe geben, seine zweite und dritte Serie von Gegenschlägen und Tritten abzuwehren. Besonders schwierig war es bei den von unten nach oben geführten Schlägen, die unterhalb ihrer oberen Verteidigung, aber oberhalb ihres Bauchblocks durchrutschen sollten. Es gelang ihr, ihn daran zu hindern, sie massiv zu treffen, aber einmal streifte er ihre Brust und ein anderes Mal berührte er ihr Kinn. Nicht stark genug, um wehzutun, doch so kräftig, dass ihr klar war, er hätte sie zu Boden schlagen können, wenn er gewollt hätte.

Das war großartig. Genau das, was sie brauchte.

Jetzt zeigte er ihr einen Wurf, den er gerne machte. Sie waren aneinander gedrückt, ihre Leiste gegen seine Schenkel, seine rechte Hand auf ihrem Po. Er hob gerade zu einem Hüftschwung an, als sie zufällig sah, dass sie von jemandem aus der Eingangshalle beobachtet wur-

den. Bevor sie genauer hinschauen konnte, warf Carl sie auch schon herum, indem er ihr Bein zur Seite riss und sie auf den Teppichboden fallen ließ, dann mit einem Tritt und einem Faustschlag abschloss.

Als sie wieder auf den Füßen stand, war der Beobachter aus der Eingangshalle verschwunden. Wahrscheinlich ein Zimmerjunge, der jemandem das Frühstück brachte.

»Noch einmal?«, fragte Carl.

»Ja.« Sie grinste. Es war einfach großartig.

Mit einem Faustschlag sprang sie nach vorn.

Alex verspürte einen sauren Schmerz im Bauch, ein Wühlen und Rumoren. Es war nicht das erste Mal, dass er dieses Gefühl verspürte, und er wusste genau, was es war: Eifersucht. Zusammen im Fitnessraum hatte er die beiden gesehen, Toni und den englischen Silat-Lehrer, regelrecht aneinander klebend, seine Hand auf ihrem Hintern. Klar, das gehörte dazu, er wusste genug über diese Kampfkunst, um sich dessen bewusst zu sein. Doch während er den Flur zu ihrem Zimmer entlanglief, konnte er sich dennoch nicht damit abfinden. Sie hatte ihn nicht gesehen, und er wollte nicht, dass sie von seinem Spionieren erfuhr. Normalerweise schlief er zu dieser Zeit noch, aber er war aufgewacht, als sie beim Rausgehen die Tür geschlossen hatte, und konnte nicht wieder einschlafen. Also war er aufgestanden, hatte sich etwas übergezogen und war zum Fitnessraum gegangen, um den beiden beim Training zuzuschauen. Vielleicht könnte er etwas dazulernen, hatte er sich gedacht.

Ja, klar. Wie man jemandes Hintern begripscht, das hatte er gelernt.

Er wusste, dass seine Eifersucht unberechtigt war. Was ihn störte, waren nicht so sehr die Hände dieses Mannes, die Toni berührten, sondern vielmehr, dass ihr das Ganze offensichtlich Spaß machte. Wahrscheinlich war es nur

das Silat, es mit jemandem trainieren zu können, der so gut wie Stewart war. Wahrscheinlich. Doch er wurde diesen quälenden Gedanken nicht los, dass da vielleicht doch mehr war. In den letzten Wochen waren er und Toni nicht so gut miteinander ausgekommen. Das lag auch daran, dass er sie nicht zum Einsatz geschickt hatte. Womöglich interessierte sie sich doch für diesen großen Engländer – nicht nur als Kampfpartner?

Gut, sie sagte, sie liebe ihn. Aber das hatte Michaels Exfrau auch gesagt. Die Gründe für die Scheidung hatten mit seiner Karriere zu tun, damit, dass er ständig unterwegs und nicht nur für sie und ihre gemeinsame Tochter da war. Aber sie hatte ihn geliebt, und das tat sie jetzt nicht mehr. Nachdem er ihren neuen Freund zu Boden geschlagen hatte, hasste sie ihn vielleicht sogar.

Er erreichte das Zimmer, öffnete die Tür mit der Karte und ging hinein.

Das alles konnte er einfach nicht gebrauchen, nicht jetzt, da er mit dem ganzen anderen Kram zu tun hatte. Warum konnte das Leben nicht einfach sein? Warum tauchte immer dann, wenn gerade alles glatt zu laufen schien, irgendein Hindernis auf? Warum musste immer irgendjemand die Reifen aufschlitzen und die schöne Fahrt ins Schleudern und aus der Bahn bringen?

Und warum musste es immer um Gefühle gehen?

Von klein auf hatte er gelernt, dass ein Mann in der Öffentlichkeit keine Gefühle zeigte, dass er nicht schluchzte oder über seine Probleme jammerte. Sein Vater hatte bei der Armee Karriere gemacht, und nie hatte Michaels ihn weinen gesehen, nicht einmal, als sein Hund überfahren worden war. Selten war es zu tiefgründigen Unterhaltungen zwischen dem alten Mann und seinem Sohn gekommen, aber bei einer der ernstesten war es darum gegangen, was ein Mann tat und was er nicht tat: Man bekam einen Schlag, steckte ihn ein und

machte weiter. Man verriet niemals, dass man getroffen worden war. Auch wenn man fast daran kreierte, lächelte man. So sorgte man dafür, dass der Feind verunsichert wurde.

Michaels war in einer Gesellschaft aufgewachsen, in der Männern außer Lachen und Wut nun auch andere Emotionen gestattet wurden. Er wusste, dass er sich nicht so sehr zusammenreißen musste, dass Gefühle keine Schande waren. Dennoch war es nicht leicht, die alten Regeln aus seiner Kindheit ganz zu überwinden. Theoretisch zu wissen, dass man Gefühle zulassen konnte, bedeutete noch nicht, dazu auch tatsächlich fähig zu sein.

Seine Ehe war nicht nur an seiner Karriere gescheitert. Diese Lektion seines Vaters – nur keine Gefühle zeigen – war Teil des Problems mit seiner Exfrau gewesen, das war ihm klar. Und nun schien sie Teil des Problems mit Toni zu werden.

Was tun?

Er schüttelte den Kopf. Für so etwas hatte er jetzt keine Nerven. Er hatte den Auftrag, einem Verrückten mit irgendeiner magischen Computerausrüstung auf die Spur zu kommen, der Leute umbrachte und noch mehr Leiden in die Welt brachte. Er musste mit seinen Problemen so umgehen, wie der Samurai-Kämpfer Musashi gesagt hatte: Wenn man zehntausend Gegner vor sich hatte, musste man sich einen nach dem anderen vornehmen – den gefährlichsten zuerst.

Natürlich musste man verdammt schnell sein, um zehntausend zu besiegen, also fing er am besten sofort an. Sein Gefühlsleben musste eben warten.

Er hinterließ Toni eine Nachricht auf einem Zettel und bestellte ein Taxi, um zum MI-6 zu fahren.

*Sonntag, 10. April 2011
Washington, D.C.*

Es war ein schöner Sonntagmorgen, kein Wind, ein perfekter Tag zum Werfen. Tyrone blickte auf seine Uhr. Zehn. Wo blieb Nadine? Sie wollten sich am Fußballplatz treffen, und zwar um ... Da war sie ja, kam gerade um die Sporthalle, mit einem Rucksack über der Schulter. Sie sah ihn, grinste und winkte.

»He, Tyrone!«

Er winkte zurück.

Da ein paar Jungen am Tor am südlichen Ende des Platzes trainierten, gingen sie zum nördlichen Teil und packten dort ihre Ausrüstung aus. Tyrone hatte vier seiner Lieblingsbumerangs mitgebracht, außerdem etwas Glitzerstaub und seine Stoppuhr; Nadine hatte drei Bumerangs dabei, Fingerdipp, um den Wind zu prüfen, und eine Stoppuhr.

Die Uhr sah merkwürdig aus. Sie war analog, rund, groß, silberfarben.

»He, woher hast du die?«

»Mein Vater hat sie auf einer Reise in Russland gekauft«, antwortete Nadine. »Man muss diesen Knopf drücken, um zu starten, den gleichen, um zu stoppen. Der große Zeiger zeigt die Sekunden an, der kleine innere die Minuten. Läuft ohne Batterien.«

Sie gab sie ihm und er schaute sie sich an.

»Mit Sonnenenergie?« Er konnte keine Solarzelle sehen.

»Nein, eine innere Aufziehfeder. Läuft ein paar Stunden, dann muss man sie wieder aufziehen.«

»Super. Ich habe ein Radio, das so funktioniert. Man zieht es auf, und es spielt eine Stunde lang; man braucht es nie aufzuladen.«

»Mein Vater meint, wir könnten viel Platz sparen, den die leeren Batterien auf dem Müll einnehmen, wenn wir mehr Federn benutzen würden und Geräte, die mit Erdanziehungskraft arbeiten«, erklärte sie.

»Ja. Das wird der nächste Schritt sein.«

Sie wärmten sich auf, drehten die Schultern und schaukelten die Arme hin und her, lockerten die Hände. Das hatte Tyrone sich bei älteren Werfern abgeschaut. Es gab auch spezielle Dehnübungen, um die Schulter- und Rückenmuskeln geschmeidig zu halten. Im Internet hatte er Artikel über gute Bumerangwerfer gelesen, die sich Bänder gerissen hatten und Ähnliches, weil sie zu stark geworfen hatten, ohne sich vorher aufzuwärmen. Er wollte sich selbst nicht auf diese Weise außer Gefecht setzen. Obwohl die meisten, die sich verletzten, natürlich alt waren – über zwanzig oder dreißig.

Nadine machte ein paar Übungswurfe und er beobachtete sie unauffällig. Sie war gut in Form – man konnte die Vene in ihrem Oberarm sehen –, und ihre Körperhaltung beim Werfen war einwandfrei. Sie warf, genau wie man werfen sollte, mit dem ganzen Körper, nicht nur mit dem Arm. Man konnte viel lernen, wenn man einem Profi zusah.

Als sie etwa eine halbe Stunde lang geworfen hatten und an den Punkt gekommen waren, wo sie ernsthaft einige Langzeitwürfe probieren konnten, sah Tyrone, dass sie von drei oder vier Personen beobachtet wurden. Die Gruppe stand im Schatten eines großen Baumes neben dem Zaun am anderen Ende des Fußballplatzes. Das war nichts Besonderes für ihn, wenn er warf. Er schenkte den Zuschauern normalerweise keine Beachtung, da der Bumerang leicht verschwinden konnte, wenn man den Blick auch nur eine Sekunde abwandte. Inzwischen kannte er schon zu viele Jungen, die einen knallig orangefarbenen Bumerang auf einem frisch gemähten Feld

verloren hatten, paff, einfach in Luft aufgelöst. Manchmal kamen sie in einem Winkel herunter und vergruben sich irgendwie gerade genug im Gras, dass man sie nicht mehr sehen konnte; manchmal verschwanden sie ganz einfach. Auf einem Golfplatz hatte er selbst schon einmal einen roten Quad-Blade verloren, als der Rasen ungefähr einen halben Zentimeter hoch war. Praktisch unmöglich, aber er blieb unauffindbar.

Mit einem kurzen Blick erkannte er, dass einer der Beobachter Belladonna Wright war.

Schnell schaute er zu seinem Bumerang zurück, der in etwa dreißig Metern Entfernung auf ihn zuschwebte, und behielt ihn im Auge, bis er nah genug zum Fangen war. Es gelang ihm, den Bumerang zu schnappen, ohne ihn fallen zu lassen, doch er geriet ins Keuchen.

Obwohl er sich sehr bemühte, nicht zu Bella zu schauen, wusste Nadine gleich, was gespielt wurde.

»Schau mal an. Das alte Feuer ist wohl doch noch nicht erloschen, was, Tyrone?«

»Hm?«

»Du und die Kleine dahinten unter dem Baum. Du hast so getan, als würdest du sie nicht besonders gut kennen, aber ich habe gehört, dass ihr doch einige intensive Stunden miteinander verbracht habt.«

»Na und?«

»Nichts, nichts, geht mich ja nichts an. Es nervt mich nur, wie du dich weich kochen lässt.«

»Wie meinst du das?«

»Komm schon, Tyrone, tu nicht so. Solche Schöncchen nehmen die Typen wie Klopapier. Benutzen sie, spülen sie runter. Wo der Letzte herkam, gibt es noch eine Menge andere. Sie hat noch eine Reihe von Jungen, die bloß darauf warten, ihr nachzulaufen und den Boden zu küssen, auf dem sie läuft, nur um die Aussicht von dort zu genießen.«

»Ach ja? Und woher willst du das wissen?«

Nadine guckte auf den Boden. »Man hört so einiges.«

»Sonst noch was, was du so hörst?«

»Ich möchte mich eigentlich nicht mit dir streiten.«

»Hattest mich fast vom Gegenteil überzeugt.«

Sie blickte hoch, hob ihren Langzeitbumerang auf. »Ich bin zum Trainieren gekommen. Hast du überhaupt Lust? Oder willst du lieber darauf warten, dass Miss Amerika den Finger krümmt, damit du losrennen kannst?«

»Ich renne nicht los. Nur zu deiner Information, es war *meine* Idee, mit Bella Schluss zu machen.« Na ja, das stimmte zwar nicht ganz, aber er hatte das Gespräch angefangen, das dazu geführt hatte. Und als er vor die Wahl gestellt worden war, einer von vielen Verehrern zu sein, hatte er gesagt, er habe kein Interesse. So ungefähr jedenfalls.

»Na, dann ist ja alles klar. Also wirfst du jetzt?«

Tyrone blickte zu Bella, dann wieder zu Nadine. »Ja, ich werfe jetzt. Hol deine Stoppuhr raus, ich werde dich abhängen.«

»Das würdest du wohl gerne!«

Sie grinste ihm kurz zu, und er grinste zurück, doch er musste daran denken, was sie gesagt hatte. Was war, wenn Bella den Finger krümmte? Wenn sie ihm zuwinken und ihn einladen würde vorbeizukommen, damit sie ihn auf ihrem Sofa küssen konnte, so wie schon einmal? Würde er losrennen?

Auf keinen Fall. Auf keinen verdammten Fall.

Leicht zu sagen, da er sich schließlich ziemlich sicher war, dass es nicht dazu kommen würde. Aber wenn doch, würde er alles liegen lassen und hinrennen?

Schwer zu sagen. Aber darüber wollte er nicht zu ausgiebig nachdenken.

Er konzentrierte sich auf den Wurf. Drei Schritte, eins, zwei, drei...

Der Bumerang flog hoch in die Luft, ein künstlicher Vogel, der zur Sonne hinaufstieg. Er würde lange fliegen, das sah er. Nadines Zweifel, ob er Lust hatte zu trainieren, sollten damit erledigt sein.

*Sonntag, 10. April 2011
Irgendwo über dem Atlantik*

Einen großen Jet zu fliegen war für den Net-Force-Piloten kein Problem. Auch nicht, ihn manuell zu landen, wenn das Wetter in England nicht gerade so schlecht war, dass sie ein Bodensignallicht benötigten, um den Flughafen zu lokalisieren. Die internen elektronischen Geräte der 747 waren von dem internationalen Tohuwabohu, das die wichtigsten Computersysteme durcheinander gebracht hatte, nicht betroffen. Aber bei starkem Flugverkehr ohne Hilfe der Fluglotsen in Heathrow oder Gatwick zu landen gehörte nicht gerade zu den Lieblingsaufgaben eines Piloten.

»Auf gar keinen Fall, Sir«, hatte der Pilot Howard kategorisch erklärt. Glücklicherweise gab es unabhängige Militärbasen im Vereinigten Königreich, zumindest was den Flugbetrieb betraf, und sie konnten den großen Vogel auf einer solchen herunterlassen, wenn man auch ziemlich lange warten musste. Die meisten der noch funktionierenden Basen hatten Zivilflugzeuge landen lassen, die von dem Ausfall betroffen waren, oder Abflüge und Landungen nichtmilitärischer Flugzeuge erlaubt, die unbedingt fliegen mussten. Dabei handelte es sich um Krankenhausflüge, Transporte von Organen für Transplantationen oder diejenigen, die diverse Staatsoberhäupter beförderten. Sie kreisten wohl alle in Warteschleifen und hofften auf eine baldige Landemöglichkeit.

Na gut, es war nicht das erste Mal, dass er Warteschleifen flog.

Glücklicherweise waren die meisten militärischen Organisationen von Natur aus paranoid und wenige setzten alles auf eine Karte. Es war schlimm, dass die Hälfte der Computersysteme der Erde abgestürzt war. Doch hatte es nicht ausgereicht, um alle Armeen und Marineorganisationen der Welt außer Gefecht zu setzen. Gute Soldaten machten sich immer Gedanken über solche Dinge und konnten normalerweise die schlechten davon überzeugen, irgendeinen Plan in Reserve zu haben. Diese Aufgabe würde wohl hiernach einfacher werden.

Sie hätten die 747 zurückfliegen und in den Staaten landen können, aber Howard wollte seine Beute nicht wieder entkommen lassen. Jedenfalls nicht, wenn sich das irgendwie verhindern ließ. Das Gute daran war, dass ihre Schwierigkeiten bei der Fortbewegung auch für Rushjo galten. Und er glaubte nicht, dass der Mörder zu Fuß weit kommen würde. Auch wenn die Verfolgung ohne Computer schon an sich ein Problem darstellte, wäre es doch leichter, wenn er sich eine Weile nicht vom Fleck rühren würde.

Julio kam den Mittelgang entlang und blieb neben ihm stehen.

»Wie sieht es aus, Colonel?«

»Hallo, Sergeant.«

»Glauben Sie noch immer, wir können diesen Burschen dingfest machen?«

»Klar, wir kriegen ihn.« Howard erwähnte seine Überlegungen.

Fernandez lachte. »Entschuldigen Sie bitte, Colonel, aber das ist Quatsch. Wenn der Intelligenzquotient von dem Kerl nicht bei seiner Landung um fünfzig Punkte gefallen ist, dann ist er auf jeden Fall schlau genug, um herauszufinden, wie man sich ein Auto oder Boot oder sogar ein Flugzeug mieten kann, um aus England heraus-

zukommen. Er winkt einfach einem Studenten oder armen Fischer oder bankrotten Piloten mit einem Ultraleichtflieger mit einer Hand voll von diesem lustigen Euro-Geld, und schon hat er Räder oder Flossen oder Flügel. Die Franzmänner oder die Spanier oder sonst wer jenseits des Kanals werden bestimmt intensiv damit beschäftigt sein, Gelegenheitsgauner davon abzuhalten, Züge oder Dampfer an ihnen vorbeizuschmuggeln, während die Computer lahm liegen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er in diesem Durcheinander geschnappt wird, ist praktisch gleich null.«

»Sie glauben also, er will England ganz dringend verlassen«, entgegnete Howard. »Warum sollte er? Er hat keine Ahnung, dass wir ihm auf den Fersen sind. Wahrscheinlich denkt er, er ist uns entwischt.«

»Würden Sie das glauben, wenn Sie in seiner Lage wären?«

Howard grinste. »Mit Sicherheit nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Vielleicht will er es nicht riskieren«, meinte Howard.

»So wie wir diesen Kerl bisher kennen, glaube ich nicht, dass er sich viele Gedanken über Risiken macht, John.«

Howard nickte. Das stimmte in der Tat. Da konnte man nichts machen.

Julio sagte: »Aber verdammt noch mal, wir könnten doch auch Glück haben. Vielleicht stolpert er einen Bordstein herunter und wird von einem Doppeldeckerbus angefahren oder so. Und wartet in irgendeinem Krankenhaus auf uns, nur mit einem hölzernen Mundspachtel bewaffnet, wenn wir auftauchen. Bei unserem Glück würde er damit natürlich ein paar von uns umbringen. Wäre das nicht ein guter Aufmacher in den Todesanzeigen? ›Mörder killt Net-Force-Mitarbeiter! Es war deprimierend, sagte Sergeant Julio Fernandez.««

»Sie schaffen es immer wieder, mich aufzuheitern, Sergeant.«

»Man tut, was man kann, Sir.«

Sonntag, 10. April 2011
MI-6, London

Michaels saß über einen Stapel Papiere gebeugt, die er las, statt den Computer zu benutzen. Er kam nur langsam voran. Toni war gekommen, aber wieder weggefahren, um Material von einer Satellitenaufklärungsbasis abzuholen, deren Verbindung noch funktionierte. Sie wollten nicht riskieren, das Zeug hin und her zu schicken, selbst über besonders geschützte Leitungen des Festnetzes. Es war sicherer, es persönlich abzuholen.

Sein Nacken und die obere Rückenmuskulatur waren steif und schmerzten. Zum Teil sicherlich, weil er seit Stunden gekrümmt lesend in einem Sessel saß; zum Teil war es die Anspannung von dem ganzen Durcheinander, das in seinem Kopf herrschte. Megan und der Privatdetektiv, Toni, die ganze hässliche Situation mit diesem Verrückten, der die Welt auf den Kopf stellte.

»Klopf, klopf...«

Während sie noch an den Türrahmen klopfte, trat Angela Cooper ins Zimmer. Sie trug einen dunkelblauen Blazer und einen passenden kurzen Rock mit einer etwas helleren blauen Bluse. Sie schloss die Tür hinter sich. »Wie läuft der Krieg, Alex?«

»Unsere Seite verliert immer noch.«

»Einen Teil unserer Systeme haben wir wieder online bekommen«, erklärte sie. »Wir sind auf dem Weg der Besserung. Bisher noch kein dauerhafter Schaden an empfindlichem Material.«

»Das ist doch schon etwas.«

Sie trat hinter ihn, um über seine Schulter zu gucken.

»Statistische Analysen transkontinentaler Telefonübertragungen? Meine Güte! Muss faszinierend sein, das zu lesen.«

»O ja, ungefähr so wie die von Erstsemestern verfassten Philosophiehausarbeiten über deutsche Existenzialisten, von Bantu-Buschmännern auf Chinesisch geschrieben.«

Sie legte eine Hand auf seine Schulter. »Du lieber Gott. Sie sind ja völlig verspannt.«

»Ich war schon einmal entspannter, ja«, gab er zu.

»Lassen Sie mich mal machen.« Sie legte auch ihre andere Hand auf seine Schulter und begann, seine Muskeln durchzukneten. Für einen Moment war er alarmiert. Er sollte das nicht zulassen. Aber es fühlte sich gut an. Ihre Hände waren viel kräftiger, als er gedacht hätte.

»Sie brauchen das nicht zu machen.« Schwach, Nicht das Gleiche, wie ihr zu sagen, sie solle aufhören.

»Es macht mir nichts aus. Das ist eines meiner wenigen Talente. Meine Mutter war eine Zeit lang Therapeutin. Sie beherrschte einige esoterische Massagetechniken wie Reiki, Shiatsu, Aston-Patterning. Ein paar davon habe ich mir im Laufe der Zeit angeeignet.«

Mein Gott, war das angenehm. Er konnte die Knoten in seinem Körper spüren. Außerdem fühlte es sich so an, als ob sein Kopf gleich nach vorne und von seinem Genick abfallen würde, wenn sie so weitermachte. Es war nicht sexuell, aber auf jeden Fall sinnlich.

»Sie müssten sich eigentlich hinlegen, um die volle Wirkung zu genießen«, sagte sie. In elliptischen Spiralen kneteten ihre Finger und ihre Daumen seinen Nacken und seinen oberen Rücken. »Die Couch ist eigentlich zu weich und der Schreibtisch zu kurz. Aber der Teppich ist sauber. Legen Sie sich auf den Boden, auf den Bauch, neben den Schreibtisch dort.«

Wie in Trance gehorchte Michaels. Er hatte nicht ge-

wusst, wie verspannt er war. Sie fand Punkte in seinen Muskeln, die so hart waren, dass sie sich wie Kugellager anfühlten.

Mit dem Gesicht auf dem Boden spürte er, wie sie sich rittlings auf ihn setzte, und er öffnete die Augen gerade genug, um zu sehen, wie ihr kurzer Rock hochrutschte, als sie ihre Knie in seine Seiten drückte. Nur leicht berührte ihr Hintern den seinen; sie verlegte ihr Gewicht kaum auf ihn.

Oh, ja...

»Ohne Hemd wäre es besser, aber vielleicht sollten wir das für eine privatere Atmosphäre lassen. Wir wollen ja keine Gerüchte in die Welt setzen und böse Zungen in Bewegung bringen.«

So, wie sie Michaels gerade den Rücken bearbeitete, konnten seinetwegen die Zungen der gesamten MI-6-Mannschaft heraushängen wie bei einem Haufen hungriger Hunde, denen Leberstückchen hingehalten werden. Ein unfreiwilliges Stöhnen entfuhr ihm. Es wurde herausgedrückt, als sie den Ballen ihrer Hand in das Fleisch über seinem rechten Schulterblatt hineindrehte.

Es schmerzte, aber es war ein angenehmer Schmerz; er konnte spüren, wie er sich unter dem starken Druck entspannte.

Sie rutschte zurück, schwebte über seinen Knien und stützte ihre Hände auf den unteren Teil seines Rückens. Sie drückte ihre Daumen in seine Pobacken, ließ ihre Finger über seine Hüften gleiten und sie dann wieder zu seinem Rücken kreisen.

Oh, Mann. An so etwas könnte er sich gewöhnen.

Gewöhnen? Es könnte eine Sucht werden.

Nach zehn Minuten kam ihm der Gedanke, dass dies der denkbar ungünstigste Anblick wäre, falls Toni jetzt zurückkam. Es wäre schwer zu erklären. Er sollte sie dazu bringen aufzuhören. Jetzt.

Aber er tat es nicht.

Doch Toni kam nicht zurück, und nach zwanzig Minuten glitt Angela seinen Rücken hoch, bearbeitete seinen Hinterkopf, kletterte von ihm herunter und stand auf.

Er konnte sich kaum bewegen, aber irgendwie schaffte er es aufzustehen.

Sie hatte einen roten Kopf, war ins Schwitzen gekommen und glühte.

»Danke. Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Das war nichts Besonderes, wirklich. Um es richtig zu machen, braucht man eine Stunde oder länger, und man muss beide Seiten bearbeiten, hinten und vorne. Ich habe eine Massagebank zu Hause. Sie können ja mal vorbeikommen, dann gebe ich Ihnen die volle Behandlung.«

Ein Warnblitz ging ihm durch den Kopf: *Gefahr! Keine gute Idee!*

Dann dachte er an Toni und ihr Silat-Training. Stewart hatte seine Hände auf Toni ausgebreitet, was war also der Unterschied? Es war kein Sex, es war harmlos. Es war ... therapeutisch. »Ja, vielleicht könnten wir das mal machen«, hörte er sich selbst sagen.

Sie lächelte ihm zu und er lächelte zurück.

»Ich muss furchtbar aussehen, wie eine alte schwitzende Kuh«, sagte sie. »Ich muss los und mich wieder herrichten. Bis später.«

Nachdem sie gegangen war, merkte er, dass ein bisschen Spannung schnell wieder da war, trotz der gekonnten Massage, die er gerade bekommen hatte. Mit Arbeit hatte das nichts zu tun.

Wo soll das hinführen, Alex? fragte er sich.

*Sonntag
Yews, Sussex, England*

Goswell saß in seinem Arbeitszimmer auf dem guten Ledersessel und nippte an seinem eisgekühlten Gin. Seufzend sah er sich die Fotos zum vielleicht zehnten Mal an. In diesem Zeitalter der Computerwunder war es natürlich möglich, so etwas zu fälschen, das war ihm klar. Ein Experte konnte leicht ein Gesicht an einen anderen Körper setzen, Teile löschen oder andere, die nie existiert hatten, hinzufügen. Er erinnerte sich, einmal einen Film gesehen zu haben, in dem Sir Winston Churchill – seinem Vater zufolge ein verdammt guter Premierminister –, neben dem amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln saß und in einem fort plauderte, obwohl Letzterer in Wirklichkeit acht oder zehn Jahre vor Churchills Geburt ermordet worden war.

Er schob die Fotos hin und her. Ja, sicherlich war das möglich, aber er war sich genauso sicher, dass es hier nicht der Fall war. Diese Aufnahmen waren ziemlich echt, denn der Mann, der sie aufgenommen hatte, hatte keinen Grund gehabt, sie zu fälschen. Da saß Peel und redete mit Bascomb-Coombs, und zwar in einem öffentlichen Restaurant. Natürlich, dachte Goswell, war Peel sein Sicherheitsmann und Bascomb-Coombs einer seiner wichtigsten Angestellten, sodass man durchaus argumentieren könnte, solch ein Treffen gehöre durchaus zu Peels Aufgabenbereich. Es war schließlich sein Job, solche Leute zu kontrollieren, und persönlich mit ihnen zu reden gehörte natürlich dazu.

Nach einem weiteren Schluck Gin blickte Goswell auf die Standuhr. Fast sieben, das Abendessen würde bald fertig sein.

Nein, mit Bascomb-Coombs zu sprechen war für Peel natürlich leicht zu begründen. Das Verflixte an der Sache war, dass er es nicht getan hatte. Nirgendwo in seinen Berichten wurde ein solches Treffen auch nur erwähnt. Auch keine weiteren Treffen. Denn es gab noch mehr Fotos.

Goswell schüttelte den Kopf. Eine verdammt üble Angelegenheit. Sollte er glauben, dass auf Peels einst unfehlbares Gedächtnis nicht mehr hundertprozentig Verlass war? Und das nur, was Bascomb-Coombs betraf? Was war aus der Welt geworden, wenn man jetzt schon eine beobachtende Vertrauensperson beobachten lassen musste.

Die Frage war natürlich, was hatten die beiden vor? Die Tatsache, dass sie die Köpfe zusammen steckten, hatte zweifellos irgendetwas zu bedeuten.

Also gut. Schließlich hatte er im Laufe seiner Jahre als Industriekapitän gelernt, wie man so etwas herausbekam.

Ziemlich laut ließ er die Eismwürfel in dem fast leeren Glas hin und her klacken.

»Milord? Noch einen Drink?«

»Ja, bitte. Oh, und Applewhite? Versuchen Sie bitte, Major Peel zu finden. Sagen Sie ihm, er möchte nach dem Abendessen vorbeikommen.«

»Natürlich, Milord.«

Während Goswell in die Tiefen der schmelzenden Eismwürfel in seinem Glas starrte, holte Applewhite mehr Gin. Irgendwie würde er diesen schleimigen Peel schon zu fassen kriegen. Es war eine verdamnte Schande, wirklich. Ein Glück, dass der Vater des Jungen nicht mehr lebte. Es würde ihm das Herz brechen zu erfahren, dass sein Sohn zum Verräter geworden war.

Sonntag, 10. April 2011
London, England

Ein leichter Regen hatte eingesetzt, was Rushjo für eine perfekte Gelegenheit hielt.

Es war Sonntag, und in einigen Städten bedeutete dies, dass viele Geschäfte geschlossen hatten; nicht jedoch hier in London. Nahe des Britischen Museums nahm er sich ein Taxi und gab dem Fahrer eine Anschrift. Es war nicht weit von einem Laden in einer Seitenstraße in der Nähe von Regent's Park, ein winziges Stück Ladenfront, nach hinten lang und schmal, spezialisiert in handgefertigten Regenschirmen und Spazierstöcken. Man konnte hier leicht ein paar Hunderter für einen handgeschnitzten Stock oder einen ganz besonderen Regenschirm ausgeben – nach Belieben auch weitaus mehr. Solche Ausstattungsgegenstände für einen Gentleman bekam man hier – allein durch solche Geschäfte überlebte der Laden. Doch ein eingeweihter Käufer konnte hier auch andere Artikel erwerben.

Der Taxifahrer hielt einen Block vom Zielort entfernt. Rushjo bezahlte die Fahrt, gab bewusst so viel Trinkgeld, dass der Fahrer ihn weder als geizig noch als extravagant in Erinnerung behielt und stieg aus. Der Regen hatte etwas zugenommen, und Rushjo ging absichtlich so, als nähme er den Mann, der ihn verfolgte, nicht wahr. Sein Schatten war zwar nicht völlig unfähig, wenn Rushjo allerdings damit rechnete, musste ihn schon jemand Qualifizierteres verfolgen, ohne von ihm bemerkt zu werden.

An dem Geschäft angekommen, tat er so, als wäre er wegen des Wetters genervt. Dann schüttelte er das Wasser von seiner Windjacke ab und trat in den Laden. Hoffentlich wirkte sein Vorgehen nach außen spontan.

Alles wäre umsonst, wenn Peel wusste, was in dem Laden verkauft wurde. Doch wenn nicht in allerjüngster

Zeit etwas geschehen war, wussten die Briten nichts Außergewöhnliches über dieses Schirmgeschäft.

Das Treffen mit Peel war interessant gewesen. Seine Behauptung, er habe Rushjo gefunden, indem er die Passbilder aller ausländischen Einreisenden mit einer Liste bekannter Agenten verglichen hatte, schien weit hergeholt. Aber irgendwie *hatte* Peel es geschafft, ihn zu finden. Und er hatte es geschafft, ihn beschatten zu lassen. Vielleicht war es einfach Glück gewesen. Oder vielleicht stimmte Peels Behauptung. Wie auch immer, der Job war ihm angeboten worden. Rushjo war nicht besonders an Arbeit interessiert, aber er hatte es schließlich auch nicht eilig. Zudem konnte Peel ihm eine Reise erleichtern, besonders bei all den Computerproblemen in der letzten Zeit. Ein kurzer Aufenthalt könnte ihm zugute kommen. Der Job, für die Eliminierung eines englischen Lords bereitzustehen, bei dem es sich zufällig um Peels Chef handelte, war etwas merkwürdig. Doch bezweifelte Rushjo letztendlich, dass er tatsächlich versuchen würde, ihn aus dem Weg zu räumen.

Peels fadenscheinige Erklärung, warum er die Arbeit nicht selbst erledigen oder von einem seiner Männer ausführen lassen könne, nahm er ihm nicht so recht ab. Ganz offensichtlich brauchte er einen Sündenbock, einen ausländischen Agenten, der für den Mord verantwortlich gemacht werden konnte, und wer eignete sich da besser als ein heimtückischer früherer Spetsnaz-Killer? Einer, der durchaus selbst nach dem Mord beim Fluchtversuch von Kugeln durchlöchert werden könnte und so alles zu einem perfekten Abschluss bringen würde?

Gerade wagte Rushjo ein kurzes Lächeln, als der Angestellte des Ladens ihn bemerkte und ihm zunickte. Wenn er Peel wäre, würde er es vielleicht so anfangen. Einen entbehrlichen Schützen anstellen, ihn dann, wenn die Sache erledigt war, aus dem Weg räumen. Alles ganz

sauber, wenn auch nicht besonders originell. Früher oder später würde jemand auf die Idee kommen zu fragen, wieso ein Mann, der auf der Flucht vor den amerikanischen Behörden war, zwischendurch in England ein paar Leute umbrachte. Bei so etwas musste es immer irgendein Motiv geben. Und selbst die verschlafenen britischen Behörden würden jedes Steinchen umdrehen, um den Mord an einem derart hoch angesehenen Mann aufzuklären. Hier waren die Leute noch immer sehr klassenbewusst. Aber die Briten waren bei einigen Dingen kurzichtig. Das waren sie immer schon gewesen. Wenn sie besser aufgepasst hätten, würden sie wohl noch immer einen Großteil der Erde beherrschen. Überheblichkeit konnte für ein Imperium schlimme Folgen haben. Es war gut möglich, dass Peel selbst auch dazu neigte.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Ich brauche einen ganz besonderen Regenschirm. Einen mit mehr ... Gewicht als die üblichen.«

Das Lächeln des Verkäufers blieb unverändert. »Aber sicher. Ich hole den Geschäftsführer, Mr. O'Donnell.«

Der Verkäufer verschwand durch eine Tür hinter der Ladentheke. Rushjo gab vor, sich etwas umzusehen. Einige der Stöcke und Schirme hatten fantastische Griffe aus Elfenbein oder exotischen Hölzern, in fantasievollen Formen geschnitzt. Hier ein Tiger, da eine Schlange, dort eine nackte Frau, die sich in einem Halbkreis elegant nach hinten beugte.

»Guten Tag, Sir. Ich bin Mr. O'Donnell. Sie suchen einen ganz besonderen Schirm?«

Rushjo nickte dem großen, aschblonden Mann in dem dunklen Anzug zu. »Ja.«

»Darf ich fragen, wer Ihnen unser Geschäft empfohlen hat?«

»Colonel Webley-Scott.«

»Ah, ich verstehe. Und wie geht es dem Colonel so?«

Der Geheimcode war derselbe. »Immer noch tot, soweit ich weiß«, erwiderte Rushjo.

Der Geschäftsführer lächelte und nickte. »Würden Sie bitte hier entlang kommen, Sir?«

»Ich werde beschattet. Hat aber nichts mit Ihnen zu tun.«

»Keine Sorge. Er kann nicht durch das Fenster gucken, es sei denn, er hat Röntgenaugen. Glauben Sie, er wird hereinkommen?«

»Ich bezweifle, dass er so dumm ist.«

»Nun, wenn er hereinkommt, wird er Sie durch die Toilettentür heraustreten sehen.«

Rushjo folgte O'Donnell durch das WC und eine versteckte Tür in einen kleinen Privatraum. In einer Ecke stand ein großer grüner, antiker Safe mit Löwenfüßen. Während er den Safe öffnete, sagte der Manager: »Hätten Sie gerne etwas Scharfes oder etwas mit einem Projektil, Sir?«

»Haben Sie ein Modell mit mehreren Projektilen?«

»Haben wir. Eine Waffe mit fünf Schüssen. Für kleine Geschosse, leider nur Kaliber 22.«

»Das ist in Ordnung.«

»Dann sehen Sie es sich an.«

Er gab ihm etwas, das für Rushjo auf den ersten Blick wie ein gewöhnlicher Regenschirm aussah. Der gekrümmte Griff war vielleicht einen Hauch dicker und schwerer als üblich.

»Der Griff ist hier abschraubbar ... drinnen können Sie die Rückseite des Zylinders sehen. Es ist ein Revolver, wie Sie sehen.«

Rushjo sah sich die fünf kleinen Löcher in dem winzigen Zylinder im Schirmstock an. Der Auslöser und der übrige Mechanismus befanden sich im aufgeklappten Griff. Genial.

»Man legt die Munition so ein, schraubt den Griff dann

wieder auf, bis er einrastet. Den Auslöser kann man vom Griff abklappen, hier, an dieser kleinen Einkerbung, so ähnlich wie bei einer Taschenmesserklinge ...«

Er klappte den Hebel mit dem Daumennagel heraus.

»Natürlich ist es ausschließlich Double-Action, und es gibt keine Kimme und kein Korn, aber wenn man mit Feuerwaffen Erfahrung hat, kann man ganz gut damit zielen. Der Lauf ist aus Gewehrstahl, so gut wie die meisten handelsüblichen Waffen mit langem Lauf. Der Verschluss an der Spitze ist aus einem weichen gummiähnlichen Material. Keine Beeinträchtigung für die Kugel, wenn man keine Zeit mehr hat, ihn zu entfernen. Er hat sogar eine leicht lärmdämpfende Wirkung, aber er muss nach ein paar Schüssen ausgewechselt werden. Natürlich erhalten Sie zu der Waffe einige Extraverschlüsse für die Spitze.«

Rushjo nahm den getarnten Karabiner und wog ihn in der Hand. Normalerweise lief er nicht gern bewaffnet herum, wenn er nicht wirklich eine Waffe brauchte. Jetzt war allerdings kein normaler Zustand.

»Haben Sie schon mal damit gefeuert?«

»Das habe ich.«

»Und kann ich sie irgendwo ausprobieren?«

O'Donnell nickte zustimmend. »Die Kiste dort drüben – die ist voll von Dämpfern und hat eine Rückwand aus Stahl.« Er war keineswegs beleidigt. Nur ein Trottel würde sein Leben einer Waffe anvertrauen, die er nicht persönlich getestet hatte, um zu sehen, ob sie funktionierte.

»Munition?«

»Ich habe ein paar Stingerpatronen, mit massiven und mit hohlen Spitzen.«

»Hervorragend«, sagte er. »Wie teuer?«

»Zweitausend.«

»Einverstanden.«

O'Donnell lächelte.

Der Beschatter war in einem Sandwichladen auf der

anderen Straßenseite und blickte durch das etwas beschlagene Fenster. Ein junger Mann mit kurzen Haaren, der nach dem Äußeren Huards Bruder hätte sein können. Da es noch immer regnete, hielt Rushjo seinen neu erworbenen und geladenen kurzen Karabiner hoch und machte von dessen Nebenfunktion Gebrauch. Der schwarze Seidenüberzug breitete sich knisternd über den Titanstangen aus und rastete ein. Das Ding hatte ohne Probleme fünf Kugeln abgefeuert. Als Regenschirm funktionierte es auch nicht schlecht. Ein wunderbares und tödliches Spielzeug. Den meisten Leuten war nicht bewusst, dass eine massive, mit extrem hoher Geschwindigkeit aus einem langen Lauf geschossene 22er-Kugel sich problemlos durch einen aus Kevlar hergestellten Standardkörperpanzer der Polizei vom Typ II bohren würde. Verständlicherweise sprachen Polizeibehörden nicht gerne über solche Dinge.

Rushjo lächelte, während er sich von dem Geschäft entfernte.

Natürlich würde Peel ihm Waffen besorgen, aber es war viel besser, vorsichtshalber einen versteckten Trumpf zu haben.

Lieber eine Waffe dabeihaben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht dabeizuhaben.

26

Sonntag, 10. April 2011

Irgendwo im britischen Herrschaftsbereich – Indien

Es herrschten bedrückende Hitze und Schwüle und der saure Geruch der Tigerspur durchdrang die bleierne Luft. Er war ganz nah, der Tiger, und seine Ausdünstun-

gen vermischten sich mit dem Gestank von Jays Angstschweiß.

Zusammen mit seinem Führer verfolgte Jay die Fußspuren über eine größere Lichtung. Auf der weichen Erde waren die Eindrücke nun leicht zu sehen. Es bestanden keine Zweifel, die Spur konnte nicht übersehen werden. Sie führte über die Lichtung in ein dickes Gestrüpp; Bäume mit dicken Stämmen, kurze, dichte Büsche, am Rand große Bambusträucher.

Jay wechselte den Griff um den Streetsweeper, atmete tief ein und langsam wieder aus. Der Tiger war im *Dickicht* verschwunden. Wenn Jay ihn erlegen wollte, musste er ihm dorthin folgen. Der Gedanke daran ließ ihn eiskalt erschauern, als ob er von einem Eimer mit flüssigem Stickstoff überschüttet würde. Diese Angst grenzte fast an nackten, verzweifelten Terror.

Jay hielt an. Er wollte aus diesem Szenario aussteigen, seine Ausrüstung ablegen und den Computer abschalten. Er wollte sich irgendwo in der realen Welt eine Südseeinsel suchen und dort einen Monat lang an einem leeren Strand in der Sonne liegen, nichts tun, als sich sonnen und etwas Kaltes mit Rum und Kokosnuss trinken. Am wenigsten hatte er jetzt Lust dazu, sich durch diese fruchtbare Dschungelwand hindurchzuarbeiten und dieses Etwas zu verfolgen, das einen Kurzschluss in seinem Gehirn provoziert und ihm Todesangst eingejagt hatte. Und wenn er es tat, konnte es womöglich das Letzte sein, was er in seinem Leben ausführte.

Er musste also hineingehen. Ansonsten könnte er sich als Spieler gleich aufgeben; wenn er dieses Biest nicht fand und umbrachte, war er praktisch gehirntot.

Er atmete noch einmal tief ein und aus. »Los«, sagte er zu sich selbst.

Kurz vor dem Wald kreischte sein Führer auf: »Sahib! Hinter uns!«

Schon bei seiner Drehung nach hinten sah Jay, wie der Tiger mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit auf sie zustürzte.

Etwa eine halbe Sekunde blieb. Er wusste, das würde nicht reichen. »Raus!«, schrie er.

Washington, D.C.

Panikerfüllt und mit rasendem Herzschlag fiel Jay aus der VR in seine Wohnung. Der Tiger! Der Tiger! Er konnte nicht einmal atmen.

Seine innere Stimme sagte ihm, er solle zurückgehen. Bevor der Tiger entwischte. Er musste zurück. Er wollte schreien, losheulen, rennen, alles, außer das, was er zu tun hatte.

Dann sagte er: »Weiter!«

Irgendwo im britischen Herrschaftsbereich – Indien

Jay kam gerade rechtzeitig an, um zu sehen, wie der riesige Tiger seine furchtbaren Zähne in sein Warnprogramm bohrte – den Führer – und ihn zu einer blutigen Masse zermalmte.

Armer Mowgli.

Jay riss die Flinte hoch, als der Tiger bemerkte, dass er zurückgekommen war. Das riesige Untier hustete, röhnte und wirbelte herum, sodass er ihm gegenüberstand. Kein Zögern, er griff an ...

Jay blieb stehen, zielte.

Noch zwanzig Meter, fünfzehn, zehn.

Er drückte ab. Die Flinte schlug gegen seine Schulter, sprang durch den Rückprall hoch. Erneut feuerte er ab, zu schnell, zu hoch ...

Aber der erste Schuss hatte das angreifende Monster getroffen. Überrascht und schmerzerfüllt schrie es auf,

scherte aus und lief in den Wald. Jay sah Blut auf der einen Schulter des Tigers, als dieser sich herumdrehte und losrannte.

Er hatte ihn getroffen! Der Tiger flüchtete! Er war also nicht unbesiegbar!

Ein Gefühl des Triumphs löste seine Angst ab. Jay war ihm gegenübergetreten, hatte ihn angeschossen, ihn verjagt!

Das Siegesgefühl hielt jedoch nur kurz an.

Nun gab es einen verwundeten Menschenfresser im Busch. Das erleichterte die Sache nicht gerade.

Aber das machte nichts. Er musste ihm nach, und er hatte keine Zeit, ein weiteres Warnprogramm einzusetzen, er musste *jetzt* los!

Jay lief in Richtung Dschungel.

Yews, Sussex, England

Peel stand am Gewächshaus und wünschte, er hätte eine Zigarette. Vor Jahren schon hatte er das Rauchen aufgegeben. Es war eher eine Frage der Disziplin, ein Willenstest. Jeder wusste, dass es schädlich war, aber als Soldat hatte er immer erwartet, irgendwo auf dem Schlachtfeld zu sterben. So lange zu leben, dass die Kippen ihn umbrachten, hatte er nicht erwartet. Außerdem hatte sein Großvater mütterlicherseits fast siebzig Jahre lang zwei Packungen am Tag geraucht und war mit vierundneunzig an den Folgen eines Sturzes gestorben. Er nahm also an, dass viel von den Genen abhing. Bis an sein Lebensende hatte der alte Mann auch täglich Whisky getrunken. Nein, Peel hatte aufgehört, weil er sich selbst beweisen wollte, dass er es schaffen würde. Wie ging noch der alte Witz? Mit dem Rauchen aufhören ist einfach, das habe ich schon ein Dutzend Male gemacht.

Es hatte aufgehört zu regnen. Genau über ihm befand

sich ein Stückchen klarer Himmel und mit der einfallenden Dunkelheit kamen ein paar Sterne zum Vorschein. Es war ruhig und er hatte keine Hinweise seiner Soldaten auf dem Anwesen auf irgendwelche Probleme bekommen. Goswell hatte ihn zu einem Besuch herbestellt; sie hatten einen gemütlichen Drink zu sich genommen. Das Geld lag auf der Bank. Bascomb-Coombs war bei der Arbeit, und wenn es so gut wie bisher weiterlief, würde Peel in nicht allzu ferner Zukunft unglaublich reich und mächtig sein. Besonders da Peel plante, den Wissenschaftler aus dem Spiel zu nehmen, sobald dessen Pläne verwirklicht waren. Dann würde er die Sache selbst übernehmen.

So gesehen konnten die Dinge für Peel nicht besser laufen. Aber ...

Etwas war nicht in Ordnung.

Nichts Konkretes, nichts, das sein Unbehagen eindeutig begründen könnte, aber irgendwie fühlte er es instinktiv. Irgendwo lauerte Gefahr. Womöglich würde eine Zigarette ihm nicht dabei helfen herauszufinden, was es war. Aber das Rauchen hatte ihm schon immer geholfen, klar zu überlegen, ihm Zeit gegeben, Probleme zu überdenken. So wie Sherlock Holmes die Pfeife vielleicht.

Also wirklich. Er würde nicht wegen einer leichten Unruhe wieder zur Zigarette greifen. Ein Spaziergang um das Gelände konnte auch helfen; das versuchte er, aber bislang ohne konkrete Erleuchtung. Das Problem würde sich schon zur rechten Zeit zeigen, wenn es wirklich existierte. Das war immer so. Die einzige Frage war, würde er es so rechtzeitig erkennen, dass er Verteidigungsmaßnahmen treffen konnte?

Was auch immer es war.

Das war die Frage.

*Montag, 11. April 2011
Washington, D.C.*

Tyrone ging zu seiner ersten Stunde den Flur entlang. Langsam bahnte er sich den Weg durch die anderen Schüler hindurch, die alle zu ihren Bildungsterminen eilten.

»Hi, Ty«

Er hielt an und drehte sich um, erkannte die Stimme an diesen zwei Wörtern.

Belladonna Wright.

»Hi, Bella.«

Sie trug ein enges blaues Wickelkleid, das wie aufgesprühte Farbe passte und gut dreißig Zentimeter über ihren Knien aufhörte. Dazu passende Plateausandalen, die sie etwa zehn Zentimeter größer machten. Ihr langes Haar hatte sie zu einer lockigen Frisur hochgesteckt, die sie noch größer wirken ließ. Zwei Schritte, und er hätte sie berühren können.

»Wie geht's?«

Er zuckte die Schultern. »Alles in Ordnung. Und dir?«

»Ganz gut. Ich habe dich neulich mit dem Bumerang gesehen.«

»Ja.« Warum redete sie mit ihm? Er hatte gesehen, wie sie diesen Schwachkopf im Shopping-Center geküsst hatte. Nachdem er sie darauf angesprochen hatte, hatte sie ihn wie Luft behandelt. Seitdem hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen. Und da stand sie nun und tat so, als ob nichts wäre.

»Lange nicht mehr in der Mall gesehen«, sagte sie. Sie lächelte.

»Ich war schon lange nicht mehr dort.«

»Probier mal den neuen Restaurantteil aus. Der ist total irre.«

»Ja, vielleicht.«

Sie ließ eines ihrer perfekten Lächeln zu ihm aufblit-

zen. Atmete tief genug ein, dass sich ihre Brust etwas herausdrückte. Wundervolle, schöne, einmalige Brüste. Er schluckte trocken.

»Also. Bis dann«, sagte sie.

»Ja«, war alles, was er herausbrachte.

Sie entfernte sich, als wäre sie die Königin all derer, an denen sie vorbeispricht. Von hinten war sie nicht weniger göttlich anzusehen.

Tyrones Kopf schmerzte. Was sollte das? Sie lächelte ihm zu, *lud* ihn quasi *ein*, in die Mall zu kommen, tat so, als wäre sie froh, ihn zu sehen! Vor Monaten, als sie das letzte Mal miteinander gesprochen hatten, hatte sie ihm verbal in die Eier getreten, als er behauptete, sie habe andere Freunde neben ihm. Sie sagte, er könne ihre Nummer wegwerfen! Was zum Teufel war los?

Es klingelte, und Tyrone raffte sich aus seiner Trance auf und ging hastig in den Klassenraum. Wenn sein Vater doch in der Stadt wäre. Vielleicht wüsste der, was dies alles sollte.

Montag, 11. April 2011
MI-6, London

Plötzlich wurde Michaels bewusst, wie ruhig es im Büro geworden war, und er blickte auf die Uhr am Computer. Gott, es war fast Mitternacht.

Er war total ausgelaugt. Den ganzen Tag über den Computer gebeugt zu arbeiten hatte ihn wieder völlig verkrampft; seine Gedanken waren ein einziger Nebel. Die meisten britischen Computersysteme waren wieder online, aber andere europäische Länder hatten noch immer große Probleme. Toni hatte den Eurotunnel-Zug nach Paris genommen, um mit den französischen Behörden die Informationseingänge zu koordinieren. Sie würde erst Dienstagabend wiederkommen.

In der letzten Stunde hatte er dumme Fehler gemacht. Vor seinen Augen liefen die Wörter auf dem Holoprojektor ineinander über und ergaben keinen Sinn mehr. Es war Zeit, alles auszuschalten und zum Hotel zurückzufahren.

Er zog sich die Windjacke über und verließ das Büro. Wahrscheinlich würden draußen nicht allzu viele Taxis stehen. Er nahm sein Virgil, um eines anzurufen, während er sich zum Ausgang des Gebäudes begab.

»Sie arbeiten lange«, sagte Angela hinter ihm.

Michaels drehte sich um. »Wieso, Sie sind ja auch noch hier, oder?«

»Ich fahre gerade los. Ich kann Sie mitnehmen, wenn Sie wollen.«

»Ich wollte gerade ein Taxi bestellen.« Er zeigte auf das Virgil. »Ich möchte Ihnen keine Umstände bereiten.«

»Kein Problem, wirklich«, erwiderte sie. »Es liegt ja praktisch auf dem Weg zu meiner Wohnung.«

»Wenn das so ist, gerne.«

London war eine große Stadt, die Lichter gingen nie aus, und sogar mitten in der Nacht waren die Straßen voller Verkehr. Hatte es zwölf oder sogar fünfzehn Millionen Einwohner? Zu viele auf zu engem Raum.

»Machen Sie Fortschritte?«, fragte sie, während sie sich ihren Weg an einer Kneipe vorbeibahnten, aus der gerade einige lachende Gäste auf den Bürgersteig herausquollen.

»Nicht besonders.«

»Wir auch nicht«, meinte sie. »Ein Großteil des britischen Netzes scheint wieder zu funktionieren, aber der Rest der Welt versucht noch immer, die Systeme wieder hochzuladen.« Sie deutete auf die fröhlich wirkenden Menschen, die aus der Kneipe kamen. »Lust auf ein Bier und ein verspätetes Abendessen?«

Bei ihrer Frage merkte Michaels, dass er Hunger hatte.

Zu Mittag hatte er ein Sandwich an seinem Schreibtisch gegessen, seitdem nichts mehr. »Ich könnte schon etwas vertragen.«

»Nicht weit von meiner Wohnung ist ein nettes kleines Restaurant. Es gibt dort ganz guten Fisch mit Pommes frites.«

Weder ging das leichte Warnsignal in seinem Kopf an, doch er war müde und hungrig und hatte keine Lust, es zu beachten. Was konnte schon schlimm sein an einem Bier und einem warmen Essen? »Klar, warum nicht?«

Die Bar war recht voll, aber, wie sie gesagt hatte, ziemlich ruhig. Sie bestellten Fisch mit Pommes frites und nahmen sich große Biergläser mit zu ihrem Tisch, um dort auf das Essen zu warten.

Er trank ein paar Schluck Bier, ein dunkles Gebräu namens Terminator Stout. Sie deutete auf sein Glas. »Das kommt ursprünglich aus Amerika«, sagte sie.

Er blickte auf das Bier. »Wirklich?«

»Ja. Irgendeine Mikrobrauerei an der Westküste. Ein Typ aus London ist dort vorbeigekommen und hat es probiert. Er mochte es und fing an, es zu importieren. Die Amerikaner haben nur knapp zweihundert Jahre gebraucht, um trinkbares Bier herzustellen. Noch etwa hundert Jahre, dann wird man in Amerika vielleicht auch einen vernünftigen Roadster herstellen.«

»Wie bitte?«, erwiderte er. »Das hat Chevrolet mit der Corvette doch schon in den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts gemacht.«

»Sie haben Ahnung von Autos?«

»Ein bisschen.«

»Nun, es hat nicht lange gedauert, bis sie sie vermasselt haben, die Corvette, nicht? Am Anfang mag sie ja nicht schlecht gewesen sein, aber nach ein paar Jahren war sie aufgebläht wie ein Monster. Größere Karosserie, größerer Motor, alles Mögliche elektronisch, bis sie so

groß wie ein Stadtauto war – und mehr als eine Cadillac-limousine kostete.«

Er grinste. »Nun ja, das stimmt.«

»So, und jetzt nehmen Sie mal einen klassischen MG aus den Fünfziger- oder Siebzigerjahren...«, begann sie.

Aufschnaubend unterbrach er sie. »Ich bitte Sie. Den können Sie doch gleich verschrotten. Den hätte man in der Standardausrüstung mit Mechaniker anbieten sollen. Ihr durchschnittlicher MG war länger zum Einstellen in der Werkstatt als auf der Straße.«

»Nun, gut, einige waren ein bisschen empfindlich, aber das ist ein kleiner Preis für das unvergleichliche Fahrerlebnis.«

»Ha! Sie meinen wohl das Abschlepperlebnis. Wenn Sie dem Automobilklub erzählen, dass Sie einen MG haben, werden die nicht einmal Ihre Anrufe entgegennehmen.«

Sie lächelte ihn an.

Das Essen kam und der Geruch von in Teig gebackenem Heilbutt mit Kartoffeln hüllte sie in ein wunderbares Aroma. Er war nicht nur hungrig, sondern stand kurz vor dem Verhungern!

Nach zehn Minuten essen und einer zweiten Runde Bier fühlte sich Michaels bereits viel besser. Es war nett, so ein spätes Abendessen zu genießen und sich dabei gut – und nicht über die Arbeit – zu unterhalten. Sie sprachen über japanische und koreanische Roadsters, den neuen südafrikanischen Trekker, und er erzählte ihr von dem Prowler und dem Miata, die er repariert hatte.

Und plötzlich war es zwei Uhr.

»Wir sollten uns wohl langsam auf den Weg machen«, sagte er. »Die Arbeit und so weiter.«

»Was macht die Muskelverkrampfung?«, fragte sie.

»Nicht mehr so schlimm wie vorher.«

Sie legte ihre Hand auf seinen Nacken und ließ sie

langsam auf die Schultern hinuntergleiten. »Sie sind noch immer so angespannt wie eine Geigensaite.« Sie hielt inne. Leise sagte sie: »Meine Wohnung liegt hier gleich um die Ecke, am Ende der Straße. Möchten Sie sich von mir massieren lassen?«

Vielleicht geschah es, weil er so müde war. Oder vielleicht lag es an dem Liter Bier oder dem guten Essen. Oder vielleicht daran, dass sie wirklich eine gut aussehende und intelligente Frau war, die offensichtlich seine Gegenwart genoss.

Aus welchem Grund auch immer: Michaels nickte. »Ja. Das möchte ich gern.«

27

Dienstag, 12. April 2011

Irgendwo im britischen Herrschaftsbereich – Indien

Jay bewegte sich so unauffällig, wie er konnte. Das Resultat war nicht gerade großartig. Verantwortlich dafür waren seine Nerven und das Terrain. Die Verfolgung des Untiers war kein Problem: Das Gestrüpp war niedergetreten und mit Blut verschmiert, und die Spur verlief in gerader Linie, was auf die Panik des Tieres hindeutete. Der Tiger rannte, ohne zu versuchen, seine Spuren zu verwischen.

So schien es jedenfalls. Er hatte sich bereits einmal von hinten an ihn herangeschlichen und Jay wollte nicht wieder hinterrücks angefallen werden. Permanent schaute er um sich, den Kopf von einer Seite zur anderen drehend, als sähe er bei einem Tennisspiel zu.

Unter dem Stamm eines Urwaldriesen verschwand das Blut.

Jay blickte hoch.

Zehn Meter über der Erde keuchte der Tiger und schoss dann den Baumstamm herunter. Er rannte der Erdanziehung entgegen, als würde er sich auf ebener Erde befinden!

Jay dachte nicht nach. Er riss die Flinte hoch, drückte die Waffe an seine Wange und feuerte ab. Er federte den Rückprall mit seinem gesamten Körper ab und feuerte erneut...

Der Tiger fiel vom Baum. Jay duckte sich nach rechts, schwang das Gewehr in der Hüfte herum und drückte ab, während das Ding zwei Meter entfernt hart aufschlug, hart genug, um den geduckten Jay mit der feuernden Waffe erbeben zu lassen ...

Er wusste nicht mehr, wie oft er schon geschossen hatte. Es schien ihm wie ein einziges Donnern und Dröhnen – bumbumbumbumbumm! Der Kupfergeruch des Tigerbluts stieg auf und vermischte sich mit dem Gestank des verbrannten Schießpulvers. Als er zu feuern aufhörte, war der Boden mit grünen und roten Patronenhülsen aus Plastik übersät, mindestens einem Dutzend, vielleicht mehr.

Jetzt zuckte der Tiger nicht einmal mehr.

Bebend atmete Jay nach langer Zeit tief ein.

Das Tier, das sein Gehirn attackiert hatte, war tot. Er hatte es getötet.

Doch schon, als er sich niederbeugte, um es zu untersuchen, wusste er, dass es nicht das Ziel seiner Suche war. O ja, das Biest hatte ihn angegriffen und verletzt. Aber nun, da er es erledigt hatte, wusste er, dass dies nur ein Sicherheitsprogramm war, nicht das Wesen, das mit unglaublicher Kraft die einbruchssicheren Käfige der fortschrittlichsten Computersysteme geknackt hatte. Es war das gefährlichste Wesen, dem Jay in der VR je begegnet war. Dennoch fungierte der Tiger nur als Beobachter, der

in den Dschungel gesetzt worden war, um auf Schnüffler aufzupassen. Er war bei weitem nicht so mächtig wie das, was ihn dort hineingesetzt hatte.

Das wahre Monster war noch immer irgendwo dort draußen. Und Jay wusste, dass die Flinte es nicht bremsen würde, wenn es ihn aufspürte.

O Gott.

*Dienstag, 12. April 2011
Paris, Frankreich*

Es war drei Uhr nachts und Toni konnte nicht schlafen. Das große Bett in dem französischen Hotel war bequem genug, das Zimmer gut isoliert und lag hoch genug über den Straßen der Stadt, sodass der Autolärm nur als leises Dröhnen wahrzunehmen war. Ihr Tag war recht ruhig verlaufen. Sie hatte viel Material gefunden und zusammengestellt und ein köstliches, füllendes Abendessen zu sich genommen. Sogar zum Trainieren im Fitnessraum des Hotels war sie gekommen, und dann hatte sie eine halbe Stunde im Whirlpool verbracht. Das heiße Wasser hatte ihren Körper massiert und entspannt. Sie musste eigentlich schlummern wie ein neugeborenes Baby.

Doch ihr Kopf dröhnte. Das Gefühl von Unruhe, das sie verspürte, konnte auf ihre Arbeit zurückzuführen sein, aber das war es nicht. Nein, es war Alex. Etwas stimmte nicht zwischen ihnen, und sie wusste nicht, was es war. Er ärgerte sich über sie, das merkte sie, auch wenn er es leugnete. Sie kannte den Grund nicht und wusste nicht, was sie dagegen tun sollte.

Oh, sie hatte schon versucht, ihn herauszufinden: *Alex? Ist alles in Ordnung?*

Ja, alles okay.

Bist du sicher? Habe ich irgendetwas gesagt oder getan, das dich verletzt hat?

Nein, Toni, es ist alles in Ordnung. Ich bin nur müde, das ist alles.

Dann hatte er ihr ein gepresstes Lächeln gezeigt, das aufrichtig wirkte, doch leer war.

Wie konnte man das überwinden? *Wie* oft konnte man fragen, ohne zur Nervensäge zu werden? Hatte man einmal gefragt und eine Antwort bekommen, wie lange konnte man darauf herumreiten? Lag es nicht in seiner Verantwortung? Wenn er sagte, alles sei in Ordnung, musste sie das nicht so hinnehmen?

Nun, bei Männern – nein. Nicht nach Tonis Erfahrungen. Sie funktionierten nicht wie die Frauen, Sie sagten etwas und meinten etwas völlig anderes.

Mit wem konnte sie darüber sprechen? Drüben in den Staaten hatte sie Freundinnen, die zuhören und ihr Ratschläge geben würden. Vielleicht könnte sie auch ihre Mutter anrufen. *Wie* groß war der Zeitunterschied zwischen Paris und der Bronx? Sechs Stunden? Dann wäre es dort jetzt neun Uhr abends, Mama nickte wahrscheinlich gerade vor dem Flachbild-Fernseher ein. Außerdem war das nicht gerade etwas, worüber man mit Mama sprach. Sie hatte so lange mit Papa zu tun gehabt, für sie gab es nur einen Weg, mit solchen Probleme umzugehen. Außerdem bezweifelte Toni, dass Papa jemals jemandem einen komplexen, gefühlsbezogenen Gedanken mitgeteilt hatte: *Was, du lamentierst wie eine Memme über deine Gefühle? Scher dich zum Teufel.*

Nein, sie würde irgendwie allein damit fertig werden müssen. Wenn sie wieder in London war, wollte sie etwas Zeit finden – oder sich etwas Zeit stehlen – und sich mit Alex zusammensetzen und ihn dazu bringen, offen mit ihr zu sprechen. Sie würden das schon wieder hinkommen. Sie liebte ihn, er liebte sie. *Wie* schwer konnte es schon sein, solange das so war?

Dienstag, 12. April 2011
London, England

Angelas Wohnung befand sich in einem Reihnhaus auf der Denbigh Street. Sie war klein, aber sehr hübsch und sauber, mit Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer und Bad. In dem kleinen Wohnzimmer hatte sie tatsächlich einen Massagetisch aufgestellt. Michaels hätte gern gewusst, ob sie so viel massierte, dass sie den Tisch gleich stehen ließ.

Nein, hatte sie gesagt. Sie habe ihn gerade heute herausgeholt und aufgestellt.

Ein leichter Alarm ging in seinem Kopf los. Oh, oh.

Sie gab ihm ein Bettlaken. »Ziehen Sie Ihre Sachen aus und legen Sie sich auf den Bauch«, sagte sie. »Hiermit können Sie sich bedecken. Ich ziehe nur eben meine Arbeitskleidung aus und etwas Bequemerer an.«

Sie ging ins Badezimmer, und Michaels stand in der Wohnung einer attraktiven Frau, die er kaum kannte, ein gefaltetes Bettlaken in den Händen, und dachte darüber nach, sich auszuziehen.

Es war keine gute Idee gewesen.

Andererseits hatte sie einen echten Massagetisch und schien wirklich viel Ahnung von Körpertherapie zu haben.

Er atmete tief durch. Was soll's?, dachte er.

Er zog sich bis auf die Unterhose aus – ein schwarzer Seidenslip, den Toni ihm gekauft hatte –, streckte sich mit dem Gesicht nach unten auf dem Tisch aus und zog das Laken über sich.

Als Angela zurückkam, sah er, dass sie eine graue Trainingshose und ein Trägertop angezogen hatte. Eine Trainingshose. Eine Trainingshose war gut.

»Fertig?«

»Ja.«

Sie fing an, indem sie ihre Ellenbogen in seinen oberen Rücken grub, und nach ein paar Minuten gelang es ihm, sich zu entspannen. Ein kleiner Teil von ihm war vielleicht ein wenig enttäuscht – es ging tatsächlich nur um die Massage –, doch der größere Teil verspürte Erleichterung. Sie war intelligent und schön, aber sein Leben war bereits kompliziert genug. Eine Rückenmassage würde ihm keine schlaflosen Nächte bereiten.

Etwa dreißig Minuten lang bearbeitete sie seinen Rücken. Dann begann sie mit seinen Beinen. Es war ihm etwas unangenehm, aber Angela blieb ganz sachlich. Sie klopfte so hart auf seine Kniesehnen, dass es leicht schmerzte, und deckte immer nur ein Bein auf, sodass der Rest seines Körpers unter dem dünnen Tuch blieb.

Nachdem sie auch Füße und Waden bearbeitet hatte, ging sie zu seinem Po über, die Hände unter dem Laken. »So geht das nicht«, sagte sie und zog seinen Slip schnell über seine Beine und seine Füße.

»Hm ... Angela ...«

»Entspannen Sie sich, Alex. Ich kann den Muskel nicht richtig bearbeiten, wenn er bedeckt ist.«

Er versuchte zu gehorchen, doch mit ihrem Fingern auf seinem Hintern war das eine harte Herausforderung. Bald war leider auch etwas anderes hart. Wenigstens lag er auf dem Bauch, sodass es nicht zu peinlich war – nur etwas unbequem.

Nachdem sie seine Pobacken fünf Minuten lang durchgeknetet hatte und er sich wieder zu entspannen begann, sagte sie: »Okay, drehen Sie sich um.«

»Wie bitte?«

»Ihr Rücken ist nur die Hälfte von Ihnen. Ich muss auch Ihre Vorderseite bearbeiten.«

Mist. *Wie* sollte er es sagen? *Wie* mit, nun, mit seinem momentanen ›Befinden‹ umgehen? »Hm, also, umdrehen könnte ... es ist...«

»... etwas erregt? Keine Bange, Alex. Ich mache das hier nicht zum ersten Mal. Das passiert ständig.«

Sie hob das Laken hoch. »Drehen Sie sich um, ich halte das hier.«

Er war nicht gerade begeistert von dem Gedanken, sich auf den Rücken zu drehen und ihr zu zeigen, wohin seine Gedanken abgewandert waren – und wenn sie das Laken losließ, würde es wie ein Zelt aussehen. Mit geschlossenen Augen drehte er sich um.

»Oh, wie schön«, sagte sie leise.

Als er die Augen öffnete, ließ Angela das Laken gerade auf den Boden fallen und kletterte auf den Tisch, um sich auf ihn zu setzen.

Ihre Trainingshose war verschwunden – wie hatte sie das gemacht? –, und sie trug nichts mehr. Noch eine Sekunde, und sie saß auf ihm. Er wusste, wenn es so weit kam, würde sein Verstand sich total ausschalten. Er wäre verloren.

»He, Angela?«

»Hm?«

»Sehen Sie, ich kann das nicht machen.«

»Ganz eindeutig können Sie das. Und Sie wollen es auch. Das merke ich doch.« Sie zeigte auf ihn.

»Ja. Aber die Sache ist, ich *kann* es nicht. Ich habe eine Beziehung.«

»Von mir wird sie es nicht erfahren. Niemand wird davon wissen.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde es wissen.«

Sie lehnte sich zurück, sah auf ihn herunter. »Sind Sie sicher?«

Er seufzte. »Ja.«

Als Michaels sich später wieder in seinem Zimmer befand und seinem Gefühl nach gerade eingeschlafen war, wurde er durch das Klingelzeichen seines Virgils ge-

weckt. Es spielte ›Bad to the Bone‹ – was so viel hieß wie ›abgrundtief schlecht‹. Wie wahr, wie wahr.

Toni?

O Mann!

Jetzt steckte er im Schlamassel.

Das Virgil summt ihm weiter vor, dass es *b-b-b-bad* war. Er stand auf, um das Gerät zu suchen. Okay, er hatte nichts *getan*, aber er hätte erst gar nicht in Angelas Wohnung gehen sollen. Zu diesem Zeitpunkt wusste er bereits, dass es falsch war, und ging dennoch mit. Wenn man für Gedanken gehängt werden könnte, würde er längst irgendwo baumeln. In diesem Augenblick hatte er absolut keine Lust, mit irgendjemandem zu reden. Ganz besonders nicht mit Toni.

Er ließ den Bildschirm abgestellt.

»Hi, Boss,«

Jay Gridley. Gott sei Dank. »Jay! Wie geht es Ihnen?«

»Schon viel besser. Endlich habe ich das Sicherheitsprogramm ausfindig gemacht, das mir fast das Gehirn geröstet hat.«

»Glückwunsch.«

»Das ist der leichtere Teil, Boss. Ich muss noch den Kerl, der es erfunden hat, aufspüren. Aber das dürfte ohne das Sicherheitsprogramm leichter sein.«

»Gut.«

»Ist Toni in der Nähe?«

Michaels spürte, wie sich sein Magen zusammenzog.
»Nein, sie ist in Paris. Kommt heute Nachmittag zurück.«

»Ich werde sie mal anrufen; in ihren Dateien sind ein paar Sachen, zu denen ich Zugang brauche.«

»In Ordnung.«

»Wie ist es in London? Amüsieren Sie sich?«

Amüsierte er sich? Nun, nein, eigentlich nicht so richtig. Er war gerade dabei, der größte untreue, lügende Dreckskerl der Welt zu werden. Gut, rein technisch gese-

hen war er vielleicht nicht untreu gewesen, aber es kam ihm sehr wohl so vor. Er war nur Zentimeter davon entfernt gewesen.

»Ja«, antwortete er. »Ich amüsiere mich prächtig. Wir unterhalten uns später darüber, Jay. Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Er stellte das Virgil ab. Verflixt. Wie hatte er so verdammt blöd sein können? Ein paar Drinks, gutes Essen und eine Massage hörten sich doch gar nicht so schlecht an. Sein Nacken war schließlich verspannt gewesen, oder? Sich vor einem Arzt oder einem Physiotherapeuten ausziehen war nichts Schlimmes. Doch der Gedanke, dass die Sache hatte weiter gehen können, hatte ihn völlig durcheinander gebracht, das musste er zugeben. Nur mit Mühe konnte er sich einen Sieg über sich selbst einreden, und auch der kam ihm eher wie eine Niederlage vor.

Er würde Toni auf jeden Fall davon erzählen müssen, da gab es nichts.

Die Frage war nur: Wie? Oh, übrigens, als du in Paris warst, bin ich mal kurz bei Angela vorbeigegangen. Dann habe ich mich ausgezogen und sie meinen Rücken massieren lassen und beinahe auch meine Vorderseite ...

Wie sollte das Gespräch *darauf* kommen?

Mann!

28

*Dienstag, 12. April 2011
London, England*

Goswell schaute über den Rand der *Times* zu Sir Harold Bellworth hinüber. Dieser grübelte vor sich hin; seine Zigarre war wegen mangelnder Aufmerksamkeit ausge-

gangen. Jetzt rief der alte Junge nach Paddington, damit der ihm ein Streichholz holte. Goswell hielt den Zeitpunkt für geeignet, auf die Sache zu sprechen zu kommen, die ihn bewegte.

»Was ich sagen wollte, Harry ...«

Bellworth sah von der kalten Zigarre hoch. »Was? *Wie* bitte?«

»Erinnern Sie sich noch an Ihre Angelegenheit mit diesem ... Burschen aus Armenien vor ein paar Monaten?«

Bellworth schnaufte empört. »Das werde ich so schnell nicht vergessen! Der verdammte Schurke musste in meinen Geschäften herumfuschen!«

»Ich hörte, er hatte einen ... ganz unglücklichen Unfall, dieser Armenier?«

»Das kann man wohl sagen. Fiel vom Bahnsteig einer U-Bahn-Station und wurde von einem Zug zerquetscht. Geschieht ihm Recht, kein großer Verlust für die Welt, dieser verdammte Ausländer!«

Goswell hielt inne, als Paddington zurückkam. Der Diener entzündete ein Streichholz, ließ es aufflammen und hielt es mit einer Verbeugung derart vor sich, dass Bellworth seinen kubanischen Torpedo wieder anstecken konnte. Eine Wolke aromatischen Rauchs stieg auf, während der alte Knabe die Zigarre paffend wieder ins Leben rief.

»Anständig von Ihnen, Paddington«, bedankte sich Bellworth.

Paddington schob den Aschenbecher ein winziges bisschen näher – Bellworth war berüchtigt dafür, die Zigarrenasche auf den Teppich zu schnippen. »Keine Ursache, Sir. Haben Sie sonst noch einen Wunsch?«

»Nein, nein, das wäre alles.«

»In Ordnung, Sir.« Lautlos verschwand der Diener.

»Warum zum Teufel erinnern Sie mich an eine derartig widerliche Angelegenheit, Gossie?«

»Ich muss zugeben, dass es mir peinlich ist, aber leider habe ich jetzt selbst ein ähnliches Problem. Aus diesem Grund brauchte ich jemanden, der sich ... diskret verhalten kann.«

Bellworth paffte an seiner Zigarre, hielt sie dann vor sich hin und starrte auf die glühende Spitze. Inmitten einer grauen Wolke nickte er. »Sie haben doch sicher Ihre eigenen Männer, die solche Dinge erledigen, oder nicht?«

»Leider besteht das Problem darin, dass es sich um einen meiner Männer handelt. Wäre doch unpassend, wenn einer seiner Untergebenen sich um ihn kümmern müsste, meinen Sie nicht?«

»O Gott, auf keinen Fall, ganz schlecht für die Moral der Mannschaft, dafür habe ich volles Verständnis. Soll ich meinen Burschen anrufen, damit er sich bei Ihnen meldet?«

»Wenn es keine allzu großen Umstände machen würde, Harry.«

»In keiner Weise, in keiner Weise, das können Sie als erledigt ansehen. Was denken Sie eigentlich von diesem Vorschlag von Lord Cleese, die Armenhäuser wieder einzuführen? Ich persönlich halte es für eine recht intelligente Idee ...«

Goswell schmunzelte. Das war sicherlich ein Thema, bei dem sie einer Meinung waren. Die Armen an die Arbeit zu kriegen, statt ihnen milde Gaben nachzuwerfen. Diese verdammten Sozialisten bedeuteten das Ende des Landes, wenn sie nicht endlich irgendjemand aufhielt. Solche Vorschläge waren ganz nach Goswells Geschmack. Natürlich würde sich so etwas nie durchsetzen lassen, doch allein die Tatsache, dass man im Parlament zu dem Thema Erwägungen anstellte, würde viele Leute aufrütteln.

In Anbetracht des traurigen Zustands seiner wichtigsten Instrumente schien es, als ob er selbst die direkte Kontrolle seines persönlichen Krieges gegen die Dummheit

der Welt übernehmen musste. Er seufzte. Eigentlich hätte man so etwas heutzutage erwarten können, doch irgendwie war es immer wieder eine Überraschung für ihn. Heute fand man einfach keine verlässlichen Leute mehr, nicht von dem Kaliber, wie es sie früher gab. Wirklich schade.

*Dienstag, 12. April 2011
London, England*

Nachdem Toni sich durch die Menge am Eurotunnel-Bahnhof gekämpft hatte, sah sie Alex am Ausgang warten. Das hatte sie nicht erwartet. Nach der Fahrt von Paris war sie erschöpft. Die Luft im Tunnel unter dem Kanal war stickig gewesen, obwohl diese Empfindung wohl eher psychologischer Natur war. Die unsichtbare Riesmenge Wasser lastete doch irgendwie auf einem. Zum Glück litt sie nicht unter Klaustrophobie. Trotz ihrer Erschöpfung bekam sie gleich bessere Laune, als sie ihn erblickte.

»Alex! Was machst du denn hier?«

Nachdem sie sich umarmt hatten, nahm er ihr die Reisetasche ab und sagte: »Ich habe dich vermisst. Willkommen zurück, Liebling. Wie war es?«

»Ganz gut. Die meisten Franzosen haben wirklich gute Manieren. Es liegt nur an wenigen, dass sie einen so schlechten Ruf haben. Na ja, vielleicht ein paar mehr, aber es war nicht so übel. Solange du nicht vorgibst, die Sprache zu verstehen, oder gar, sie zu sprechen, sind sogar die Kellner erträglich.«

»Dir hat schon immer jeder gefallen, der ein Faible für Jerry Lewis hat«, schmunzelte er.

»Er war ein Genie des komischen Genres. Guter Slapstick ist nicht einfach, das solltest du wissen.«

Er lachte. Es war ein alter Scherz zwischen ihnen.

Aber Jerry Lewis war *tatsächlich* lustig – er hatte diese affenähnliche Filmpersönlichkeit geschaffen und seinen Weltruhm darauf aufgebaut. In einigen seiner späteren dramatischen Rollen konnte er sich mit so ziemlich jedem Schauspieler messen. Er wurde eben einfach unterschätzt.

»Ist hier was passiert?«

»Nein ... eigentlich nicht. Außer dass ich einen Anruf von John Howard bekommen habe. Er ist auf einer Air Force Base nördlich von hier gelandet.«

»Der Colonel? Warum denn das?«

»Der Plechanow-Killer namens Rushjo ... Sie sind ihm bis hierher gefolgt.«

»Toll. Eine Sorge mehr.«

Er schwieg.

»Du siehst erschöpft aus«, bemerkte sie schließlich.

»Ich habe nicht besonders gut geschlafen.«

»Wollen wir wetten, dass ich dir heute Nacht beim Einschlafen helfen kann?«

»Das glaube ich dir auch so.«

Sie drückte seinen Arm und er lächelte sie an. In der letzten Zeit waren sie einander nachts ausgewichen; es war höchste Zeit, wieder zueinander zu finden. Sie fragte: »Hast du mit Jay gesprochen? Er hat mich angerufen und gesagt, dass es ihm schon besser geht.«

»Das freut mich.«

»Außerdem sagte er, dass er unserem Hacker allmählich auf die Spur kommt.«

»Wurde auch Zeit, dass wir endlich mal eine Erfolgsmeldung bekommen.«

Er kam ihr ein wenig steif vor, aber es war deutlich zu sehen, dass er todmüde war. Eine gute heiße Dusche, dann zusammen unter die Bettdecke, das würde ihnen beiden gut tun. Sie sehnte sich danach, ihn wieder in den Armen zu halten. Außerdem musste sie sich eingestehen,

dass sie vom vielen Training mit Carl erregt war. Es war besser, dieser Spannung einen Ausweg zu verschaffen.

*Dienstag, 12. April 2011
Cambridge, England*

Howard saß auf dem Rücksitz des Fords hinter Julio und dem Fahrer. Der Wagen war ihnen von der Royal Air Force zur Verfügung gestellt worden. In diesem Augenblick bewegten sie sich auf der M11 nach Süden in Richtung London. Sie fuhren an den Ausfahrtschildern für Bishop's Stortford und Sawbridgeworth vorbei. Wenn nicht die Farben und die Form der Schilder gewesen wäre, hätten sie sich auf einem amerikanischen Freeway im Umland von New York oder im nördlichen Kalifornien befinden können. Büsche und Bäume sahen ähnlich aus und die Zivilisation machte ebenfalls einen sehr ähnlichen Eindruck.

Außer dass sie auf der falschen Straßenseite fuhren.

Julio saß auf dem Platz, auf dem man zu Hause lenkte. Auf der Schnellstraße war er ein bisschen entspannter als vorher auf den Landstraßen. Nachdem sie die Air Force Base verlassen hatten, bemerkte Howard, dass Julio sich jedes Mal verkrampfte, wenn sie um eine Ecke bogen und ihnen die Fahrzeuge entgegenkamen, und sein Fuß suchte nach einer imaginären Bremse. Howard verstand das nur zu gut; auch er selbst versuchte mehrfach, mit dem Fuß gegen den Sitz zu bremsen.

Warum zum Teufel hatten die Briten beschlossen, auf der falschen Straßenseite zu fahren?

Vielleicht war es gar nicht so schwer, da sich die Pedale ebenfalls auf der rechten Seite befanden ... Doch Howard benötigte noch ein wenig Gewöhnungszeit, bevor er sich hier selbst ans Steuer setzen würde.

Sie waren immer noch mehr als fünfzig Kilometer vom

Londoner Zentrum entfernt, teilte ihnen der Fahrer mit. Aber bei über hundertzwanzig Stundenkilometern kamen sie ihrem Ziel zügig näher. Sie fuhren zum MI-6, um Commander Michaels zu treffen und ihm die letzten Neuigkeiten über die Jagd nach dem ›Gewehr‹ zu berichten – die Übersetzung des russischen Namens Rushjo. Der Killer hatte auch noch einen schrägen Humor.

»Alles klar da vorn, Sergeant?«

»Wunderbar, Sir. Genieße die herrliche Landschaft.«

Der britische Militärpilot am Steuer grinste. »Einmal habe ich meinen Onkel in New York besucht«, sagte er. »Als ich das erste Mal mit seinem Auto unterwegs war, habe ich gedacht, ich werde verrückt. Warum habt ihr Yankees beschlossen, auf der falschen Straßenseite zu fahren?«

»Da sind Sie aber auf dem Holzweg, mein Freund«, protestierte Fernandez. »Was steht auf diesem Fahrzeug? F-O-R-D, oder etwa nicht? Wir haben die Autos erfunden, also durften wir uns auch die Straßenseite aussuchen.«

»Da muss ich um Entschuldigung bitten, Sergeant, aber wo haben Sie denn *diese* merkwürdige Idee her? Henry Ford war in Wirklichkeit ziemlich spät dran. Wenn man viele Autos macht, bedeutet das nicht, dass man sie *zuerst* hergestellt hat, oder?«

»Sie werden mir doch nicht allen Ernstes erzählen wollen, dass die *Engländer* das Automobil erfunden haben, oder?«

»Das ist die königliche Wahrheit, Sergeant.«

»Bullshit!«

Das Grinsen breitete sich über das ganze Gesicht des Fahrers aus. »Es ist ja allgemein bekannt, dass die Franzosen die ersten Dampfkarren gebaut haben. Denken Sie an Nicolas-Joseph Cugnot, mit seinem dreirädrigen Dampfross aus dem Jahr 1769. Um 1830 hatte jeder, sogar der Neffe des Königs, sein eigenes Dampfgefährt, sowohl in England als auch in halb Europa. Selbst bei Ihnen in den

Staaten gab es gegen Ende Ihres Bürgerkriegs schon welche. Aber wir wollen nicht von verkleinerten Dampflokomotiven sprechen, die auf Schotterpisten fuhren, sondern von Automobilen. Das erste wirkliche Auto, mit einem internen Verbrennungsmotor? Das wurde von Sam Brown im Jahr 1823 gebaut und von ihm selbst auf den Shooter 's Hill in London gefahren. Der alte Sam behauptete immer, es sei 1826 passiert, aber mit dem richtigen Datum hatte er wohl seine Schwierigkeiten. Gleichwohl, das geschah, denke ich, doch etwas früher als John Lamberts Werk, der 1891 das erste Fahrzeug in den Vereinigten Staaten zusammengebaut hat. Den Brüdern Duryea war er allerdings um fast zwei Jahre voraus, obwohl denen oft das erste Auto angerechnet wird. Aber das ist ja auch egal, im Vergleich mit *sechzig* Jahren Unterschied, oder?«

»Fantastisch«, entgegnete Fernandez. »Was habe ich bloß für ein Glück, dass man mich direkt neben den Historiker Seiner Majestät gesetzt hat, der sich als Militärpilot und Fahrer ausgibt.«

Der Fahrer lachte. »Jeder sollte seine Werkzeuge kennen, finden Sie nicht? Wenn ich schon mit Autos fahre, sollte ich doch zumindest ein klein wenig über sie wissen.«

Jetzt lachte Fernandez. »Ein Punkt für die Heimmannschaft. Auf welcher Straßenseite fährt man denn in Frankreich?«

»Wen kümmert es schon«, erwiderte der Pilot, »was die verdammten *Franzosen* tun?«

Sogar Howard musste lachen.

*Dienstag, 12. April 2011
London, England*

Rushjo traf Peel an einer Ecke vor einer riesigen Leuchtreklame für Coca-Cola. Tausende von Glühbirnen der

Reklametafel blitzten über ihnen. Sie wollten seinen Auftrag diskutieren, aber als er danach fragte, schüttelte Peel den Kopf. »Lassen wir das für einen Augenblick«, sagte er. »Ich möchte, dass Sie etwas anderes für mich erledigen.«

Rushjo hob eine Augenbraue. »Ja?«

Touristen schoben sich auf den Bürgersteigen entlang. Eine Gruppe von Schulkindern in Uniform, die sich paarweise an der Hand hielten, schlängelte sich wie eine blau-weiße Raupe vorbei.

Peel machte einen nervösen Eindruck. Wenn auch unauffällig, überprüfte er doch ununterbrochen seine Umgebung, als ob er beobachtet würde. »Ich brauche jemanden, der mir den Rücken deckt«, sagte er. »Ich glaube, ich bin jemandem auf die Füße getreten.«

Rushjo nickte. »In Ordnung. Wissen wir, auf wessen Füße?«

»Sicher bin ich mir nicht. Eine Vermutung habe ich, doch ich muss es genau nachprüfen.«

»Warum ich?«

Im Grunde ging seine Frage etwas tiefer: *Warum trauen Sie mir? Wir kennen einander doch gar nicht so gut. Sie haben sicherlich Ihre eigenen Leute.*

Peel antwortete auf den Teil der Frage, der nicht ausgesprochen worden war. »Weil Sie keinen Grund haben, meinen Tod herbeizuwünschen.«

Rushjo verzog keine Miene. »Jedenfalls kennen Sie keinen.«

Ein kurzes und gezwungenes Lächeln auf Peels Gesicht war die Antwort. »Haben Sie sich eine Pistole besorgt?«

»Noch nicht«, log Rushjo mit gleichgültiger Stimme.

Aus der Innentasche seiner Jacke zog Peel einen kleinen dunkelblauen Beutel mit Reißverschluss hervor und reichte ihn Rushjo. »Beretta, Modell 21A, Kaliber 22, ita-

lienische Marke, aber dieses Modell ist in den Vereinigten Staaten hergestellt worden. Sechs Schuss im Magazin, einer in der Kammer, Double-Action bei der ersten Runde einstellbar, hochstellbarer Lauf.«

»Ich kenne die Waffe.«

Peel nickte. »Hier sind zwei Extramagazine, die auch schon geladen sind. Verkleidete CCI Minimags. Ich hätte Ihnen auch eine größere Pistole besorgen können, aber mir wurde gesagt, dass die Spetsnaz-Spezialisten eine Vorliebe für kleinere Kaliber haben.«

»Sie wird schon reichen. Und wie schießt sie?«

Peel nickte, als ob er die Frage erwartet hätte, aber nichtsdestoweniger erfreut wäre, sie zu hören. »Ich hatte keine Zeit, sie vom Waffenschmied geschmeidiger machen zu lassen. Deswegen geht der Abzug bei der Double-Action etwas schwer, wahrscheinlich ungefähr sechs oder sieben Kilo. Die Single-Action ist ziemlich stramm, knapp drei Kilo oder so, macht aber einen leichten Geräusch. Auf sieben Meter trifft sie haargenau, auf fünfundzwanzig Meter etwa fünf Zentimeter drüber und leicht nach rechts.«

»Verstehe.«

»Mir liegt viel daran, dass Sie die Waffe schussbereit bei sich tragen. Und sollten Sie jemanden sehen, der mit böser Absicht hinter mir herschleicht, erschießen Sie ihn bitte für mich.«

Rushjo erwiderte mit kurzem, militärischem Nicken, steckte den Beutel in die Tasche und öffnete den Reißverschluss. Er zog die Pistole heraus und schob den Sicherungsriegel mit dem Daumen zur Seite. Wegen ihres äußerst kurzen Laufes würde die Beretta niemals so genau sein wie das Regenschirmgewehr, doch sie bedeutete eine Waffe mehr. Zudem war sie der Teufel, von dem Peel wusste.

Der Russe verschwand in der Menge, um Peels Rücken zu decken. Im nächsten Augenblick war er einfach ein weiterer ausländischer Tourist mit Regenschirm. Peel fühlte sich ein wenig besser, ein wenig sicherer. Vielleicht bildete er sich alles nur ein, und diese Beschattung war ein reines Fantasiegebilde. Doch er hatte auch deshalb die letzten Jahre unbeschadet überstanden, weil er immer auf seinen inneren Alarm geachtet hatte. Manchmal hatte er daneben gelegen, und es geschah gar nichts, doch warum sollte er das Risiko eingehen?

Vor einigen Jahren hatte er einmal mit einer Fallschirmspringertruppe irgendwo im Busch in Australien gezeltet. Mit ihren Rucksäcken waren sie mehr als fünfundzwanzig Kilometer vom Weg entfernt in die Berge gestiegen. Sie waren nur etwa siebenhundert Meter über dem Meeresspiegel. Die Gegend war so außerordentlich trocken, dass sich der rote Staub überall festsetzte. Bei jedem Schritt außerhalb der Zelte wirbelte er in Wolken hoch. Sie hatten ihr Lager auf einer kleinen Lichtung in der Mitte von Bäumen und Sträuchern aufgeschlagen, die so dicht beieinander standen, dass sie die Zelte wie massive Mauern umgaben.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit, als die Männer gerade beginnen wollten, das Abendessen zu kochen, hatte es Peel gepackt. Plötzlich war eine überwältigende Furcht in ihm aufgestiegen. Es war so schnell gegangen und so intensiv, dass er rennen wollte, um so rasch wie möglich von dieser Stelle wegzukommen.

Es war völlig irrational. Weit und breit war nichts Bedrohliches zu sehen, kilometerweit gab es keine anderen Menschen – jedenfalls soweit sie wussten. Er versuchte, sich selbst mit vernünftigen Argumenten zu überzeugen. Mein Gott, er war ein Offizier mit jahrelanger Ausbildung. Als Leutnant war er bereits schlachterprobt. Er war jung, mutig und bis an die Zähne bewaffnet. Bei ihm be-

fanden sich sechs erfahrene Soldaten, die Nägel kauen und Stecknadeln auspissen konnten. Sie waren ebenfalls mit reichlich Waffen ausgerüstet, und es gab nichts hier, das ihnen ernsthaft in die Quere kommen könnte. Aber das spielte keine Rolle. Sein Gespür für eine Bedrohung war nicht zu leugnen. Ohne Erklärung, als ob es ein Teil des Trainings wäre, befahl er seinen Männern, alles zusammenzupacken und in fünf Minuten zum Abmarsch bereit zu sein. Sie benötigten fast sieben Minuten, aber sobald sie fertig waren, begaben sie sich auf einen Gewaltmarsch von fast zehn Kilometern Länge. Allmählich fühlte sich Peel nicht mehr bedroht. Sie schlugen ein neues Lager auf, stellten eine Wache auf und legten sich schlafen.

Stunden vor der Morgendämmerung wurde Peel vom Wachtposten geweckt, der ihm ein rötliches Glühen am Himmel zeigte. Ein Buschfeuer.

Als Peel es später kontrollierte, stellte sich heraus, dass das Feuer direkt unterhalb ihrer ursprünglichen Lagerstelle begonnen hatte. Es war so schnell die Hügel hinaufgerast, dass das flüchtende Wild in den tödlichen Flammen zugrunde gegangen war. Wenn er und seine Männer an Ort und Stelle geblieben wären, hätte keiner von ihnen die Feuerbrunst überlebt.

Seine Männer waren beeindruckt gewesen.

Wie hatte er davon wissen können? Irgendeine vage Andeutung von Rauch in der Luft, die sonst niemand wahrgenommen hatte? Ängstliche Tiere im Gebüsch, deren Furcht so stark gewesen war, dass er sie irgendwie gespürt hatte? Er hatte darüber nachgedacht, gegrübelt, aber es war ihm keine Antwort eingefallen, die ihn befriedigt hätte. Viel wichtiger als das ›Wie‹ war die Tatsache, dass er es getan hatte. Einer seiner Sinne hatte ihn vor der Nähe des Todes gewarnt, und er war intelligent genug gewesen, darauf zu hören.

Ähnliche Dinge waren ihm seitdem bei diversen Schusswechseln und Patrouillengängen geschehen. Zwar hatte es nie wieder ein so dramatisches Ereignis wie das Buschfeuer in Australien gegeben. Doch jedes Mal, wenn er diese kalte Hand auf seiner Schulter spürte, hatte er dem Gefühl nachgegeben. Und bei verschiedenen Gelegenheiten hatte es ihm das Leben gerettet.

Obwohl auch hier weit und breit kein Feind in Sicht war, spürte er die Furcht. Seiner Meinung nach konnte der einzige Grund dafür der Wissenschaftler sein. Niemand sonst war über seine Handlungen im Bilde und der Mann hatte einiges zu verbergen. Irgendwie passte es zwar nicht zusammen. Schließlich hatte Bascomb-Coombs ihm eine verdammte Million gegeben und ihn zu seinem Partner gemacht. Aber wer könnte es sonst sein? Und um die Wahrheit zu sagen, er hatte das Geld noch nicht hübsch auf einem Tisch aufgeschichtet gesehen. Es wurde elektronisch von der indonesischen Bank garantiert. Normalerweise hätte das ausgereicht, aber Bascomb-Coombs war der Besitzer und Operator des mächtigsten Computers der Welt. Wenn er es wollte, würde es ihm mit Sicherheit gelingen, jemanden zu täuschen, der sich mit Computern nicht gut genug auskannte.

Doch warum sollte das sein Wunsch sein?

Peel hatte keine Ahnung, aber irgendetwas lauerte ihm irgendwo auf und er wollte ihm nicht zum Opfer fallen. Am besten unternahm er alle Schritte, um so viel wie möglich herauszufinden. Noch besser wäre es, wenn er sich dabei beeilen würde. Und falls es sich um Bascomb-Coombs handelte, dann würde ihm auch sein Genie nicht mehr helfen können, wenn er ein Messer in die Rippen oder eine Kugel in den Hinterkopf bekam. Im Ernstfall war das Schwert der Schreibfeder weit überlegen, das war überhaupt keine Frage.

Peel ging auf den Bahnhof zu. Nachdem er jetzt die Initiative ergriffen hatte, fühlte er sich ein wenig besser.

29

Dienstag, 12. April 2011

Washington, D.C.

Sojan Rinpoche war auf dem Weg zu Jay. Er kam hierher, zu seiner Wohnung, als reale Person, und Jay war ziemlich nervös.

Der Vorteil der VR war, dass man sein eigenes Bild so gestalten konnte, wie es einem beliebte. Im Allgemeinen neigte Jay dazu, in den meisten Szenarios wie er selbst auszusehen. Denn eine Persona zu schaffen, nur um irgendjemanden zu beeindrucken, war mehr Aufwand, als ihm lieb war. Natürlich verbesserte er sein Bild ein wenig, vielleicht sah er auf diese Weise etwas größer und muskulöser aus, die Linien in seinem Gesicht waren ausgeprägter. Aber nicht so, dass man ihn in der Realen Welt nicht erkennen würde, wenn man ihm begegnete. Nach jahrelangen Aktivitäten in der VR neigte man ohnehin dazu, die äußere Erscheinung der anderen Spieler im Netz mehr oder weniger zu ignorieren. Wenn man sie offline bei irgendwelchen Konferenzen oder ähnlichen Veranstaltungen in der Realen Welt kennen lernte, war es häufig schwierig, die reale Person mit der Persona im Netz in Einklang zu bringen. Oft konstruierten die Leute ein von ihrem eigentlichen Aussehen völlig unterschiedliches Bild, vergaßen aber dabei, ihre Stimme zu verändern. Es war manchmal merkwürdig, wenn man sie dann aus einem total anderen Körper sprechen hörte. Oder sie veränderten ihre Stimme, nicht

aber das Gesicht – mit einem ebenso merkwürdigen Resultat.

Die Wahrheit war in der VR etwas sehr Subjektives. Der Begriff selbst war fast ein Paradoxon ...

Saji hatte Jay im Netz mitgeteilt dass er für ein paar Wochen in Washington sei. Dann hatte er gefragt, ob Jay ihn in der Realen Zeit treffen wolle. Trotz einiger Vorbehalte hatte Jay zugestimmt. Saji hatte ihn gerettet, daran gab es keinen Zweifel, und er war ihm zu echtem Dank verpflichtet. Trotzdem nagte die Sorge an ihm, dass der wirkliche Saji mit der virtuellen Version nicht mithalten könnte. Buddhisten hatten mit Illusionen gearbeitet, lange bevor die Computer erfunden worden waren. Vielleicht sah er wie Saji aus, vielleicht auch nicht. Manchmal hasste man es, jemanden persönlich kennen zu lernen, für den man großen Respekt empfand. Denn man musste fürchten, dass die Realität mit der Einbildung nicht Schritt halten konnte. Als Kind war Jay einmal dem Moderator seiner TV-Lieblingssendung begegnet. Während der Sendungen hatte der Mann immer onkelhaft gelächelt. Er war der Typ, den Kinder sich als Vater wünschten. Mit anderen Worten, er war Jays Held gewesen. Der Moderator hatte Jay entdeckt, und seine ersten süßen Worte waren: »Mein Gott, wer zum Teufel hat das kleine Biest hier hereingelassen?«

So viel zum Thema Kindheitshelden.

Jay hatte den Tiger getötet, aber im Vergleich zu dem, was ihn noch erwartete, war das der leichtere Teil gewesen. Jetzt jagte er einen Tyrannosaurier; er verfolgte einen Drachen und würde eine mächtigere Waffe benötigen. Und mehr Mut. Saji würde ihn fragen, wie er sich fühlte, und das würde auch kein Vergnügen sein. Davor hatte er beinahe noch mehr Angst als vor der Donnerechse. Wer hatte gesagt, dass ein nicht analysiertes Leben nicht lebenswert sei? Platon? Aristoteles? Sicher, vielleicht war

es so. Aber wenn man zu viel Zeit damit verbrachte, in der eigenen Psyche herumzuwühlen, wurde es auch eigenartig. Vielleicht war ein übermäßig untersuchtes Leben ebenfalls nicht lebenswert.

Mit der kehligen, sexy Stimme von Betty Bacall sagte der Hauscomputer: »Jay, du hast Besuch.«

Saji war da.

Er war auf alles vorbereitet. Noch einmal atmete Jay tief durch, dann ging er zur Tür und öffnete sie.

Vor ihm stand eine kleine, kurzhaarige Brünette in Blue Jeans, einem schwarzen T-Shirt und Cowboystiefeln. Sie schien etwa fünfundzwanzig zu sein und selbst in den Stiefeln war sie vielleicht gerade einen Meter fünfzig groß. Tiefe Grübchen umrahmten ein wunderschönes Lächeln. Sie hätte aus Tibet sein können, dachte er bei sich, obwohl in ihren Zügen nichts Asiatisches zu erkennen war.

»Hallo, Jay«, sagte sie.

Also ... *Scheiße*, plötzlich merkte er, dass er eigentlich auf gar nichts vorbereitet war.

»Saji«, entgegnete er. Es war keine Frage. Verdammt. Saji war nicht nur eine Frau, sie war außerdem jung und wunderschön. Das war nicht fair!

*Dienstag, 12. April 2011
Yews, Sussex, England*

»Ein Anruf, Sir«, sagte Applewhite. Er trug das Gerät in den Raum. »Ein Herr namens ... Pound-Sand, Milord. Er sagt, Sie würden seinen Anruf erwarten.«

Goswell hielt inne und blickte durch die Läufe der Flinte, die er gerade gereinigt hatte. Pound-Sand? Soweit er sich erinnern konnte, kannte er niemanden mit einem solchen Namen. Überhaupt ein sehr ungewöhnlicher Name. Wahrscheinlich wollte jemand Applewhite auf den Arm

nehmen. Kräftig blies er durch einen der Läufe und produzierte ein hohles Tuten; Flusen vom baumwollenen Reinigungstuch wurden in den Raum gewirbelt und schwebten in den Strahlen der Nachmittagssonne zu Boden,

»Er sagt, ein älterer Herr – Liebhaber kubanischer Zigarren – habe ihn gebeten, bei Ihnen anzurufen.«

Aha. Um *diesen* Mann handelte es sich. Goswell griff nach dem Telefon und winkte Applewhite hinaus. »Hallo?«

»Lord Goswell?«

»Ja, am Apparat.«

»Einen Augenblick bitte, Sir.« Die Stimme machte einen ordentlichen Eindruck. Da steckten eine gute Kinderstube und eine anständige Erziehung dahinter. Vom anderen Ende der Leitung kam ein elektronisches Geräusch. »Entschuldigen Sie die Verzögerung«, sagte der Mann. »Man kann gar nicht vorsichtig genug sein, finden Sie nicht?«

»Sie haben gerade eine Stimmenanalyse durchgeführt?«

»Genau das, Milord. Und diese Verbindung ist abhörsicher, unser Gespräch wird ziemlich zerhackt werden. Ich nehme an, auf Ihrer Seite hört niemand an einem Zweitgerät zu?«

Goswell nickte vor sich hin. Gute Vorführung. Er entgegnete: »Nein, wir sind allein, Mr. ... Pound-Sand.«

Glücksend lachte der Mann. »Bitte vergeben Sie mir den kleinen Scherz, Milord. Sir Harold erwähnte, dass Sie ein eher delikates Anliegen haben ...«

»In der Tat, das kann man wohl sagen.«

»Sind Sie an einer zeitweiligen oder an einer dauerhaften Lösung dieses Problems interessiert?«

»Leider muss es eine dauerhafte Lösung sein.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern.«

»Sie werden Einzelheiten brauchen.«

»Der Name würde reichen, Milord. Den Rest kann ich selbst erledigen.«

Goswell grinste. Hervorragend!

Er gab dem Killer den Namen von Peel.

»Ich danke Ihnen, Milord. Ich werde das Problem lösen. Auf Wiederhören.«

Goswell legte den Hörer auf. Keine Diskussion über Geld oder geschmacklose Details. Wie wunderbar. Er fühlte sich besser. Zumindest gab es noch ein paar gute Männer draußen im Lande.

*Dienstag, 12. April 2011
London, England*

In der Nähe von Jubilee Gardens ging Alex Michaels am Ufer der Themse entlang. Touristenboote fuhren gemächlich an ihm vorbei. Er wünschte, er könnte die Zeit zurückdrehen. Sein Leben war zu einer verdammten Seifenoper geworden. Die Nachforschungen kamen keinen Schritt voran. Seine frühere Ehefrau verlangte das alleinige Sorgerecht für die gemeinsame Tochter. Er hatte eine Affäre mit seiner Stellvertreterin. Schlimmer noch, er hatte um ein Haar mit einer *anderen* Frau geschlafen, die erst die dritte in zwölf Jahren gewesen wäre. Wie konnte er Toni das beibringen? Was konnte er sagen? Klar, etwa so: Während du unterwegs warst, bin ich verdammt nahe daran gewesen, mit der fantastischen britischen Geheimagentin Angela Cooper die ganze Nacht herumzurollen, bis die Möbel in Stücke gegangen wären. Tut mir Leid.

Dafür fühlte er sich jetzt, als ob er einen Affen auf dem Rücken tragen würde, der ihm die Finger in den Nacken und die Schultern grub. Er schien sich wie ein Schraubstock mit den Beinen um ihn zu klammern und war so schwer, dass Michaels kaum Luft bekam. Noch nie in seinem Leben hatte er solche Schuldgefühle gehabt. Bisher

hatte er noch nie etwas Ähnliches getan. Wie hatte er nur so dumm sein können? Wie zum Teufel konnte er das wieder ins Lot bringen?

War es überhaupt möglich, alles wieder ins Lot zu bringen?

Er konnte den Gedanken nicht ertragen, Toni zu verlieren. Aber wenn er ihr alles erzählte, bestand diese Möglichkeit durchaus, vielleicht schlug sie ihn ins Gesicht und ging davon. Natürlich könnte sie ihm auch die Knochen brechen und gehen, obwohl er sich davor weniger fürchtete als vor dem Schmerz in ihrem Gesicht.

Was zum Teufel hatte er sich nur dabei gedacht?

Natürlich könnte er die ganze Schuld auf Angela schieben. Sie hatte sich ziemlich viel Mühe gegeben, um ihn in ihre Wohnung mitzunehmen. Irgendwie hatte sie ihm mit der Massage eine Falle gestellt, aber es gelang ihm nicht, sich mit diesen Gedanken zu täuschen. Schließlich hatte sie ihm keine Pistole an den Schädel gehalten. Zum Tango gehörten immer zwei. Er hätte ihr Angebot höflich ablehnen und nach Hause gehen können.

Gut, zum Äußersten war es nicht gekommen, aber es war mehr als knapp gewesen.

Von einem Schiff, das aussah wie ein mit einem bunten Baldachin überdachter Schleppkahn, lachten und winkten ihm japanische Touristen zu. Wahrscheinlich hielten sie ihn für einen Einheimischen. Von außen gab es wohl keinen großen Unterschied zwischen einem Engländer und einem Amerikaner.

Die Touristen konnten nicht ahnen, dass er gerade in diesem Augenblick mit dem Gedanken spielte, sich in die Themse zu stürzen. Irgendwie ergriff ihn eine morbide Faszination bei der Vorstellung, bis auf den Grund zu tauchen und dort zu bleiben.

Er winkte zurück. »Warum verreckt ihr nicht alle?«, fragte er mit einem falschen Lächeln.

Warum taten Männer so etwas nur? Aus welchem Grund betrogen sie ihre Ehefrauen oder Geliebten, genau wie er es getan hatte? Fast getan hatte. Er war einmal mit einem Rechtsanwalt, den er bei der Arbeit kennen gelernt hatte, auf einen Drink ausgegangen. Dieser große, gut aussehende, vermögende Mann war mit einer wunderschönen Frau verheiratet. Sie hatten drei Kinder, ein tolles Haus in Virginia, Geld, Hunde, Katzen, alles, was das Herz begehrt. Sie kamen miteinander ins Gespräch. Nach ein paar Drinks vertraute der Anwalt sich Michaels an. Er erzählte ihm, dass er vor nicht allzu langer Zeit bei einem Benefizfrühstück zum Einsammeln von Spenden in Washington gewesen war. Außer seiner Ehefrau saßen vier äußerst attraktive Frauen zwischen zweiundzwanzig und vierzig am Tisch. Einige waren verheiratet, die anderen nicht. Der Anwalt erzählte, dass er innerhalb des Jahres vor diesem Frühstück mit allen diesen Frauen geschlafen habe und sich schon darauf freue, wieder mit ihnen ins Bett zu gehen. Keine wusste von den anderen. Es war ein fantastischer Augenblick in seinem Leben, brüstete er sich.

Fast wäre Michaels an seinem Drink erstickt. Der Mann musste verrückt sein. Allein die Idee, mit fünf Frauen an einem Tisch zu sitzen, die alle mit ihm im Bett gewesen waren, erfüllte ihn mit Panik. In einer solchen Situation wäre er vor Angst tot umgefallen, daran zweifelte er keine Minute. Für ihn wäre die Spannung unerträglich gewesen. Vor seinem geistigen Auge sah er, wie sein Kopf buchstäblich ... explodierte, wie ein Feuerwerkskörper zu Silvester.

Zwar hatte er nur wenige Erfahrungen, doch er glaubte, dass Frauen diese Dinge irgendwie spürten. Ein falscher Blick oder ein falsches Wort von Angela und Toni würde sofort Bescheid wissen. Das war das Letzte, was er wollte: dass sie nicht von ihm, sondern von einer anderen Person von der Angelegenheit erfuhr.

O Mann! Was sollte er jetzt tun? Wie er die Lage auch beschah – es war unmöglich, siegreich aus dieser Situation herauszukommen.

Daran hättest du denken sollen, als du deine Klamotten ausgezogen und dich auf den Massagetisch gelegt hast, mein Freund. Vielleicht hättest du das Gehirn anstellen sollen, bevor du die anderen Körperteile in Bewegung gesetzt hast...

Während Rushjo Peel folgte, achtete er darauf, dass sich im Verkehrsfluss zwischen Peels Auto und seinem Mietwagen immer ein oder zwei Fahrzeuge befanden. Er hielt sich nicht für einen Beschattungsspezialisten, beileibe nicht. Schließlich hatte er Männer gekannt, die einer armen Seele durch den Haupteingang der Hölle folgen konnten, ohne dass der Teufel davon Wind bekam. Aber es war erheblich leichter, wenn die Zielperson von der Beschattung wusste und *wollte*, dass man ihr auf den Fersen blieb. Natürlich war er schon anderen gefolgt, normalerweise Augenblicke, bevor er sie umbrachte. Sicher kannte er die Grundlagen der Beschattung in der Öffentlichkeit. Er wusste, wie man sich in Deckung hielt, in der Menge untertauchte, wann man zurückbleiben und jemanden entkommen ließ, um nicht aufzufallen. Solche Fähigkeiten gehörten zu seinem Beruf. Hier kannte er sich aus – er war ein Meister seines Fachs.

Sie kamen an einem Straßenschild vorbei. Old Kent Road. Auf der linken Seite befand sich ein Komplex mit dem Namen South East Gas Works. Im Geiste machte Rushjo sich von diesen Dingen Notizen.

Anfänger unterließen es bei ihren ersten Beschattungsversuchen häufig, so auf ihre Umgebung zu achten, dass sie wussten, wo sie sich befanden. Sie neigten dazu, sich derartig auf ihre Zielperson zu konzentrieren, dass ihnen alles andere entging. Auf diese Weise wurde unter Umständen ein Freund dieser Person übersehen, der auf der

Lauer lag und nur auf einen Verfolger gewartet hatte. Oder man ließ ein Objekt auf den kompliziertesten Wegen nicht aus den Augen. Manchmal war die Person sogar pfiffig genug und machte absichtlich Umwege, um zu sehen, ob ihr jemand folgte. Wenn man nicht genau aufpasste, konnte es geschehen, dass man plötzlich nicht mehr wusste, wo man sich befand. In einer Stadt, in der man sich auskannte, war das kein Problem. Aber in einer fremden Umgebung konnte es Schwierigkeiten geben. Ohne Stadtplan oder GPS wurde der Weg zurück womöglich zur Tortur.

Es gab noch schlimmere Dinge. Jede Stadt hatte Viertel, in denen man nicht stundenlang parken und darauf warten konnte, dass der Verfolgte zu seinem Fahrzeug zurückkehrte und weiterfuhr. Eine Straße in einer besseren Wohngegend war für längere Aufenthalte ungeeignet. Reiche Leute hatten Dinge, die sie schützen wollten. Außerdem waren sie oft der Meinung, dass das Gesetz und seine Hüter ihnen einen gewissen Vorrang einräumen sollten. Es war zwar eine öffentliche Straße, und offiziell hatte man das Recht, dort zu parken. Doch wenn ein Fabrikdirektor aus dem Fenster seiner Villa schaute und einen Unbekannten im Auto wartend vor seinem Grundstück entdeckte, würde er mit Sicherheit die Polizei anrufen. Sie würde kommen und zumindest die Personalien des Fahrers überprüfen. Falls vorher nicht ein privater Sicherheitsdienst eintraf.

Für einen längeren Zeitraum vor einer Bank zu parken und dabei im Auto sitzen zu bleiben war ebenso wenig ratsam.

Wenn man in eine fremde Gegend fuhr und in der Nähe einer Grundschule anhielt, nahe genug, um den Kindern beim Spielen zusehen zu können, dann würde hundertprozentig die Polizei in kürzester Zeit auftauchen, um festzustellen, ob in diesem Fahrzeug vielleicht

ein Perverser saß, der nur auf eine Gelegenheit wartete, sich vor den Kindern zu entblößen – oder ihnen Schlimmeres anzutun. Man brauchte einen hervorragenden Grund für seine Anwesenheit – doch kein Grund war gut genug, um der Polizei plausibel zu machen, weshalb ein Mann vor einer Schule stand und Kinder beobachtete. Möglicherweise war die einzige Entschuldigung, dass man zu den Bullen gehörte und einem potenziellen Kinderschänder auflauerte. Ansonsten würde man sicher aufgefordert werden, unverzüglich weiterzufahren.

In einer solchen Situation wäre es vorteilhaft zu wissen, wo man sonst noch darauf warten konnte, dass das Zielobjekt wieder auftauchte.

Vor ihm bog Peel jetzt in einen Parkplatz vor einem kleinen, zweistöckigen Gebäude ein.

Rushjo fuhr an dem Parkplatz vorbei und entdeckte auf der Straße einige Meter weiter eine Parkmöglichkeit, direkt unter einer kleinen Eiche. Er grinste. Die erste Regel bei der Beschattung mit einem Fahrzeug war ihm beim Basistraining immer wieder von Serge, dem alten russischen Spetsnaz-Spezialisten, eingebläut worden: immer im Schatten parken. Je wärmer es war, desto wichtiger war die Regel.

Rushjo parkte, stellte den Motor ab und vergewisserte sich, dass niemand hinter Peel auf den Parkplatz fuhr. Keiner zu sehen.

Peel stieg aus und ging auf das Gebäude zu, ohne in irgendeiner Weise anzudeuten, dass er Rushjo bemerkt hatte. Vorher hatte er ihm erklärt, dass innerhalb des Gebäudes nichts zu befürchten war. Es war also nicht nötig, ihm nach drinnen zu folgen.

Langsam rutschte Rushjo auf seinem Sitz hin und her. Er drehte sich in alle Richtungen auf der Suche nach Anzeichen, dass irgendjemand schon bereit stand oder noch kam, um auf Peels Abfahrt zu warten. Sollte er eine

potenzielle Bedrohung bemerken, würde er Peel auf dessen Handy anrufen. In diesem Fall würden sie sich die weiteren Schritte gemeinsam überlegen.

Während er im Wagen saß und nichts zu tun hatte, außer die Augen auf zu halten, dachte Rushjo wieder daran, endlich nach Hause zu fahren. Die Reiseprobleme waren zum größten Teil aufgehoben, und es wäre ein Leichtes, eine Transportmöglichkeit zum europäischen Festland ausfindig zu machen. Noch am Vortag hatte wieder ein Fall in der Zeitung gestanden. Irgendein Narr hatte sich an den Zäunen, Überwachungskameras und Sicherheitskräften vorbeigeschmuggelt, um zu Fuß in den Eurotunnel zu gelangen. Es hatte ihn einen ganzen Tag gekostet, von England nach Frankreich zu marschieren. Außerdem war es ein Wunder, dass ihn der Sog der mit einhundertsechzig Stundenkilometern vorbeirasenden Züge nicht vom schmalen Fußweg auf die tödlichen Gleise gezogen hatte. In den letzten Jahren hatte es durch solche Unfälle bereits einige Todesopfer gegeben.

Damit war wieder einmal bewiesen, dass ein Mann bei ausreichend starkem Willen überallhin gelangen konnte.

Peel gegenüber war er keinerlei Loyalität schuldig und die Bezahlung war für ihn völlig unwichtig. Geld hatte er mehr als genug. Aber ein paar Tage würde er noch bleiben. Zumindest konnte er dieser Angelegenheit ein gewisses Interesse abgewinnen. Außerdem hatte Peel es geschafft, ihn ausfindig zu machen und zu überraschen. Das bedeutete in diesem Geschäft etwas. Ein paar Tage länger gingen schon in Ordnung.

*Dienstag, 12. April 2011
Washington, D.C.*

Mehr oder weniger versteckt stand Tyrone in dem Sportgeschäft und sah auf die Tische und Stühle der Schnellimbisse. Er hatte die Schule geschwänzt, um ins Einkaufszentrum zu kommen. Bella war hier. Sie saß an einem Tisch vor Tortilla Maria, umringt von einem halben Dutzend Mädchen und zwei Jungen. Tyrone glaubte nicht, dass die Jungen zu ihr gehörten. Es waren nur kleine Monde, die ihren hell leuchtenden Stern von fern umkreisten. Bella lachte und alle stimmten in ihr Gelächter ein. Wenn sie sprach, hörten alle andächtig zu. Sie war wirklich etwas Besonderes.

Dennoch hatte er ihr gegenüber gemischte Gefühle. Auf der einen Seite hasste er sie dafür, wie sie ihn fallen gelassen hatte. Ohne Warnung, einfach so! Mitten zwischen die Augen, *hasta la vista*, Tyrone! Sie war es nicht gewöhnt, dass ein Junge ihr Verhalten kritisierte, wie er es getan hatte. Deshalb war es aus heiterem Himmel vorbei gewesen. Gib dir keine Mühe, Mann.

Auf der anderen Seite musste man sie einfach nur anschauen ... Sie war so wunderschön, der Mittelpunkt eines jeden Raums, den sie betrat. Die Jungen standen Schlange, um den Boden zu küssen, den sie mit ihren Füßen berührt hatte. Und es hatte einmal eine Zeit gegeben, als sie *ihm* ihre Gunst zugewandt hatte. Sie hatte ihn geküsst, ihn berührt, hatte zugelassen, dass er sie berührte. Allein der Gedanke daran, das wieder tun zu können und sich gleichzeitig ihrer Beachtung und Aufmerksamkeit sicher zu sein – darin lag schon eine gewisse Magie, gar keine Frage. Damals hatte seine Hand ihre perfekten Brüste gestreichelt, hatte seine Zunge mit der ihren in

diesem perfekten Mund gespielt. Schon der Gedanke war so erregend ... Er konnte von Glück sagen, dass er sich zwischen zwei Reihen mit Skikleidung befand. Auf diese Weise sah niemand, *wie* erregt er tatsächlich war.

Eigentlich hatte sie ihn in die Mall eingeladen. Er könnte also aus seinem Versteck heraustreten, zu ihrem Tisch schlendern und sehen, was geschehen würde. Würde sie lächeln und ihn in der Gruppe willkommen heißen, ihn bitten, sich neben sie zu setzen? Weil sie ihn dafür respektierte, dass er die Wahrheit sagte? Oder würde sie ihre Spielchen mit ihm treiben und ihn vor ihren Freunden eiskalt abservieren? Würde sie ihn in Verlegenheit bringen, ihn vor allen wie ein völliger Idiot aussehen lassen? Damit rechnete er zwar nicht – dazu hatte sie bereits viele Male die Gelegenheit gehabt, und warum so lange warten? –, aber er war sich auch nicht sicher.

Damals, vor nicht allzu langer Zeit, wäre er gerannt, so schnell ihn seine Füße trugen. Keine Nanosekunde lang hätte er sich darüber Gedanken gemacht. Er hatte sie *geliebt*. Und er war der Meinung, dass sie ihn auch geliebt hatte. Aber das war damals gewesen. Irgendwie hatte sich das Leben in ein paar Monaten ziemlich geändert.

Wenn er an Bella dachte, fühlte sich Tyrone wie ein nasses Badetuch – zusammengeknüllt, ausgewrungen, völlig verknotet in die Badewanne geworfen, ohne auch nur zum Trocknen aufgehängt zu werden. Jetzt hätte er die Gelegenheit zu erfahren, woran er war.

Das einzige Problem war: Wollte er es wirklich wissen? Fallen gelassen zu werden war schlimm gewesen. Jetzt noch in der Öffentlichkeit blamiert zu werden wäre unerträglich. Schon hörte er Jimmy-Joe und die anderen Jungen lästern: »He, Partner, ich höre, du bist von La Belladonna mitten in der Mall fertig gemacht worden! Abserviert, aus und vorbei, kein Replay. Wie *fühlst* du dich denn jetzt?«

Tyrone schüttelte den Kopf. Dieses Szenario wollte er weder in der Realen Welt noch in der Virtuellen Realität spielen, herzlichen Dank, verdammt noch mal.

Okay, wer nichts wagt, der nichts gewinnt. Aber der *verliert* auch nichts, oder?

Aber wenn er Bella auf diese Weise zurückgewinnen könnte? Wenn er wieder bei ihr zu Hause auf dem Sofa liegen könnte und noch einmal die Chance hätte, ihren perfekten Körper zu streicheln? Wenn er seine Lippen auf ihre Lippen pressen dürfte, lohnte sich das Risiko dann nicht?

Aber sicher.

Langsam atmete er ganz tief durch. Noch einmal. Im schlimmsten Fall würde er wie ein Idiot aussehen. Und im besten Fall?

Plötzlich überwältigte ihn die Vorstellung von der nackten Bella, die ihre Haare auf dem Kissen ausgebreitet hatte. Das Bild war so lebendig, dass er zu atmen vergaß. Er war vierzehn Jahre alt, und für dieses Bild könnte er sterben – einmal abgesehen davon, dass er dafür auch im Gefängnis landen könnte, selbst wenn sie älter war als er. Bella. Nackt...

Mein Gott!

Als er sich daran erinnerte, wieder zu atmen, ging Tyrone auf die Tür zu. Tu es oder stirb, Partner. Tu es oder stirb.

*Dienstag, 12. April 2011
London, England*

John Howard stand vor dem Hauptquartier des MI-6 und beobachtete, wie sein Chef gerade die Straße überquerte und auf ihn zukam. Als er winkte, sah Michaels ihn und grüßte zurück.

»Colonel, wie geht es Ihnen?«

»Recht gut, Sir. Alles in allem.«

»Gibt es Neuigkeiten über den Killer?«

»Ja und nein«, entgegnete Howard. »Wir wissen, dass er am Mittwoch von Seattle abgeflogen ist. Wir wissen, dass er hierher gekommen ist. Alle Passagiere, die den Zoll passieren, werden gefilmt. Fiorella hat die am frühen Donnerstagmorgen aus den Staaten eintreffenden Leute checken lassen. Dadurch haben wir eine fotografische Übereinstimmung erhalten.«

In den Händen hielt er ein ausgedrucktes Farbfoto eines Mannes, der durch den Flughafen spazierte. Über der Fotografie konnte man die feinen Linien eines eingblendeten Rasters erkennen.

»Sind Sie sicher, dass er es ist?«

»Sieht jedenfalls so aus. Am richtigen Ort, zur richtigen Zeit. Der Computer sagt, die Ohren und Hände stimmen mit unseren Angaben überein. Wenn er keinen Zwillingbruder hat, ist er es.«

Mit dem Kopf deutete Michaels auf das Gebäude. »Sollen wir hineingehen?«

Als sie die Wachtposten passiert hatten und den Flur entlanggingen, sagte Michaels: »Das ist jetzt fast eine Woche her, inzwischen kann er praktisch überall hingefahren sein.«

»Das stimmt natürlich, Sir. Er könnte schon weitergereist sein, noch bevor die Computer abstürzten. Baby Huey steht uns die ganze Zeit zur Verfügung. Lieutenant Winthrop arbeitet an den Rechnern, um mit britischer Unterstützung alle relevanten Informationen bezüglich Flug- und Zugverkehr zu analysieren. Auch Autovermietungen und sogar Bootsvermietungen werden unter die Lupe genommen, um herauszubekommen, wohin der Verdächtige von London aus reist. Selbst ein gefälschtes Passbild muss ja eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm aufweisen.«

»Er könnte auch eines mit falschem Bart und Perücke machen lassen«, wandte Michaels ein.

»Wir überprüfen alle männlichen Alleinreisenden, die auch nur annähernd die richtige Größe, das richtige Gewicht und das entsprechende Alter haben.«

»Er könnte sich von einem Begleitservice ein Mädchen mieten, das mit ihm reist.«

»Ja, Sir, und er könnte auch einen Zauberdoktor ausfindig machen, der ihn in einen Gorilla verwandelt. Irgendwo müssen wir anfangen, Sir.«

Schmunzelnd bedachte Michaels diese Worte.

Jetzt hatten sie das Büro erreicht, wo Howard Toni Fiorella zurückgelassen hatte.

Im Büro standen Fiorella und eine große beeindruckende Blondine mit kurzen Haaren vor einer vergrößerten Holoprojektion, auf der Dutzende von Gesichtern nebeneinander aufgereiht waren.

»Gerade sind die ersten Fotos von Jo Winthrop eingetroffen, Colonel«, erklärte Toni. »Alle haben Ohren, die unseren Größenspezifizierungen entsprechen, oder die Ohren sind so verdeckt, dass wir sie nicht klar erkennen können. Hallo, Alex. Wie war der Spaziergang?«

»Gut, danke«, erwiderte Michaels. Er schien sich nicht besonders wohl zu fühlen und war recht blass im Gesicht.

»Oh, entschuldigen Sie meine schlechten Manieren«, sagte Toni. »Colonel John Howard? Dies ist Angela Cooper. Sie ist unsere Verbindungsperson beim MI-6. Colonel Howard ist der Kommandeur der militärischen Einsatzteams der Net Force.«

Die Blondine streckte die Hand aus und lächelte Howard zu. »Angenehm, Colonel. Es freut mich, Sie kennen zu lernen.«

Er ergriff ihre Hand und erwiderte ihr Lächeln. Aus den Augenwinkeln schnappte er den Ausdruck auf dem

Gesicht von Michaels auf. Er hatte ein kränkliches Grinsen aufgesetzt, aber Howard schien es, als ob er sich im nächsten Augenblick übergeben müsste.

Cooper ließ Howards Hand los. Einen Moment später sah er, wie sie Michaels einen raschen Blick zuwarf. Er folgte ihm und bemerkte, dass Michaels zur Seite schaute, als wollte er vermeiden, ihr in die Augen zu sehen. Es war nichts und es dauerte nicht länger als eine halbe Sekunde. Vielleicht war es nur seine Einbildung. Aber ...

O mein Gott...

Howard ging normalerweise am Sonntag mit seiner Frau und seinem Sohn in die Kirche. Dennoch hielt er sich nicht für einen Propheten mit der Fähigkeit, mehr als andere Menschen zu sehen. Auf der anderen Seite hatte er einige Jahre Erfahrung hinter sich und glaubte, von sich sagen zu dürfen, dass er seine Mitmenschen recht gut einschätzen konnte.

Irgendetwas ging hier vor. Irgendetwas hatte sowohl in dem Blick gelegen, den die dunkelblonde Schönheit Michaels zugeworfen hatte, als auch in der Art, wie dieser sich abgewandt hatte.

Wie die meisten Männer, die viel unterwegs sind, war auch Howard bereits mehr als einmal versucht gewesen, eine außereheliche Affäre einzugehen. Es hatte eine ganze Reihe von Frauen gegeben, die daran interessiert waren, ihn in der Horizontalen kennen zu lernen. Ein paar von ihnen waren so attraktiv gewesen, dass er mit dem Gedanken gespielt hatte. Wer würde es erfahren? Wer würde dadurch Schaden nehmen? *Wie* hieß es noch in dem alten Song? Wenn du nicht bei der sein kannst, die du liebst, kannst du nicht die lieben, bei der du gerade bist?

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, oder?

Glücklicherweise waren alle solche Gedanken in den langen Jahren seiner Ehe nie über das erste Stadium der

Überlegungen hinausgekommen. Er hielt sich nicht für besonders tugendhaft – vor seiner Ehe hatte er sich als junger Soldat ziemlich herumgetrieben –, aber er hatte in dem Moment damit Schluss gemacht, als er das Eheversprechen gab. Vielleicht hatte er mehr Glück als die meisten Männer, aber ihm war kein einziger Ausrutscher passiert. Doch er kannte unzählige Männer, die bewusst weitersündigten. Viele hatte er neben Frauen stehen und so tun sehen, als würden sie diese weiblichen Wesen oberflächlicher kennen, als den Tatsachen entsprach.

Er hätte vor Gericht nicht auf eine Bibel schwören mögen, aber der kleine Austausch zwischen Michaels und Cooper schien ihm eindeutig. Eigentlich würde er lieber nichts davon wissen, aber diese beiden hatten irgendetwas miteinander. Mehr noch: Nach ihrem Verhalten zu urteilen, wusste Toni Fiorella nichts davon.

O je. Mit einem Mal war Howard sehr glücklich darüber, nicht in den Schuhen von Alex Michaels zu stecken. Sehr glücklich.

*Dienstag, 12. April 2011
London, England*

Rushjo öffnete die Autotür. In der gleichen Sekunde sah er den Schützen.

In Wirklichkeit war es reine Glückssache. Zufällig befand der Mann sich gerade neben dem Wagen und schaute in die richtige Richtung, während er etwa zwölf oder dreizehn Meter hinter Peel herging. Wenn Rushjo nicht genau zu diesem Zeitpunkt aufgeschaut hätte, wäre es wahrscheinlich zu spät gewesen. Auf diese Weise hatte er den Reflex der Sonnenstrahlen auf dem Edelstahl gesehen, als der Mann seine Jacke schloss, um die Waffe im Gürtel an seiner Rechten zu verbergen. Nur eine halbe Sekunde später, und er hätte es nicht wahrgenommen.

Dann hätte er gedacht, dass der Mann ein normaler Fußgänger war, der zu einer späten Verabredung eilte oder noch schnell etwas einkaufen wollte, bevor die Läden schlossen.

In weniger als einem Meter Abstand kam der Mann an Rushjo vorbei. Rushjo ging einfach weiter und driftete dabei ein bisschen nach rechts ab, als ob er sich das Schaufenster eines Hutgeschäftes ansehen wollte. Aufmerksam auf sein Ziel konzentriert, ging der hoch gewachsene Mann mit bereits ziemlich dünnen aschblonden Haaren weiter. Über einem Polohemd trug er eine Windjacke, dazu eine Khakihose und Laufschuhe.

Rushjo blickte sich um, entdeckte aber keinen zweiten Mann. Dann wandte er sich vom Schaufenster ab und ging dem Schützen nach. Er griff nach dem am Gürtel befestigten Handy und drückte eine Taste.

Die Nummer war vorprogrammiert. Es war eine der beiden, die Peel ihm gegeben hatte. Im nächsten Augenblick würde das Handy an Peels Gürtel vibrieren. Sonst kannte niemand diese Nummer, hatte Peel ihm mitgeteilt. Wenn sein Gerät vibrierte, bedeutete es, dass Rushjo eine tödliche Gefahr in zu großer Nähe entdeckt hatte, um die andere Nummer zu benutzen und darüber zu sprechen.

Augenblicklich machte Peel eine Rechtswendung und trat in die Tür des nächsten Geschäfts. Ein Buchladen.

Der Killer änderte seine Marschrichtung, um ihm in den Laden zu folgen.

Hastig beschleunigte Rushjo seine Schritte, sodass er die Tür des Buchladens einen halben Meter hinter seiner Beute erreichte. Es wäre ein Leichtes gewesen, den Mann zu treffen und sofort auszuschalten. Doch sie wollten ihn noch so lange am Leben erhalten, bis sie wussten, wer ihn geschickt hatte. Auf der Straße würde alles ein wenig schwieriger sein, aber in einem Laden, vor erheblich weniger Zeugen, dürfte es keine Probleme geben.

Peel wusste, was er zu tun hatte. Schnell lotste er seinen potenziellen Mörder in einen leeren Gang zwischen zwei hohen Regalen mit staubigen Büchern. Bevor der Schütze nach seiner Waffe greifen konnte, hatte Rushjo ihn erreicht. Er bohrte dem Mann die kleine Beretta ins Rückgrat und sagte: »Eine Bewegung, und du stirbst.«

Der Schütze war ein Profi – er erstarrte augenblicklich.

»Alles klar«, sagte Rushjo.

Peel drehte sich um. Seine Hand befand sich unter der Sportjacke auf der Höhe der rechten Hüfte. Er grinste. »Henry? Ich dachte, Sie hätten sich zur Ruhe gesetzt.«

Der aschblonde Mann erwiderte: »Das hätte ich wohl besser tun sollen, allem Anschein nach.«

»Späte Erkenntnis«, entgegnete Peel. »Wir sollten vielleicht ein wenig plaudern, finden Sie nicht?«

»Das wird nicht gehen, Terry, das wissen Sie.«

»Sie können dieses Spiel nicht mehr gewinnen, Henry. Mein Partner hat früher für Spetsnaz gearbeitet. Er kann Sie zum Krüppel machen, und dann werden wir uns trotzdem unterhalten. Warum verhalten wir uns nicht wie zivilisierte Menschen? Vielleicht gibt es sogar eine Lösung, bei der niemand zum Würmerfutter wird.«

»Also wirklich, Terry, ich dachte, Sie hätten eine bessere Meinung von mir ...«

Bei diesen Worten hechtete Henry zur Seite. Die Bewegung kam so unerwartet, dass Rushjo seine Wirbelsäule verfehlte. Stattdessen traf ihn die Kugel knapp oberhalb der linken Niere. Von den Bücherregalen wurde der laute Knall zurückgeworfen. Ihnen blieben höchstens ein paar Sekunden, um die Angelegenheit zu Ende zu bringen.

»Lebend!«, rief Peel. Im gleichen Moment zog er seine Pistole.

Rushjo behielt Henrys rechte Hand im Auge. Sie war am nächsten an der versteckten Waffe. Er würde auf die

Hand zielen, und wenn er nicht traf, wäre ein Bauchschuss mit Kaliber 22 nicht sofort tödlich ...

Vielleicht hatte Henry begriffen, dass er seine Pistole nicht schnell genug hervorziehen konnte, um ihnen zuvorkommen. Er versuchte es nicht einmal. Stattdessen riss er sein linkes Handgelenk an den Mund und biss auf das Armband seiner Uhr. Augenblicklich verstand Rushjo, was diese Bewegung bedeutete. Genauso schien es Peel zu gehen, dem nur ein einziges Wort entfuhr: »Arschloch!«

Rasch steckte Rushjo seine Pistole wieder in die Tasche, drehte sich um und hastete zum Ausgang. Peel war ihm auf den Fersen. Sogar Bücherwürmer würden inzwischen sehen wollen, was den Lärm verursacht hatte.

Auf was für eine Giftpille Henry gerade gebissen hatte, war unerheblich. Zweifellos handelte es sich um eine schnell wirkende Substanz. Es war unmöglich, mit Folter Informationen aus einem Mann herauszuholen, der sich lieber umbrachte, als etwas zu verraten. Wirklich ein echter Profi. Wahrscheinlich war Henry bereits tot, bevor er in ärztliche Hände gelangte. Rushjo respektierte einen Mann, der so starb. Wenn man wusste, dass seine Zeit abgelaufen war, dann war es besser, auf eine selbst gewählte Weise zu gehen. Man hatte den Krieg verloren, aber wenn man zu diesem Zeitpunkt den Gegner noch um irgendetwas bringen konnte, würde man die kleine Befriedigung mit ins Grab nehmen.

Draußen auf dem Bürgersteig entfernten sie sich mit schnellen Schritten. Peel holte Rushjo ein und ging auf seinen Wagen zu. Er sagte: »Eigentlich mochte ich den alten Henry. Schade um ihn.«

Während er ihm folgte, überlegte Rushjo, wie er die Beretta loswurde. Er musste sich so schnell wie möglich davon trennen. In der Buchhandlung lag ein toter Mann. Zwar hatte Gift seinen Abtritt verursacht. Doch selbst

eine besonders behandelte Kugel behielt manchmal genug Eigenschaften, um ballistisch der Waffe zugeordnet zu werden, die den Schuss abgefeuert hatte. Eine Pistole, die mit einem toten Mann in Verbindung gebracht werden konnte, war eindeutig ein schlechter Talisman.

31

*Dienstag, 12. April 2011
Washington, D.C.*

Jay brachte Saji ein Glas Wasser, schüttelte den Kopf und sagte: »Dir macht das richtig Spaß, was?«

Von ihrem gepolsterten Sessel lächelte sie ihn an. »Ja. Sogar mehr, als vielleicht gut ist.«

Er setzte sich auf die graue heruntergekommene Ledercouch, die er bei einem Straßenverkauf erstanden hatte. Ein sanfter Duft von Patschuli hing in der Luft. Ihr Parfüm? Ein Rest Räucherstäbchenduft in ihren Haaren? Gott, war sie bezaubernd! »Nach all den Jahren Erfahrung im Netz hätte ich es eigentlich besser wissen sollen, aber *darauf* war ich nicht gefasst.«

»Stört es dich?«

Er dachte einen Moment lang nach. »Nein. Nicht wirklich. Schließlich kommt es auf den Kopf an, nicht auf den Körper.«

»Das muss man dir lassen, Jay. Du glaubst wirklich daran. Wenn ich das schon gewusst hätte, als wir uns kennen gelernt haben, hätte ich mir nicht solche Mühe mit der Verkleidung gemacht.«

»Nun, dann befriedige doch bitte meine Neugierde und erzähl mir, warum du dir diese Mühe gegeben hast.«

Sie spielte mit den Eisstückchen in ihrem Glas. »Möch-

test du die Kurzversion oder den ausführlichen Vortrag?«

»Na, wenn schon, dann lieber das Letztere. Zusammenfassungen von Büchern sind meistens langweilig.«

Lächelnd fing sie an. »Also gut. In gewisser Weise ist der Buddhismus wie viele traditionelle Religionen. Über lange Zeit hatten nur die Männer besondere Funktionen inne. Es gehörten zwar immer auch Normen und Laienfrauen dazu, die den Weg genauso gut wie die Männer gemeistert haben. Aber auch heute noch findet man bei vielen Menschen ein Vorurteil gegen das weibliche Geschlecht. Und in den meisten heiligen Schriften – der Bibel, dem Koran, den Upanishaden und dem größten Teil der buddhistischen Literatur – ist, wenn überhaupt, in einem väterlichen und herablassenden Ton von Frauen die Rede. Sogar wenn es darum geht, sie zu loben: Frauen sind diejenigen, die für die Erhaltung des Lebens streiten, sie tragen die Kinder aus, aber sie sind das schwächere Geschlecht, das vor der rauen Welt geschützt werden muss. Bla, bla, bla. Die meisten alten Religionen sehen in der Frau mehr einen Besitz als einen Menschen. Ein Mann besitzt einen Hof, Ziegen, Schafe und eine Frau. In Amerika dürfen die Frauen erst seit weniger als hundert Jahren wählen. Kannst du mir folgen?«

»Erzähl weiter, ich höre zu.«

»In Ordnung. Die Religionen wollen also unbedingt, dass die Mädchen barfuss und schwanger zu Hause im Feuer stochern, während ernste Geschäfte von den Jungs durchgeführt werden. Es gab einige wenige Ausnahmen, bei denen weibliche Gottheiten verehrt wurden, Wicca und ähnliche Dinge. Ansonsten wurde den Frauen bis vor kurzer Zeit keine wirklich wichtige Rolle zugestanden, sei es in der Lehre oder beim Praktizieren. Dies trifft auch auf die mehr oder weniger »neutralen« Religionen zu. Bis heute gibt es keine weiblichen katholischen Pries-

ter. In einigen moslemischen Ländern dürfen Frauen immer noch nicht ihr Gesicht in der Öffentlichkeit zeigen. Im Buddhismus ist es nicht ganz so schlimm wie in anderen Religionen. In den letzten hundert Jahren wurden große Fortschritte gemacht. Aber es herrscht unter den orthodoxen Anhängern immer noch eine Art unausgesprochener Glaube, dass Frauen eben doch nicht so gut wie Männer sind. Abgesehen von allem Körperlichen denken Frauen anders als Männer. Den besten Schachspielerinnen gelingt es nicht, die männlichen Großmeister zu schlagen. Die meisten Männer schneiden bei räumlichen Tests, beim Einsatz ausschließlich der linken Gehirnhälfte, besser als Frauen ab. Viele Männer – und einige Frauen stimmen ihnen da zu – sehen hierin den Grund dafür, dass sie die Macht innehaben. Die Gleichheit ist immer noch in der Entwicklungsphase, und an vielen Orten existiert sie noch lange nicht.«

Jay nickte. All dies war ihm klar. Auch wusste er, wohin der Vortrag führen würde. Doch er sagte nur: »Bin noch dabei.«

»In vielen Kreisen ist es so, dass ein alter Mann mit viel mehr Respekt behandelt wird als eine junge Frau. Die Wahrheit ist die Wahrheit, doch viele Menschen möchten erst sehen, von wem sie kommt, bevor sie sie akzeptieren. Kennst du den alten Hollywood-Witz vom Produzenten und dem Autor? Der Autor schickt dem Produzenten ein Skript, um das der ihn dringend gebeten hat. Die Wochen vergehen, doch der Produzent meldet sich nicht. Schließlich ruft der Autor an und fragt: ›Haben Sie mein Skript gelesen?‹ ›Ja, habe ich.‹ ›Und was halten Sie davon?‹ Der Produzent antwortet: ›Ich weiß nicht, was ich davon halten soll – bis jetzt hat es niemand außer mir gelesen.‹«

Sie schüttelte den Kopf. »Genauso ist es manchmal in den Religionen. Wenn du zwischen einem siebzig Jahre alten Mann und einem zwanzig Jahre jungen Mädchen

wählen kannst, die dir Perlen der Weisheit anbieten, entscheidest du dich im Ernstfall für den alten Mann. Alt und weise ist besser als jung und dumm.«

»Das ist doch blöd«, empörte sich Jay. »Wenn du den Weg genauso gut lehren kannst wie ein alter Mann, dann sollte das keinen Unterschied machen. Es zählt doch, *was* du sagst, und nicht, *wer* es sagt.«

Sie belohnte ihn mit einem breiten Lächeln. »Ich liebe dich. Heirate mich«, sagte sie.

Verwirrt schaute er sie an. »Wie bitte?«

Tief und melodisch lachte sie auf. »Nun gut, lass uns später zu diesem Teil des Dharma zurückkehren. Was macht die Monsterjagd?«

»Allmählich wird es richtig beängstigend«, stöhnte er.

»Genau aus diesem Grund bin ich hier. Ich denke, dass ich dich begleiten sollte.«

*Mittwoch, 13. April 2011
London, England*

Stephens fuhr den Bentley im angemessenen Tempo durch die Stadt. Auf dem Rücksitz lehnte Goswell sich zurück. Der vertraute Duft des ins Leder eingeriebenen frischen Nerzöls stieg angenehm in seine Nase. Wie üblich war der Verkehr fürchterlich, doch Stephens war dem Londoner Chaos durchaus gewachsen. Goswell entspannte sich und genoss die Fahrt.

Eine Weile später meldete sich Stephens: »Milord, ein Anruf für Sie. Sir Harold.«

»Danke, ich werde mit ihm sprechen.«

Stephens reichte ein Handy nach hinten.

»Hallo, Harry.«

»Hallo, Gossie. Viel unterwegs, habe ich Recht?«

»Richtig, ich sitze gerade im Wagen, auf dem Weg zu einer Inspektionstour einer der Installationen. Man muss

den Angestellten ab und zu mal auf die Finger sehen, nicht wahr?«

»Ganz meine Meinung. Äh ... also, Gossie ... ich wollte sagen, hmm ...«

»Bedrückt Sie irgendetwas, Harry?«

»Um ehrlich zu sein, ja. Hatten Sie nicht kürzlich eine Unterredung mit einem Mann namens ... Pound-Sand? Wegen dieser delikaten Angelegenheit, die wir im Klub angesprochen hatten?«

»Richtig, daran kann ich mich erinnern.«

»Ja, es scheint, dass Mr. Pound-Sand uns ... verlassen hat.«

»O mein Gott.«

»Ja. Ganz unerwartet.«

»Eine plötzliche Krankheit?«

»Sehr plötzlich, leider. Mir wurde angedeutet, dass sie ihn überraschte, als er sich gerade um diese delikate Angelegenheit kümmern wollte. Irgendwie war es wohl mehr oder weniger das Resultat seiner Bemühungen.«

»Wie tragisch!«

»Nicht wahr?«

»Ja, solche Dinge geschehen immer wieder.«

»Leider. Soll ich den Partnern von Mr. Pound-Sand Bescheid sagen? Vielleicht ist einer von ihnen daran interessiert, die Angelegenheit zu Ende zu führen.«

Goswell dachte einen Augenblick nach. »Das ist sehr anständig von Ihnen, Harry, aber vielleicht sollten wir damit noch ein wenig warten.«

»Ganz wie Sie meinen, Gossie. Tut mir wirklich Leid, diese Geschichte.«

»Aber, aber, Harry, das ist doch nicht Ihre Schuld. Offensichtlich habe ich das Problem unterschätzt. Vergessen Sie die Angelegenheit.«

Doch als Goswell das Handy an Stephen zurückgab, dachte er nach. Mr. Pound-Sand sah sich also jetzt die

Blumenbeete von unten an. Was bedeutete, dass Peel entweder Glück hatte oder gut war oder vielleicht beides zutraf. Auf der einen Seite machte Goswell dies auf gewisse Weise stolz. Schließlich war sein Mann fähig gewesen, den Mordanschlag eines anderen Profis zu vereiteln. Auf der anderen Seite bedeutete es, dass Peel jetzt noch mehr auf der Hut sein würde. Vorher war es bereits schwierig gewesen, ihn zu erledigen. Jetzt würde es bestimmt nicht leichter sein.

Hm. Damit hatte er auf jeden Fall ein wenig Stoff zum Grübeln.

»Wir sind fast da, Milord.«

»Was? Ach ja. Natürlich.«

Na gut. Eines nach dem anderen. Zuerst würde er sich um Bascomb-Coombs kümmern. Dann konnte er darüber nachdenken, was er mit dem Verräter Peel anstellen sollte.

*Mittwoch, 13. April 2011
Washington, D.C.*

»Endlich ein Durchbruch, Colonel«, sagte Fernandez.

Howard sah von dem Stapel Dokumente auf, in die er vertieft war. Sie befanden sich in dem provisorischen Büro von Michaels; der Commander und seine Stellvertreterin sprachen in einem Raum nebenan mit einem der höheren Angestellten des MI-6.

»Wieso?«

»Miss Cooper kam gerade hiermit an.« Er reichte ihm eine Wachslaserfotografie.

Howard warf einen Blick auf den Papierabzug. »Rush-jo!«

»Richtig, Sir.« Es gab eine lange Pause.

»Also, Sergeant, legen Sie los. Wo und wann?«

»Zu Befehl, Sir.« Julio grinste. »Gestern wurde die Lon-

doner Polizei zu einem Vorfall gerufen, der sich in einer kleinen Buchhandlung in der Nähe von Piccadilly Circus ereignet hatte. Auf dem Boden fanden sie einen Toten mit einer Schusswunde. Der Mann hieß Henry Wyndham, ein ehemaliger Agent des MI-5, der inzwischen einen ›Sicherungssevice‹ betrieb. Laut Cooper vermuten die Behörden, dass Wyndham ein hoch bezahlter und äußerst diskreter Killer für reiche Klienten war. Allerdings hat ihm nie jemand etwas nachweisen können. Es hat sich herausgestellt, dass ihn die Kugel nicht umgebracht hat – offensichtlich ist er an einem schnell wirkenden Gift krepieret. Dieses Bild wurde von der verborgenen Türkamera der Buchhandlung aufgenommen. Rushjo ist einer der beiden Männer, die den Laden etwa um die Zeit verließen, als die anderen Kunden den Schuss hörten. Hier ist der andere Mann.«

Mit diesen Worten reichte Fernandez ihm ein zweites Foto.

»Kennen wir ihn?«

»Wir nicht. Aber Cooper ist damit beschäftigt, ihn zu identifizieren.«

Howard nickte. »Also ist er immer noch in London. Und er hat gerade jemanden umgebracht. Ich frage mich, warum.«

»Warum er hier ist? Oder warum er jemanden umgebracht hat?«

»Beides.«

»Es könnte Zufall gewesen sein. Er suchte gerade nach einem netten Roman von Agatha Christie, um sich die Zeit zu vertreiben, als im Nebengang jemand umgelegt wurde.«

»Genau. Können wir herausbekommen, wo der tote Mann sich vorher aufgehalten hat?«

»Darum kümmert sich Cooper auch, Sir.«

Wieder nickte Howard. »Würde es uns irgendetwas

nützen, mit den Angestellten der Buchhandlung zu sprechen?«

»Cooper schickt uns die Polizeiberichte herüber. Wir haben sie in ein paar Minuten auf dem Monitor. Sie sagt, dass niemand die beiden Männer kommen oder gehen sah.«

»Ich wette, der verblichene Mr. Wyndham hat sie hineingehen sehen.«

»Aber nicht hinausgehen. Die Polizisten haben so etwas noch nie erlebt. Der Tote war bewaffnet. Man vermutet, dass ihm jemand eine Waffe in den Rücken geschoben hat. Dann hat er einen Fluchtversuch unternommen. Dabei traf ihn aus nächster Nähe eine kleinkalibrige Kugel, wahrscheinlich Kaliber 22. Die Autopsie besagt, dass sie ihn nicht umgebracht hat. Aber er war wohl überzeugt davon, dass das Spiel vorbei war. Also hat er sich selbst erledigt. Das Gift war eines der neuen Neurotoxine in einer Explosivkapsel. Der Typ hatte noch neunzig Sekunden zu leben, nachdem er draufgebissen hatte und die Wirkung einzusetzen begann.«

»Interessant.«

»Ja, nicht wahr?«

»Also los, stehen Sie hier nicht herum. Sehen Sie, ob Miss Cooper keine Verwendung für Sie hat. Er ist ganz in der Nähe, Julio. Wir werden ihn kriegen. Das spüre ich.«

»Klar.«

*Mittwoch, 13. April 2011
Washington, D.C.*

Das Wetter war optimal zum Bumerangwerfen: sonnig und kein Wind. Von sich eingenommen steuerte Tyrone auf den Footballplatz zu. Bella hatte ihm wieder ihr Lächeln geschenkt. Sie wollte ihn um sich haben, wollte ihn sehen und hatte ihn sogar für diesen Abend zu sich *nach*

Hause eingeladen! Das Leben war nicht nur gut, es war einfach fantastisch.

Als Tyrone auf dem Footballplatz ankam, erblickte er Nadine. Super!

Doch als er in ihre Nähe gelangte, sah er, dass sie dabei war, ihre Sachen zu packen.

»Hallo, Nadine.«

»Hi, Tyrone.«

»Wohin gehst du?«

»Mein Arm ist ein wenig entzündet und ich möchte ihn nicht überanstrengen.«

»Ich habe eine Salbe dabei.«

»Schon gut. Ich habe zu Hause auch was. Man sieht sich.«

Irgendetwas war hier faul. Er konnte es zwar in der Luft spüren, doch bemerkte er nichts Konkretes. »Ist alles in Ordnung?«

»Ich sagte dir doch, dass mein Arm entzündet ist«, wiederholte sie, während sie ihm in die Augen schaute. »Hast du vergessen, dein Hörgerät einzuschalten?« Ihre Stimme hatte eindeutig einen aggressiven Klang.

»He, reg dich ab. Ich hab doch gar nichts gesagt, ich hab nur gefragt, das ist alles.«

Nadine fuhr fort, ihren Rucksack zu packen. »Wieso machst du dir eigentlich deswegen Sorgen? Du hast es doch gar nicht nötig, sich mit Leuten wie mir abzugeben. Du hast doch Belladonna.«

»Was hat das damit zu tun?«

Sie packte den verschnürten Sack und schwang ihn auf die Schulter. »Komm schon, Tyrone, du weißt ganz genau, was ich meine. Wenn du mit den Profis trainierst, gibst du dich nicht mit Amateuren ab. Wenn du mit eleganten Leuten frühstückst, isst du nicht mit Proleten zu Mittag.«

»Wovon *redest* du bloß?«

»Du bringst mich echt dazu, es noch deutlicher zu sagen, was? Wenn du dich mit den Schönen abgibst, dann widmest du dich nicht auch noch den Hässlichen.«

»Wer ist hässlich?«

Daraufhin lächelte sie ihn traurig an. »Willst du mir etwa erzählen, dass ich in Bellas Liga bin, Ty? Dass du lieber mit mir als mit ihr gesehen wirst?«

Das verschlug ihm die Sprache. Er begriff überhaupt nichts. Wieso sagte Nadine so etwas? Natürlich war Bella schöner. Sie war schöner als jede andere in der Schule! Was wollte sie damit sagen?

Er versuchte zu erraten, was Nadine meinte und was er ihr antworten konnte, als sie den Kopf schüttelte.

»Zeit für den Abmarsch. Bis demnächst, Ty.«

Sie steckte ihren anderen Arm unter dem Rucksackträger hindurch und ging los.

Tyrones Blick folgte ihr. Er fühlte sich schuldig, obwohl ihm nichts einfiel, was er falsch gemacht hatte. Allerdings schien es, als ob er soeben eine Prüfung nicht bestanden hätte. Und er wusste nicht einmal, um was es sich handelte.

Verdammt. Wenn sein Vater doch nur zu Hause wäre. Der wusste über solche Dinge Bescheid. Er musste unbedingt mit ihm sprechen.

32

*Mittwoch, 13. April 2011
London, England*

Toni wusste, dass etwas nicht stimmte. Die kleinen Risse in der Fassade von Alex waren gespachtelt und über-tüncht worden. Vor seinen Gefühlen stand jetzt eine mas-

sive Wand. Es waren nicht so sehr seine Worte oder Taten, sondern eine unsichtbare, aber dennoch spürbare Veränderung in seiner Haltung. Nach jahrelangem Kampfsporttraining neigte sie dazu, die Dinge mit den Begriffen der Körperhaltung beim Zweikampf zu sehen. Alex schien sich plötzlich in einer Verteidigungsstellung zu befinden. Ab sie sich kennen gelernt hatten, war er ganz auf Abwehr eingestellt gewesen. Seit sie zusammen waren, hatte er sich allmählich entspannt, hatte ihr erlaubt, sich ihm zu nähern. Nun saß er vornüber gebeugt und zog sich in sich selbst zurück.

In diesem fremden Büro auf der anderen Seite der Welt, weit weg von ihren Wurzeln, machte Toni sich Sorgen darüber. Was war geschehen? Sicherlich trug er eine ganze Menge unangenehmer Gedanken mit sich herum: der bevorstehende Kampf um das Sorgerecht, der verrückte Hacker und ihre nicht mehr ganz so unkomplizierte Beziehung. Aber all diese Dinge konnten nicht den plötzlichen Abstand zwischen ihnen rechtfertigen.

»Miss Fiorella?«

»Ja?« Sie schaute zu Cooper hoch.

»Colonel Howard hat einige Informationen über den Killer. Er möchte Ihre Meinung dazu hören und erwartet Sie im kleinen Besprechungszimmer.«

»Gut, ich komme sofort.«

Cooper verließ den Raum und Toni schüttelte den Kummer von sich ab. Schließlich hatte sie eine Aufgabe, und obwohl Alex sicherlich ein erschwerender Faktor dabei war, konnte sie sich nicht den ganzen Tag hinsetzen und über ihr Liebesleben nachgrübeln. Mit diesem Gedanken nahm sie ihren Computer unter den Arm und steuerte auf das Besprechungszimmer und John Howard zu.

Als Toni Fiorella den Raum betrat, schaute Howard von der Holoprojektion auf. Julio befand sich ebenfalls hier,

doch Angela Cooper und Alex Michaels waren bei einem Treffen mit den Direktoren des MI-6 und würden erst in einigen Minuten eintreffen.

»John, was gibt's?«

»Toni, der Commander wird gleich zu uns kommen. Miss Cooper holt ihn gerade ab, aber ich wollte Sie schnell auf den aktuellen Stand im Fall Rushjo bringen.«

»Schießen Sie los.«

Er teilte ihr die Fakten mit und benutzte die Bilder der Holoprojektion dazu, seinen Bericht zu illustrieren. Nach kurzer Rekapitulation der ihr bereits bekannten Umstände schilderte er die neuen Informationen.

Das Bild der Holoprojektion sprang nun auf die Perspektive der versteckten Kamera in der Buchhandlung. »Nach dem Vorfall verließ dieser Mann hier den Laden fast zur gleichen Zeit wie Rushjo. Laut Miss Cooper und ihrem Team handelt es sich um Terrance Arthur Peel, einen in den Ruhestand getretenen Major der britischen Armee. Julio, würden Sie bitte so freundlich sein, uns den Rest vorzuführen?«

»Sir, Madam. Peel blickte auf eine ziemlich ordentliche Karriere zurück bis zu dem Zeitpunkt, als er nach Irland geschickt wurde. Dies geschah vor einigen Jahren im Rahmen der Entsendung von Soldaten zu einer der britischen Militärbasen. Der Frieden ist dort recht zerbrechlich. Es gibt immer noch agitierende Splittergruppen. Wir haben in Erfahrung gebracht, dass Peel für einen Vorfall verantwortlich war, der diesen Frieden hätte gefährden können. Er schnappte ein paar Einheimische bei Boykottaktionen und prügelte Geständnisse aus ihnen heraus. Offensichtlich waren er und seine Leute dabei... übereifrig. Als Endresultat gab es einige Schwerverletzte und sogar ein paar Tote.«

»Ich verstehe«, nickte Toni.

Fernandez fuhr fort: »Die britische Armee hält sich

diesbezüglich bedeckt. Peel wurde scheinbar vor die Wahl gestellt, sich in sein eigenes Schwert zu stürzen oder zu gehen. Also ließ er sich pensionieren und man fegte die ganze Angelegenheit unter den Teppich. Als er später wieder auftauchte, sorgte er für die Sicherheit eines gewissen Lord Geoffrey Goswell. Ein hohes Tier hier in England. Der neue Boss von Peel gehört nicht nur zum Adel, sondern ist außerdem reicher als Midas. Ein uralter Millionär, dem ein halbes Dutzend Unternehmen gehören, die einfach alles produzieren, von Computern bis hin zu Ketschup.«

Einen Augenblick lang dachte Toni über diese Informationen nach. Eine Idee, wohin das Ganze führen würde, schwebte ihr bereits vor, doch wollte sie zunächst Howards Meinung hören. Ihr Blick wanderte von Fernandez zu dem Colonel. »Ich verstehe. Und das veranlasst Sie zu dem Glauben ...?«

Howard zuckte die Achseln. »In Wirklichkeit haben wir keine ausreichenden Informationen für eine Schlussfolgerung. Aber es scheint doch ein außergewöhnlicher Zufall zu sein, dass ein ehemaliger Geheimagent in einer Buchhandlung angeschossen und vergiftet wird, und kaum eine Minute später schlendern diese beiden Herren aus der Tür. Einer ist ein bekannter Killer, der andere ein wegen Mordes an Gefangenen unehrenhaft aus der Armee entlassener Major. Wäre ich ein Spieler, würde ich ohne zu zögern darauf wetten, dass die beiden etwas mit diesem Tod zu tun hatten. Und sich bereits kennen.«

»Glauben Sie, dass Rushjo für Peel arbeitet? Dass er eingestellt wurde, um den Typen in der Buchhandlung zu schnappen oder umzubringen?«

»Wie ich schon sagte – es ist noch zu früh, solche Vermutungen anzustellen. Aber ohne Zweifel sollten wir einmal mit diesem Peel plaudern. Selbst wenn er unschuldig sein sollte, war er schließlich dort, als die Sache

geschehen ist. Er muss Rushjo einfach gesehen haben, als er den Laden verließ. Wenn Rushjo auch nur wenige Sekunden langsamer gegangen wäre, wäre Peel ihm auf die Fersen getreten.«

Toni nickte abermals und fragte: »Also gut, wie werden wir die Sache angehen?«

»Das wird von Cooper in die Wege geleitet. Wir können das Ganze als Beobachter verfolgen. Dabei werden keine Waffen benötigt. Anscheinend verfügt Lord Dingsda über hervorragende Verbindungen und ist über jeden Tadel erhaben.«

Daraufhin meinte Fernandez: »Schön. Wir klopfen an seine Tür, trinken ein Tässchen Tee und fragen den Major in aller Höflichkeit: ›Sagen Sie doch mal, altes Haus, haben Sie neulich irgendjemanden in einer Buchhandlung angeschossen?‹ Und er antwortet: ›In der Tat, das habe ich getan, mein Lieber. Wo liegt das Problem?‹ Sie sind alle sehr zivilisiert hier.«

Toni musste lachen.

Dem Klang ihres Lachens nach zu urteilen, dachte Howard, hatte sie das Thema Angela Cooper noch nicht mit dem Commander diskutiert. Zum Teufel, es ging ihn nichts an, und er würde sich nicht...

Sein Virgil piepte; der Melodie nach war es ein Privatgespräch. Er runzelte die Stirn. Noch befand er sich nicht wirklich im Einsatz. Also hatte er auch nicht alle Verbindungen außer den taktischen unterbunden. Trotzdem war es ungewöhnlich, dass seine Frau ihn anrief. »Entschuldigen Sie mich bitte für einen Moment«, sagte er und entfernte sich vom Tisch, während er das Virgil aus dem Gürtel zog. In Anbetracht seiner Umgebung schaltete er die visuelle Übertragung aus.

»Hallo?«

»Hi, Dad.«

»Tyrone! Ist alles in Ordnung? Deine Mutter ...?«

»Ach, ihr geht es gut, alles in Butter zu Hause.«

Erleichtert atmete Howard auf. Niemand hatte einen Verkehrsunfall oder dergleichen gehabt. »Na, wo brennt es denn, mein Junge?«

»Ich will dir nicht auf die Nerven gehen, wenn du gerade beschäftigt bist...«

»Es geht gerade noch. Schieß los.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Stille. Die Pause wurde länger.

»Tyrone, vergiss bitte nicht, dass wir hier ein interkontinentales Gespräch führen.«

»Ach ja, tut mir Leid. Also es geht da um ein Mädchen in der Schule ...«

Während er zuhörte, wie sein Sohn ihm das Problem schilderte, konnte Howard sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Immer wenn ihn jemand fragte, ob er sein Leben gern noch einmal leben würde, antwortete er, nein, mit Sicherheit nicht. So viele Fehler hatte er nicht gemacht, dass er deswegen noch einmal die Pubertät erleben wollte, um für sie zu büßen. Nein, danke.

Fiorella und Fernandez schauten auf die Computermnitore und beachteten ihn gar nicht. Nach einer Weile erschienen Cooper und Michaels.

Schließlich beendete sein Sohn seinen Bericht. »Also, was sagst du dazu, Dad?«

»Tja, ich kann mich natürlich irren, aber ich denke, dass dein Bumerang-Mädchen dich mag. Und vielleicht ist sie sogar ein bisschen eifersüchtig auf Bella.«

»Echt?«

»Echt. Und irgendwo hat sie auch Recht. Warum macht es dir eigentlich Spaß, deine Zeit mit Nadine zu verbringen?«

»Weil sie werfen kann, Papa. Sie ist intelligent, lustig, und sie hat einen Arm, der mehr wert ist als deine Comicsammlung.«

»Aber sie ist nicht gerade etwas für die Augen?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Und Bella?«

»Mein Gott, Vater, sie ist traumhaft!«

»Wenn ich mich recht erinnere, ist sie außerdem gemein. Weißt du noch, wie du mir erzählt hast, wie sie dich fallen gelassen hat?«

»Klar.«

»Sie hat dir schon einmal einen Tiefschlag versetzt. Siehst du irgendeinen Grund, dass sie es nicht noch einmal tun wird, wenn sie die Lust dazu überkommt?«

»Hm ... nein. Aber vielleicht hat sie begriffen, dass sie einen Fehler begangen hat.«

»Vielleicht bist du einfach nur begehrenswerter geworden, weil dich noch jemand anderes will.«

»Nadine? Also wirklich, ich kann mir unmöglich vorstellen, dass Bella auch nur das kleinste bisschen eifersüchtig auf Nadine ist. Sie ist ganz lustig und so, aber sie ist nicht jemand, für den du die Straße überqueren würdest, um einen zweiten Blick auf sie zu werfen.«

»Wenn diese Nadine einen athletischen Körper hat und klug und lustig ist, kann es durchaus sein, dass sich einige Leute davon einschüchtern lassen. Besonders diejenigen, die all diese Eigenschaften nicht besitzen.«

»Du meinst, *Bella* ist *eifersüchtig* auf *Nadine*?«

Howard lachte in sich hinein. Tyrones Tonfall klang, als ob sein Vater gesagt hätte, er werde jetzt in die Luft springen, mit den Armen flattern und auf diese Weise nach Hause fliegen. »Was hat sich denn noch geändert, mein Junge, seitdem sie dich fallen gelassen hat?«

»Gar nichts.« Wieder eine Pause. Und dann: »Mann.«

»Begehrt zu sein ist schön«, ermunterte Howard ihn. »Doch musst du dich fragen, wer dich haben will und warum. Du kannst niemanden für sein Gesicht und seine gottgegebene Gestalt verantwortlich machen. Ebenso

wenig bedeutet das Aussehen irgendeinen Verdienst. Außer wenn sie eine Reihe teurer Schönheitsoperationen bezahlt haben.«

»Dad, drück dich doch mal klarer aus.«

»Nehmen wir an, Bella wäre nicht hübsch, sondern normal oder gar hässlich. Würdest du dann gerne mit ihr zusammen sein? Hat sie irgendetwas Besonderes außer ihrem Aussehen? Würdest du die Straße überqueren, um mit ihr zu sprechen, wenn du sie dabei nicht anschauen könntest?«

Diese Schweigeminuten wurden allmählich richtig teuer.

»Hm...«

»Denk mal drüber nach. Lass es dir noch mal durch den Kopf gehen und schau, was dabei herauskommt.«

»Oh, Mann. Ich glaube, ich lege jetzt auf. Puh, danke, Dad.«

»Bestell Mom Grüße.«

»Ja, mache ich. *Over.*«

»Tschüs, mein Junge.«

Howard steckte das Virgil zurück in den Gürtel. Er war Soldat und oft abwesend. So war eben das Soldatenleben. Trotzdem machte er sich Sorgen, dass er nicht in der Nähe seines Sohnes war. Ein Mann musste seinem Beruf nachgehen, doch er hatte auch Verantwortung gegenüber seiner Familie. Was auch immer geschehen mochte, er hatte einen Sohn, der die Hilfe seines Vaters brauchte. Werte mussten weitergegeben, Lektionen gelehrt werden. Daran musste er sich stets erinnern, denn es war wichtig.

*Mittwoch, 13. April 2011
Ober-Kreide (100-65 Mio. Jahre v. Chr.),
das zukünftige Westeuropa*

Baumhohe Farne ragten in der schwülen Hitze auf, Drachenfliegen von der Größe eines Habichts sausten durch das üppige Grün und jagten Moskitos vom Umfang von knöchigen Spatzen. Die Landschaft war ursprünglich, urzeitlich, heiß, nass und feucht, weit mehr als jeder tropische Regenwald.

Der breite Humvee bockte über einem Humushügel, der vielleicht in zwanzig oder dreißig Millionen Jahren Teil eines Ölfeldes sein würde. Das Vorderrad auf der Beifahrerseite stieg in die Höhe und drehte in der Luft durch, doch die anderen drei Reifen mit ihrem massiven Profil hatten genug Bodenhaftung, um den faulenden Haufen zu bewältigen. Dann landete das Fahrzeug wieder auf allen vier Rädern.

Jays Zähne schlugen hart aufeinander.

Vom Beifahrersitz meldete sich Saji: »Verdammt noch mal, Jay! Soll ich fahren?«

Jay trat das Gaspedal durch. Der kraftvolle Motor heulte auf und der Humvee sprang mit einem Ruck nach vorn. »Als ob du es besser könntest.«

»Schlechter würde ich es auf keinen Fall machen. Es sei denn, ich würde über eine Klippe fahren.«

Der feuchte Boden wurde etwas flacher. Die Reifen fassten besser und schoben das Fahrzeug mit dem weiten Radstand ein wenig schneller vorwärts. »Es ist nicht so leicht, wie es aussieht.«

»Es sieht auch nicht unbedingt leicht aus, jedenfalls nicht, wenn man dir so zuschaut.«

Er suchte gerade nach einer schlagfertigen Antwort,

als er die zerstörten Farne bemerkte. Er verlangsamte das Tempo, ließ den Jeep noch einige Meter näher an die heruntergetretenen Pflanzen heranrollen und legte den Leerlauf ein. Dann blickte er rasch zu Saji hinüber. »Du kannst hier bleiben, während ich mich umschaue. Stell dich an die Waffe, wenn du möchtest.«

Auf dem abgedeckten Heckteil des Humvee war ein wassergekühltes Maschinengewehr von Browning montiert. Es handelte sich um ein Modell Kaliber 50, das aus durchlaufenden Patronenbändern mit Munition versorgt wurde. Außerdem befand sich eine von der Schulter einzusetzende Panzerfaust im Jeep. Dieser Raketenwerfer mit Laserzielvorrichtung und ein halbes Dutzend Raketen waren so angebracht, dass sie nicht herunterfallen konnten. Jay hatte überlegt, ob er auch Gewehre mitnehmen sollte, sich aber dagegen entschieden. Kleinere Waffen konnten nichts ausrichten. Er hätte lieber einen Panzer gefahren und mit panzerbrechender Uranmunition geschossen, aber der Raketenwerfer war das größte Gerät, das er in dieses Szenario einbringen konnte. Stärkere Waffen würden hier nicht funktionieren.

Leider.

»Lieber nicht«, antwortete Saji. Sie trug eine Kombination aus khakifarbener Shorts und T-Shirt, dazu speziell besohlte Turnschuhe von Nike und heruntergerollte Kniestrümpfe. In dieser tropischen Aufmachung sah sie fantastisch aus. Jay malte sich aus, wie sie wohl ohne Kleidung aussehen mochte.

»In Ordnung. Dann rutsch rüber und übernimm das Lenkrad. Lass den Motor laufen. Es kann sein, dass wir ziemlich schnell wieder losmüssen.«

Er stieg aus und ging auf einem elastischen, mit grünem Moos bedeckten Boden auf die zerdrückten Farnstämme zu.

Der Fußabdruck war unübersehbar. Drei Zehen, eine

runde Fläche, keine Ferse. Ein wenig Wasser hatte sich auf dem Boden des Abdrucks angesammelt. Er war so groß, dass man darin bequem sitzen und plantschen konnte, wenn man ihn mit Wasser füllte.

Jay spürte einen Kloß im Hals. Schau dir dieses Ding an! Er folgte der Richtung, in der die Zehen wiesen. Acht Meter weiter fand er den nächsten Fußabdruck. Deutlich konnte man eine Spur durch den Busch erkennen. Es sah aus, als ob jemand mit einem riesigen Dieseltraktor mit Anhänger durch den Urwald gefahren wäre und alles platt gewalzt hätte, was sich ihm in den Weg stellte.

Jay starrte auf die Spuren totaler Zerstörung. Das war kein Lastwagen gewesen. Niemals. Es war der König der Könige, der größte Saurier, das vollkommene Raubtier. Der lässt einen durchschnittlichen Tyrannosaurier aussehen wie ein als Haustier gehaltener Iguana. Dieses Biest überquerte mit einem Dutzend Schritte ein ganzes Fußballfeld. Möglicherweise war es an die achtzehn Meter hoch, ohne den Schwanz mit zu rechnen.

Er würde seiner Spur ohne Schwierigkeiten folgen können. Aber wie bei einem Hund, der einem Auto nachjagte, tat sich die Frage auf, was er tun würde, wenn er es eingeholt hatte. Das Maschinengewehr reichte möglicherweise für die Ausführung seines Vorhabens nicht aus. Sollte er nahe genug herankommen, um den Raketenwerfer zu benutzen, und verfehlte er das Ziel, hatte er keine Gelegenheit zu einem zweiten Schuss.

Entschlossen wandte er sich um und ging zum Wagen zurück. »Rutsch rüber«, befahl er Saji.

»Sieht nicht so aus, als ob die Spurensuche ein Problem sein wird«, meinte sie.

»Nein, das glaube ich auch nicht.« Er legte den Gang ein und fuhr der Monsterfährte nach.

Von dem Zeitpunkt an, wo sein Gehirn wieder ange-

fangen hatte zu arbeiten – wenn auch ein wenig langsam –, hatte Jay das Problem wieder und wieder überdacht. Er versuchte, eine Erklärung dafür zu finden, dass so ein Untier überhaupt existierte. Wer hätte es in die Welt setzen können? Im Rahmen der ihm bekannten Technologien fand sich keine Antwort. Als sie auf der Suche nach dem Biest der Spur folgten, musste er wieder an den Spruch von Sherlock Holmes denken. Es ging darum, das Unmögliche auszuschließen und sich mit dem unwahrscheinlichen Rest auseinander zu setzen. Diese Art von Macht war ihm unbekannt, obwohl er eine Menge über Computer wusste. Einmal angenommen, dieses Ding existierte – was konnte dann dafür verantwortlich sein? Was war dazu nötig? So viele Möglichkeiten gab es nicht. Und nur eine machte Sinn. Aber es war reine Theorie – eine funktionsfähige Hardware existierte noch nicht.

Doch was, wenn sie auf wundersame Weise *doch* existierte?

»Fahr besser weiter links«, bemerkte Saji.

»Was du nicht sagst. Ich dachte, ich fahre mal gegen den großen Baum da.«

»Ich wollte dir nur behilflich sein.«

»Entschuldigung.« Er schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht so richtig da.«

»Woran denkst du?«

»An eine Theorie.«

»Möchtest du sie an mir ausprobieren?«

Jay sah sich den Pfad der Vernichtung an, der durch den virtuellen Dschungel lief. Er musste es mit Godzillas ekligem Bruder aufnehmen. Je mehr er über ihn wusste, umso besser. Alles, was mehr Klarheit brachte, war willkommen. »Gern«, antwortete er.

Mittwoch, 13. April 2011
Yews, Sussex, England

Seine Lordschaft begab sich zum Klub. Vor und hinter seiner Limousine fuhren in den Begleitfahrzeugen Sicherheitskräfte. In der kleinen Kirche stand Peel und hielt den Telefonhörer in der Hand. Außer seiner regulären Mannschaft saß draußen der Mann aus Tschetschenien in einem Mietwagen und lauerte auf potenzielle Feinde. Er dürfte sich in Sicherheit befinden, überlegte Peel, aber sein Leben konnte er trotzdem nicht darauf wetten. Was sollte er bloß mit dem verdammten Wissenschaftler machen? Sollte er ihn jetzt umbringen?

Als ihm die ersten Zweifel an der Vertrauenswürdigkeit von Bascomb-Coombs gekommen waren, versuchte Peel natürlich sofort, die Million von der indonesischen Bank abzuheben. Wäre es ihm gelungen, das Geld nach England zu transferieren, hätte er sich wahrhaftig besser gefühlt. Außerdem wären seine Sorgen erheblich reduziert worden. Doch leider waren dank Bascomb-Coombs mit seinem höllischen Computer sämtliche elektronischen Transaktionen unterbrochen worden. Auf Peels Bildschirm erschien beim Login lediglich eine Meldung mit dem Text ›Überweisung wird durchgeführt‹. Doch die endgültige Bestätigung erfolgte nicht.

In Anbetracht der weitweiten Schwierigkeiten mit den Computern war diese Reaktion durchaus legitim und lag im Bereich des Möglichen.

Auf der anderen Seite bestand natürlich die Möglichkeit, dass das Ganze eine schlaue List von Bascomb-Coombs war, die leicht in dem von ihm selber geschaffenen Chaos zu verstecken war. Wenn sich die Dinge aufgeklärt hatten, konnte Peel längst tot sein.

»Hier ist Vizepräsident Imandihardjo«, hörte er eine männliche Stimme. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Peels Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf den Hörer. Endlich, der verdammte indonesische Bankier. »Also, mein Name ist Peel. Ich würde gern den aktuellen Stand meines Bankkontos erfahren.«

Man konnte die Missbilligung seines Gesprächspartners praktisch hören. Um einen Kontostand zu checken, brauchte er den Vizepräsidenten? »Ihren Namen und Ihr Passwort, bitte.«

Peel gab beides durch.

Nach einer langen Pause ertönte es: »Ah, Mr. Bellsong, ja, hier habe ich es.«

Peel schüttelte den Kopf. Bellsong. Der Klang einer Glocke, ein kleiner Witz von Bascomb-Coombs: *peal* – Glockenläuten. Gleiche Aussprache, andere Rechtschreibung.

»Haben Sie die Informationen zu meinem Konto?«

»Ja, Sir, gewiss.« Die Stimme des Vizepräsidenten hatte sich verwandelt. Jetzt besaß sie den unterwürfigen Tonfall, den große Geldmengen manchmal bei denen hervorrief, die selbst nicht reich waren. Gut so.

»Ich möchte bitte einen Teil des Betrages an eine andere Bank überweisen.«

»Aber sicher, selbstverständlich. Wenn Sie so freundlich wären und mir die Einzelheiten durchgeben würden?«

Peel rasselte die Nummer seines englischen Kontos nebst Passwort herunter. Sobald die Transaktion sicher über die Bühne gegangen war, würde er erst einmal aufatmen.

Einen Augenblick später meldete sich der Bankier: »Oh, Mr. Bellsong, möglicherweise haben wir ein Problem mit unserem System.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Sir. Ich versichere Ihnen jedoch, dass es sich um nichts Ernsthaftes handelt. Aber ich befürchte, dass ich

im Moment außer zum Kontostand keinen weiteren Zugang habe. Der Computer lässt keine Überweisung zu.«

Bedächtig nickte Peel vor sich hin.

»Hm. Es sieht so aus, als ob einige Dutzend Konten betroffen sind. Aber ich bin überzeugt, dass dies nur eine vorübergehende Panne ist.«

»Habe ich Sie richtig verstanden, dass ich mein Geld nicht eher abheben kann, bis der Fehler behoben ist?«

»Leider kann ich Ihnen momentan keine bessere Antwort geben.«

»Ich verstehe.« Das war alles, was Peel hören musste. Seine Gedärme schnürten sich zusammen, und es wurde ihm kalt dabei. Plötzlich hatte er den massiven Verdacht, dass die indonesische Bank bei näheren Untersuchungen nichts weiter auffinden würde als elektronische Glitzerdollar, die von der Seite betrachtet hell aufleuchteten, sich jedoch in Luft auflösten und verschwanden, sobald man versuchte, sie in die Finger zu bekommen. Bascomb-Coombs hatte ihn gelempt.

»Ich bin sicher, dass dieses Problem in kürzester Zeit behoben sein wird. Wenn Sie mir Ihre Nummer geben, werde ich mich bei Ihnen melden, sobald die Sache geklärt ist.«

Nun gut.

Auf alle Fälle gab Peel seine Nummer durch. Er würde allerdings beim Warten nicht gerade den Atem anhalten. Er war an der Nase herumgeführt worden und wusste, wer dafür verantwortlich war. Es war an der Zeit, eine Unterhaltung mit Mr. Bascomb-Coombs zu führen.

Fast im gleichen Augenblick summte sein Telefon. Die Privatleitung.

»Ja?«

»Hallo, Terrance.« Na so was, spricht man vom Teufel...

»Hallo.«

»Leider haben wir ein kleines Problem. Es sieht so aus, als ob seine Lordschaft die Blockierung meines Zugangs zu meinem Spielzeug angeordnet hat. Alle sichtbaren externen Leitungen wurden unterbrochen. Außerdem wurde ein Wächter vor das Gebäude gestellt, damit ich das Gebäude auch physisch nicht mehr betreten kann.«

»Ist das wahr? Was soll das bedeuten?«

»Mir scheint, der Alte traut mir nicht mehr.«

Dafür gibt es auch verdammt gute Gründe, dachte Peel. Dann kam ihm ein anderer Gedanke. »»Sichtbare externe Leitungen« sagten Sie?«

Die Bildübertragung war ausgeschaltet, aber Peel spürte regelrecht, wie Bascomb-Coombs am anderen Ende der Leitung grinste. »Sehr gut, Terrance. Natürlich habe ich einige kleine digitale Empfangs- und Sendegeräte auf Mikrowellenbasis sorgfältig in der Hardware verborgen. Ich habe sogar eine Festnetzleitung in die Stromversorgung eingeflochten, wenn irgendjemand auf den Gedanken kommen sollte, Störgeräte einzusetzen. Sie müssten die Anlagen bis auf die letzte Schraube auseinander nehmen, um meine Verbindung zu trennen. Doch da sie gar nichts von ihrer Existenz wissen, werden sie auch nicht auf diesen Gedanken kommen. Wenn sie die Anlagen abschalten, wissen sie genau, dass sie unter Umständen nicht in der Lage sein werden, sie wieder in Betrieb zu nehmen.«

»Gut. Und was folgt daraus?«

»Mir scheint, wir werden uns mit dem alten Knaben auseinander setzen müssen. Auf *Ihre* Art.«

»Meinen Sie?«

»Da bin ich mir leider sicher. Jetzt muss ich auflegen, aber ich werde Sie in Kürze noch einmal anrufen. Denken Sie vielleicht ein wenig darüber nach, ja?«

Der Wissenschaftler unterbrach die Verbindung. Peel starrte auf die Wand seines Büros. Gott im Himmel, der

Mann hatte Eier aus Metall. Auf der einen Seite versuchte er, Peel selbst umzubringen, auf der anderen Seite tat er so, als ob nichts geschehen wäre, und befahl ihm, ihren gemeinsamen Arbeitgeber aus der Welt zu schaffen. Ganz schön dreist, der Kerl.

Allmählich wurde Peel klar, dass seine Situation sich erst nach dem Tode *beider* Männer bessern würde. Natürlich musste Bascomb-Coombs dieses Jammertal verlassen. Einem Mann, der versucht hatte, ihn umzubringen, konnte er kaum erlauben weiterzuleben. Und Goswell wurde zwar älter, war aber noch nicht völlig senil. Früher oder später würde er herausfinden, dass sein Sicherheitschef ihn an den verrückten Wissenschaftler verkauft hatte. Das wäre gar nicht schön. Er hielt es für unwahrscheinlich, dass der alte Mann ihn mit seiner Schrotflinte verfolgen würde. Doch würde er mit Sicherheit dafür sorgen, dass Peel in Großbritannien nie wieder Arbeit bekam. Wenn er eine Million auf der Bank hätte, könnte ihn so etwas nicht stören. Aber wenn das Geld nur eine List von Bascomb-Coombs war, dann stand Peel auf dem Trockenen.

Wenn Bascomb-Coombs verschwand und Seine Lordschaft mit einem Schlaganfall oder einer Herzattacke umfiel, wäre der Weg frei für Peel. Keiner würde ihm mehr in die Quere kommen. Reich war er vielleicht nicht, aber sein Marktwert bestand immer noch. Nach makellosen Arbeitsjahren bei Seiner Lordschaft würde ihn bestimmt ein anderer reicher Trottel anstellen wollen.

Ein Sieg war besser als eine Niederlage, doch es gab Augenblicke, in denen man die Verluste verschmerzen und den Rückzug antreten musste, um zu überleben, bis man zum nächsten Angriff bereit war. Er hatte Rushjo dazugeholt, weil er für die Beseitigung des alten Mannes einen Sündenbock brauchte. Doch in Anbetracht der neuen Sachlage war es wohl besser, wenn Goswell eines

natürlichen Todes sterben würde. Dann käme sein Sicherheitschef nicht in ein falsches Licht.

Bascomb-Coombs würde einfach spurlos verschwinden und niemand würde ihn je wiedersehen.

Ein Lächeln breitete sich auf Peels Gesicht aus. Zwar hatte es einige unglückliche Zufälle gegeben, aber noch war nichts verloren. Es war Zeit, die Dinge ins Lot zu bringen und an einem anderen Ort weiterzumachen. Alle umzubringen. Gott wird die Seinen schon erkennen. Einer der frühen Päpste hatte das gesagt, oder? *Lieber die anderen als ich.*

34

*Mittwoch, 13. April 2011
London, England*

Während einer Pause bei den immer hektischer werdenden Aktivitäten in der Zentrale des MI-6 rief Toni von einem der Kommunikationsgeräte Carl Stewart an.

»Hallo?«

»Carl?«

»Ach, Toni. Wie geht es Ihnen?«

»Gut. Hören Sie, ich stecke bis über beide Ohren in Arbeit. Heute Abend werde ich es wohl kaum zum Training schaffen. Tut mir Leid.«

»Kein Problem. Wir werden Sie vermissen, aber ich kann Sie verstehen.«

»Danke.«

Nach einer kurzen Pause sagte er: »Aber Sie müssen doch trotzdem irgendwann essen, oder? Vielleicht können wir in den nächsten Tagen irgendwo zu Mittag oder zu Abend essen?«

Tonis Magen machte einen kleinen Sprung. Es waren nicht die Worte – es war der Tonfall, der den Alarm auslöste. Lud er sie zu einem Rendezvous ein? Das wäre ihre konkrete Frage gewesen, aber eigentlich war Toni noch nicht bereit, sie zu stellen. Sollte sie darauf eingehen? Oder es einfach ignorieren? Es blieb in der Luft hängen, wenn sie sagte, dass sie zu beschäftigt war. Nein – sie hatte in letzter Zeit mehr herumgeschwafelt, als ihr lieb war. Es wurde Zeit, dass sie die Dinge direkt in Angriff nahm.

»Sprechen wir von zwei Silat-Schülern, die zusammen einen Happen essen, Carl? Oder sprechen wir von etwas anderem?«

»Na ja, ich habe gedacht, dass wir beiden die Gesellschaft des anderen doch sehr interessant finden. Außerdem sind wir beide gleichermaßen von Pentjak Silat fasziniert.«

Ein Rendezvous.

Tonis erste Reaktion war, ihm zu sagen, dass sie eine ernsthafte Beziehung habe. Sie würde die Einladung höflich ausschlagen. Das Fenster für ihre Antwort öffnete sich ... und blieb offen. Er war ein vitaler Mann, attraktiv und hatte Fähigkeiten, die sie bewunderte. Wenn sie und Stewart sich auf den *Gelanggang* – den Kampfboden – begaben, um einen Zweikampf auszutragen, würde er zweifellos gewinnen. Das konnte sie nicht von allzu vielen ihrer Bekannten behaupten. Und ihre Meisterin hatte inzwischen die achtzig erreicht und konnte längst nicht mehr mit ihr mithalten. Sie war recht zuversichtlich, dass sie sich mit den meisten Kämpfern der diversen Kampfsportarten messen konnte, egal ob es sich um Männer oder Frauen handelte. Im direkten Zweikampf würde sie siegen, auch wenn sich das vielleicht überheblich anhörte.

Aber sie wusste, dass sie Carl nicht besiegen konnte.

Das war zum großen Teil der Grund für ihre Faszination. Einen Augenblick lang fragte sie sich, wie es wohl wäre, mit diesem kräftigen und äußerst fähigen Mann nackt auf einem Bett zu liegen. Der kurze Tagtraum war absolut nicht unangenehm. Wirklich nicht unangenehm. Tatsächlich...

Plötzlich überfiel sie ein heftiges Schuldgefühl. »Ich bin ... recht intensiv mit Alex zusammen, Carl. Danke für die Einladung, aber wir sollten die Dinge so lassen, wie sie sind.«

»Schade, das tut mir Leid. Aber ich kann Sie durchaus verstehen. Danke für Ihre Ehrlichkeit. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie wieder am Training teilnehmen können.«

»Das werde ich tun. Danke.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, spürte Toni ein Unbehagen im Bauch, ein kaltes Gefühl in den Gedärmen. Einen Augenblick lang war sie versucht gewesen. Mehr als sie sich eingestehen wollte. Sie hätte diesen Pfad einschlagen können. Es störte sie, dass sie die Möglichkeit überhaupt in Erwägung gezogen hatte. Natürlich bewunderte sie Carl, vielleicht hatte sie sogar ein bisschen Lust auf ihn, aber sie *liebte* Alex. Zwischen diesen Dingen bestand ein meilenweiter Unterschied. Trotzdem hatte sie einen Moment lang überlegt, sich unentschlossen gefühlt, es in *Erwägung* gezogen.

»Für Gedanken kommt man nicht an den Galgen«, lautete ein altes, zutreffendes Sprichwort. Niemand konnte wissen, was im Kopf der anderen Menschen vor sich ging. Aber sich selbst konnte man nicht allzu lange an der Nase herumführen. *Wie* war ihr so etwas überhaupt in den Sinn gekommen? Diese Gedanken gefielen ihr nicht. Absolut nicht.

Mittwoch, 15. April 2011
Yews, Sussex, England

Rushjo schob die 9mm-Firestar-Pistole im aufgesteckten Hüfthalter unter seiner Windjacke zurecht. Dabei bewegte er den Griff ein wenig nach vorn, damit sie bequemer zu tragen war. Die in Amerika gebaute italienische Beretta Kaliber 22, die Peel ihm zunächst besorgt hatte, lag auf dem Grund der Themse. Vor der Versenkung hatte er sie sauber gewischt und in mehrere Teile zerbrochen. Rahmen und Lauf lagen inzwischen drei Kilometer voneinander entfernt. Sollte jemand die Einzelteile herausfischen, bevor sie völlig verrostet waren, sie zusammensetzen und ballistische Tests durchführen, könnte er zu dem Schluss gelangen, dass die Kugel im Körper des Toten in der Buchhandlung aus dieser Pistole stammte. Das wäre aber auch schon alles, denn es gab nichts, was die Waffe mit Rushjo in Verbindung brachte. Wer dem Zufall so wenig wie möglich überließ, verringerte die Wahrscheinlichkeit, dass sich der Zufall von hinten heranschlich und einem die Zähne in den Rücken grub.

Er machte sich nicht allzu viel aus der neuen Waffe, aber er konnte sie einsetzen. Es war eine solide, gut gebaute Semiautomatik mit Single Action. Der Stahlrahmen war mit Chrom beschlagen. Die Pistole funktionierte ähnlich wie die alten Militärmodelle des 45er-Colts. Sie war verlässlich, klein, wenn auch ein wenig schwer. Im Magazin befanden sich sieben ummantelte Hohlgeschosse, ein weiteres lag in der Kammer. Die speziell behandelten Spitzen explodierten beim Aufprall im menschlichen Körper und richteten großen Schaden an. Das Gerät war nicht dazu entwickelt worden, auf einem Schießstand Löcher in Pappzielscheiben zu schießen. Es war auch nicht dafür gedacht, im Wald auf alte Dosen zu zielen. Im Gegenteil, die Waffe war darauf angelegt, dass

man mit ihr auf Lebewesen schoss und sie ernsthaft verletzte oder tötete.

Rushjo schmunzelte. In den letzten Jahren waren die Waffenhersteller insbesondere in den Vereinigten Staaten von Antiwaffenbewegungen unter juristischen Beschuss genommen worden. Die neueste Taktik bestand darin, die Herstellerfirmen zu verklagen, weil sie keine ausreichenden Sicherheitsvorrichtungen oder Warnungen anbrachten. Solche Verrücktheiten waren kaum zu glauben. Auf die Spitze getrieben würde es bedeuten, dass ähnliche Warnungen für Automobile, Messer oder gar Streichhölzer erforderlich wurden: *Achtung! Sie könnten getötet werden, wenn Sie in diesem kleinen Wagen mit einem großen Lastwagen zusammenstoßen! Vorsicht! Dieses Messer hat eine scharfe Klinge – pressen Sie sie nicht gegen Ihre Kehle! Gefahr! Streichhölzer rufen ein Feuer hervor, an dem Sie sich verbrennen können!*

Die Waffenvorschriften erschienen ihm äußerst stupide für jeden, dessen Gehirn auch nur halbwegs funktionierte. Es war eine Sache, eine Sicherheitsvorrichtung zu verlangen, die von Kindern nicht allzu leicht zu entriegeln war. Es war etwas ganz anderes, auf den Lauf einer Waffe zu schreiben: *Vorsicht! Nicht auf Personen richten und den Abzug betätigen!* Wer nicht wusste, was eine Pistole war und wozu sie diente, würde auch nicht in der Lage sein, eine solche Inschrift zu lesen. Es erinnerte ihn an alte Aufrufe in den Bussen in Tschetschenien, als er noch ein Kind war: »Sind Sie Analphabet? Dann melden Sie sich bei...«

Die 9mm-Pistole würde genügen. Im Notfall stand ihm der Schirm zur Verfügung. Außerdem hatte er ein taktisches Springmesser erstanden. Es ließ sich mit einer einzigen Daumenbewegung aufrichten, wobei seine zehn Zentimeter lange Klinge mit der Tanto-Spitze automatisch einrastete. In Anbetracht der örtlichen Gesetzge-

bung war er mit zwei Feuerwaffen und einem Messer wahrscheinlich besser bewaffnet als irgendjemand sonst im ganzen Land, einschließlich der meisten Polizisten. Wie schon in der Wüste in Nevada, so fühlte Rushjo auch hier das Bedürfnis, diese Waffen bei sich zu tragen. Die Dinge würden sich bald verschlimmern, das konnte er spüren.

Sicherlich konnte er auch abreisen. Für den kurzen Sprung zum Festland einfach ein Schiff oder einen Zug oder ein Flugzeug nehmen und sich dann auf den Weg nach Hause begeben. Dabei würde er auch weiterhin Kreise beschreiben, damit sich sein eigentliches Reiseziel nicht zu früh abzeichnete. Peel würde ihn erst vermissen, wenn es bereits zu spät wäre, um ihn aufzuhalten – selbst wenn er daran Interesse haben sollte.

Aber Rushjo war müde. Und der andauernde Blick nach hinten machte ihn noch müder. Die Amerikaner waren hinter ihm her, und irgendwann würden sie darauf kommen, wie sie ihn aufspüren konnten. Er brauchte nicht noch einen weiteren Feind auf seinen Fersen. Nein, er würde zuerst die Angelegenheit mit Peel zu Ende bringen und dann abreisen. Wenn er erst einmal zu Hause war, dann war es ihm egal, was geschah – er würde sich den Ereignissen stellen.

Peel kam aus der umgebauten Kirche heraus und nickte ihm zu, bevor er zu seinem eigenen Wagen weiterging. Rushjo nickte zurück und ließ den Motor an. Sie würden zurückfahren, um den Computerwissenschaftler zu treffen, vor dessen Gebäude Rushjo den Verfolger entdeckt hatte. Die Sache hatte mit einem Toten in einer Buchhandlung geendet. Offensichtlich hatte Major Peel Pläne bezüglich des Mannes in diesem Gebäude. Mit Sicherheit würden Bascomb-Coombs diese Pläne nicht gefallen.

An den Wissenschaftler wollte Rushjo keinen unnöti-

gen Gedanken verschwenden. Er würde mit Peel zusammenarbeiten, bis sich die richtige Gelegenheit bot. Dann würde er sich verabschieden. Und das geschah vermutlich bald, dachte er, während sie sich vom Gutsbesitz entfernten. Sehr bald.

*Mittwoch, 13. April 2011
Washington, D.C.*

In der Schule hatte eine Versammlung aller Klassen stattgefunden. Nach dieser Veranstaltung schlenderte Tyrone den Flur entlang. Auf dem Weg winkte er Jimmy-Joe zu. Essay, der Terror der Pausenhalle, war für zwei Wochen von der Schule suspendiert worden. Zwar gab es auch andere Spinner, denen man auf dem Flur besser aus dem Weg ging. Doch war keiner von ihnen so stark wie das idiotische Riesenbaby.

Als er sich der Schlange für den Schulbus näherte, sah er Bella mit ihrem Buchlesegerät in der Hand. Sie kam lachend und scherzend mit drei Freundinnen in seine Richtung. Als sie ihn entdeckte, lächelte sie: »Hallo, Ty!«

Er fühlte, wie eine kalte Energiewelle vom Magen die Aufregung über seinen ganzen Unterbauch ausbreitete. Während er sich ihr näherte, bemühte er sich, so langsam wie möglich zu gehen, um seine Nervosität nicht zu zeigen. Dabei versuchte er, einen unbeteiligten und gelangweilten Eindruck zu machen, so richtig cool. Bella wollte mit ihm sprechen? Das war in Ordnung, aber kein großes Ding, oder? Locker schlendern. So sollte es aussehen. Dennoch ging er vielleicht ein klein wenig zu schnell, um völlig glaubwürdig zu erscheinen. *Wie* ein Schlendern mit zwölf Bildern pro Sekunde, das bei vierundzwanzig Bildern erheblich besser ausgesehen hätte.

»Hallo, Bella.«

»Wir gehen zur Mall. Willst du mitkommen?«

Er lächelte. Im gleichen Augenblick, als er gerade auf besonders kühle Art zustimmen wollte – »Klar, warum nicht?« –, schaute er an Bella vorbei und sah Nadine den Flur entlanggehen.

Nadine entdeckte ihn ebenfalls und blickte zur Seite.

Bella fing seinen Blick auf und drehte sich kurz in die gleiche Richtung um. Es war nur eine kleine, schnelle Bewegung, und sie tat so, als ob sie nichts bemerkt hätte. Doch Tyrone hatte es gesehen. Nadine war inspiziert, als »untauglich« abgestempelt und entlassen worden. Das alles mit einem Blick, der nicht länger als eine halbe Sekunde dauerte. Herzlichen Dank.

Und plötzlich sah sich Tyrone Howard mit seinen fast vierzehn Jahren an einem kritischen Scheideweg für den Rest seines Lebens. Direkt vor ihm befanden sich zwei rechtwinklig zueinander liegende Wege. Es war unwahrscheinlich, dass er die Wahl rückgängig machen konnte, wenn er sich einmal entschieden hatte.

Du hast das Kommunikationsgerät in der Hand, Tyrone. Wen wirst du anrufen?

Vielleicht konnte er doch beides tun. Er sagte: »Treffen wir uns am Bus? Ich muss erst noch etwas erledigen.«

Bella war vielleicht nicht die hellste Leuchte weit und breit, aber sie merkte sofort, was vor sich ging. Sie ließ es ihn auch gleich wissen. »Wir gehen *jetzt* zum Einkaufszentrum, Tyrone.« Unausgesprochen blieb *jetzt oder nie, Tyrone. Entscheide dich.*

Verdammte Scheiße. Dabei wäre es doch fantastisch, auf beiden Seiten ein wenig naschen zu können. Doch das schien nicht zu klappen. Dumm wie Datenchaos.

Der Augenblick dehnte sich über ein paar Millionen Jahre aus. Er fühlte sich, als würde er jeden Moment explodieren. Verdammt noch mal! Herumschleichen konnte er sich um die eine oder um die andere, aber beide bekam

er nicht! Zum Teufel damit. Er traf eine Entscheidung.
»Nadine! He, Nadine! Warte mal eine Sekunde!«

Nadine drehte sich um. Sie war überrascht, das stand in ihrem Gesicht geschrieben. Er wagte es nicht, Bella noch einmal anzuschauen, obwohl er ihr Gesicht gern gesehen hätte. Gerade hatte er eine zweite Chance gehabt, ins Paradies zu gelangen. Doch er hatte sie in den Abfalleimer geworfen und den Eimer ausgeleert. Er wollte weglaufen und sich verstecken,

Mit einem warmen Lächeln empfing ihn Nadine. So schlecht sah sie doch gar nicht aus. Als er zu ihr trat, sagte sie: »Deine Freundin ist gerade ohne dich weggegangen. Sah nicht allzu glücklich aus.«

Er zuckte mit den Achseln. »Na und?« Er fühlte sich miserabel, aber gleichzeitig stieg ein Wohlgefühl in ihm auf. »Wie geht es deinem Arm? Möchtest du mitkommen zum Bumerangwerfen?«

»Bist du sicher?«

»Klar.«

Ihr Lächeln wurde immer breiter. »Meinem Arm geht es schon viel besser. Also, werfen wir die Bumerangs.«

Während er neben ihr herging, fühlte Tyrone, wie sich auch auf seinem Gesicht ein Lächeln ausbreitete. Er erinnerte sich an einen Satz seines Vaters. Wenn man das Richtige tut, fühlt es sich fast immer besser an, als wenn man es nicht tut.

Noch ein Punkt für den Alten.

*Donnerstag, 14. April 2011
Ober-Kreide (100-65 Mio. Jahre v. Chr.),
das zukünftige Westfrankreich*

»Sieht so aus, als könnte es schwimmen«, sagte Saji.

Jay fuhr den Humvee an die Seite und stellte den Motor ab. Die Spuren des Monsters führten bis ans Meer und verschwanden im Wasser. Kleine, seidige Wellen mit urzeitlichen Schaumkronen rollten wie gleichmäßige Maschinenröhren auf den Strand. »Ja, sieht so aus«, erwiderte er.

»Was jetzt?«

»Wir tauschen das Fahrzeug gegen ein Boot oder einen Hubschrauber. Persönlich ziehe ich den Helikopter vor.«

»Das kann ich verstehen. Besser hundert Meter darüber als in einem Boot, wenn es plötzlich wie Moby Dick unter uns auftaucht.«

Jay nickte. »Der Nachteil ist, dass man ein Boot besser mit Waffen ausrüsten könnte als den Hubschrauber. Wir sind auf Waffen beschränkt, die wir selbst tragen können. Wenn wir das Monster aus der Luft sehen, muss sich einer von uns herauslehnen und schießen. Es wäre nicht besonders klug, einen Raketenwerfer im Innenraum des Cockpits auszulösen. Die Abgase würden uns genauso schnell umbringen, wie wenn uns die Rakete treffen würde.«

»Was für ein entzückender Gedanke. Wieso sind wir bei den Waffen so eingeschränkt?«

»Siehst du, auch in einer Simulation musst du überlegen, wie die reale Situation aussieht. Dieses Ding ist größer, stärker und schneller als wir. *Wir* können nicht einfach mit einer Atombombe ankommen, weil wir im Verhältnis zur uns gegenüberstehenden Hardware und Software ganz einfach nicht darüber verfügen.« Er stieg

aus dem Jeep und blickte auf die Küste. Dann zog er ein tragbares GPS aus der Jacke und befragte es. »Dies ist ein kleiner Betrug in diesem Szenario«, bemerkte er. »Eigentlich müsste ich auf eine Landkarte aus Papier schauen, da es zur damaligen Zeit keine globalen Positionssatelliten gab. Aber damit kommen wir durch. Allerdings nicht mit einem U-Boot der Klasse Seawolf. Leider. Außerdem bin ich mir nicht sicher, ob dieses Gewässer dann noch hier wäre. Meine Kenntnisse der geologischen Entwicklungsgeschichte sind nicht allzu umfangreich.«

Saji kletterte aus dem Fahrzeug und streckte sich. Dann fragte sie: »Wo ist ›hier‹?«

»Die Küste von Frankreich. Das Land, das einmal England sein wird, liegt da drüben hinter dem Horizont.«

»Das bedeutet, dass die Spur in der Realen Welt dorthin führt?«

»So sieht es aus.«

»Nützt dir das bei deiner Theorie?«

Jay nickte. »Ja. Unter Umständen.«

»Machen wir weiter mit der Verfolgung?«

»Aber sicher. Allerdings möchte ich für einen Moment aus der VR rausgehen, um ein paar Dinge zu überprüfen und den Chef anzurufen. Mir scheint es wichtig, ihm von meiner Theorie zu erzählen. Für alle Fälle.«

*Donnerstag, 14. April 2011
London, England*

Im Konferenzraum des MI-6 saß Michaels und wartete darauf, dass das Bild von Jay in der bereitstehenden Holoprojektion erschien, die bläulich über dem Tisch flackerte. Außer ihm befanden sich Toni, Howard, Fernandez und Angela Cooper im Raum.

Mit einem Blick in die Runde sagte Michaels: »Mir

liegt viel daran, dass Sie alle diese Informationen mitbekommen. Deshalb habe ich darum gebeten, Jays Nachricht hierher zu legen. Er müsste sich jeden Augenblick melden. Gibt es in der Zwischenzeit noch andere Dinge, die wir besprechen sollten?«

Howard ergriff das Wort. »Wir haben uns für heute Nachmittag mit dem pensionierten Major auf dem Landsitz seines Arbeitgebers in« – er warf einen Blick auf seinen Computer – »Sussex verabredet.«

»Eine herrliche Fahrt«, warf Angela ein. »Wunderschöne Landschaft, wenn auch die Straßen ziemlich eng sind.«

»Es hat keine weiteren Angriffe auf größere Netze oder militärische Systeme gegeben«, sagte Toni. »Unser Hacker scheint sich ein wenig zurückgezogen zu haben, zumindest für den Augenblick.«

»Endlich mal eine gute Nachricht«, entgegnete Michaels. »Dann wollen wir mal sehen, was Jay zu berichten hat.«

Die Holoprojektion flackerte und das Gesicht von Jay Gridley erschien in der Luft. »Hallo, Boss.« Seine Stimme klang inzwischen fast normal, nur noch ein bisschen schleppend. Er erholte sich schnell.

»Jay, darf ich Ihnen Angela Cooper vom MI-6 vorstellen? Die Übrigen kennen Sie ja.«

Jay murmelte einige Begrüßungsworte,

»Okay, dann schießen Sie mal los.«

Jay seufzte. »Na ja, allzu viel ist es nicht. Wir ... ich befinde mich auf den Spuren dieses Programms, und es sieht so aus, als ob es sich in Ihre Richtung bewegt. Könnte sich weiterbewegen, könnte auch dort leben, keine Ahnung. Sobald wir hier fertig sind, werde ich die Verfolgung wieder aufnehmen. Ich habe intensiv über unser Problem nachgedacht. Die uns bekannten Computer sind nicht in der Lage, wie dieses Gerät Primzahl-

Verschlüsselung mit schierer Gewalt aufzubrechen. Das funktioniert selbst bei multiplen Parallelserien nicht, also muss es etwas anderes sein. Bei dieser Fragestellung denkt man natürlich erst einmal an einen QC – einen Quantumcomputer. Darüber haben wir schon einmal gesprochen. Allerdings ist keiner von diesen Computern bisher über das Entwicklungsstadium hinausge-
langt. Also hätte auch keiner von ihnen die geballte Rechenkraft aufbieten können, um das anzurichten, was geschehen ist.«

»Zwischenfrage«, kam es von Fernandez. »Was ist ein Quantumcomputer?«

Jay hielt einen kurzen Vortrag, in dem er Qubits und multiple Quantumphasen erklärte. Michaels war mit dem Konzept vertraut. Doch wie Jay bereits angedeutet hatte, war bisher niemand mit einem ausgewachsenen und funktionierenden Quantumcomputer aufgetaucht. Deshalb hatten sie diese Möglichkeit auch nicht ernsthaft in Erwägung gezogen.

»Doch was wäre, wenn jemand tatsächlich über ein solches Gerät verfügt?«, fuhr Jay fort. »Ein funktionstüchtiges Modell? Etwas mit hundert oder zweihundert Qubits? Es würde durch Primzahlverschlüsselungen fegen wie ein Tornado durch ein Strohhaus.«

»Ein großes Wenn«, bemerkte Toni.

»Richtig, aber ich habe mich ein wenig umgehört und umgesehen. Keine einzige der diversen militärischen Organisationen und Firmen, die auf den neuen AMPD-Standard umgestellt haben – die Abkürzung für ›Abstrakte Multi-Dimensionale Punkt-Distanz Verschlüsselung‹ –, wurden von diesen Attacken behelligt. Es könnte Zufall sein, aber selbst ein Quantumcomputer wäre nicht in der Lage, solche Codes zu knacken. Unabhängig von der Schnelligkeit des Quantumcomputers wäre der AMPD-Standard gegen solche Angriffe immun. Natürlich haben

bisher erst wenige Leute die neue Methode übernommen.«

»In Ordnung«, sagte Michaels. »Aber wenn jemand so ein Gerät gebaut hätte, würden wir nicht sofort davon erfahren?«

»Nach einer Weile. Man könnte es nicht auf ewige Zeiten verbergen, aber über einen gewissen Zeitraum gelänge es vielleicht doch. Die nötige Technologie und Ausrüstungsgegenstände könnte man sicherlich nicht im Computerlabor einer High School oder in der Ecke von Onkel Alberts Elektronikladen organisieren. Wir sprechen von einer Operation, die viele Millionen Dollar kostet. Es geht dabei um speziell angefertigte Hardware, mit allem Drum und Dran, außerdem um hoch qualifiziertes Personal, Programmierer und so weiter. Früher oder später würde jemand von außen darauf stoßen. So etwas kann man nicht unter einem Tarnnetz verstecken. Aber selbst wenn man wüsste, wo es sich befindet – solange es nur dieses eine Gerät gäbe, wäre es wie ein riesiger Wolf in einer Herde Schafe.«

»Ein Quantumcomputer scheint mir ein wenig weit hergeholt«, bemerkte Toni. »Haben Sie irgendwelche Informationen, die Ihre These unterstützen?«

»Ich kann nichts auf den Tisch legen und beweisen«, entgegnete Jay. »Auf der anderen Seite würde ein solches Gerät, sollte es wirklich existieren, haargenau den Parametern entsprechen.«

»Und Ihrer Expertenmeinung nach handelt es sich um ein solches Gerät?«, fragte Howard.

»Richtig, Sir. Nichts anderes kommt infrage. Ich habe das Netz durchsucht und alle Leute ausfindig gemacht, die irgendwann einmal irgendetwas zu diesem Thema veröffentlicht haben. Auf der Liste befinden sich auch einige Wissenschaftler im Vereinigten Königreich. Einer von ihnen – ein Mann namens Bascomb-Coombs – hat

vor ein paar Jahren wirklich brillante theoretische Arbeit auf diesem Feld geleistet. Er ragt über die meisten hinaus und *ich* kann ihm mit Sicherheit nicht das Wasser reichen. Ich kenne auch niemanden, der das könnte. Früher hielt er sich in London auf, er ist aber in letzter Zeit nicht mehr gesehen worden.«

Howard fragte: »Sehen Sie in ihm eine Unterstützung? Oder einen Verdächtigen?«

»In beiden Fällen würde ich an Ihrer Stelle mit ihm zu sprechen versuchen. Im Netz kann ich keine öffentliche elektronische Adresse finden. Irgendwie merkwürdig, dass ein so intelligenter Bursche einfach verschwindet. Er war viel zu jung, um sich zur Ruhe zu setzen. Wenn er gestorben wäre, hätte man das sicher durch die Medien erfahren.«

»Schicken Sie uns Ihre Daten über ihn zu, dann werden wir uns vor Ort um ihn kümmern«, sagte Michaels.

»Schon hochgeladen«, erwiderte Jay. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort. »Ich muss jetzt zurück zu der Jagd. Wahrscheinlich wird es mir gelingen, dieses Biest zu erledigen. Jedenfalls bin ich kurz davor.«

»Seien Sie vorsichtig, Jay«, beschwor ihn Toni. Sie musste ihm keinen Grund nennen. Er selbst kannte die Gründe am besten.

»Ja, danke. Ich halte Sie auf dem Laufenden.«

Angela hatte bereits angefangen, Kommandos in ihren Computer zu tippen. Als Jay die Verbindung abbrach, sah sie auf. »Hier haben wir die Informationen über Mr. Bascomb-Coombs. Jetzt versuche ich es mit einem Suchkommando ... na so was ...«

»Was ist?«, fragte Michaels.

»Da ist unser Mann«, erwiderte sie. »Bei ComCo U.K. angestellt. Das ist eine private Computerfirma, die unter anderem hochwertige Hauptplatinen für Workstations produziert.«

»Ein Computerfreak arbeitet für eine Computerfirma«, bemerkte Fernandez. »Kann man das als Überraschung bezeichnen?«

»Für sich allein nicht«, entgegnete sie. »Aber ComCo U.K. gehört Lord Geoffrey Goswell.«

In welchem Zusammenhang hatte er diesen Namen schon gehört? Michaels zermartete sich das Gehirn. Schließlich erinnerte er sich.

Howard kam ihm zuvor. »Ist das nicht der gleiche Typ, dessen Sicherheitschef zusammen mit unserem Killer und dem Toten in der Buchhandlung war?«

»Genau«, erwiderte Angela.

»Ich muss schon sagen«, bemerkte Howard. »Wie klein die Welt doch ist.«

»Wahrscheinlich hat das überhaupt nichts zu bedeuten«, fuhr Angela fort. »Goswell ist der Besitzer von verschiedenen Firmen und hat Tausende von Angestellten im ganzen Land. Egal, wo Sie in England, Schottland, Wales oder Irland hinfahren – Sie werden mit hoher Wahrscheinlichkeit auf jemanden stoßen, der für ihn arbeitet oder jemanden kennt, der für ihn arbeitet.«

Michaels schüttelte den Kopf. Ihm gefielen diese Zufälle gar nicht. Zwar waren schon merkwürdigere Dinge geschehen, doch an dieser Geschichte war sicherlich etwas faul. »Wissen Sie was? Verschieben Sie das Gespräch mit Peel erst einmal. Tun Sie so, als ob es unwichtig wäre. Sagen Sie, dass Sie schon alles geklärt haben und dass Sie sich später bei ihm melden, wenn Sie ihn noch persönlich sprechen müssen. Ich finde, wir sollten zunächst ein wenig mehr über seinen Chef herausfinden, bevor wir in seine Höhle hineinstolpern.«

Howard nickte. Fernandez und Toni folgten ihm. Angela schenkte ihm ein kleines Lächeln, und er fühlte, wie sein Herz einmal aussetzte und dann gegen den Brust-

korb hämmerte. Er vermied es, in Tonis Richtung zu schauen. Das Risiko konnte er nicht eingehen.

*Donnerstag, 14. April 2011
London, England*

Während Peel die Old Kent Road an den Gaswerken vorbei entlangfuhr, fühlte er noch einmal die Wut in sich aufsteigen. Bascomb-Coombs hatte sich gestern freigenommen und er hatte ihn verpasst. Nach Informationen seiner Agenten war Bascomb-Coombs nicht in seiner Wohnung aufgetaucht. Auch seinen Wagen hatte er nicht mitgenommen, sondern ihn den ganzen Tag in der Garage stehen lassen. Ans Telefon ging er auch nicht.

Ein weiterer Besuch in den Büroräumen war ebenfalls vergeblich.

Wo zum Teufel steckte er?

Es war sein eigener Fehler, das wusste Peel. Schließlich hatte er seine Männer abgezogen, weil er sich persönlich mit Bascomb-Coombs auseinander setzen wollte. Dabei sollten sie nicht in der Nähe sein. Demnach hatte er es sich selbst zuzuschreiben, dass er verschwunden war. Wo hatte sich der Kerl hinbegeben? Und warum?

Sein Telefon sumnte.

»Hallo? Peel am Apparat.«

»Major Peel? Angela Cooper hier.«

Die Lady vom Nachrichtendienst. Noch ein Stein auf seinem bereits überladenen Laster. Von Zeit zu Zeit riefen sie ihn wegen der irischen Geschichte an. Immer wenn irgendein hitzköpfiger, kartoffelessender Ire irgendwas in die Luft jagte, meldeten sie sich bei ihm, als ob Peel in irgendeiner Weise für diese Verrückten verantwortlich wäre. »Miss Cooper, ich habe unsere Verabredung heute Nachmittag nicht vergessen.«

»Das ist sehr aufmerksam von Ihnen, Sir, doch wir

müssen Sie im Augenblick nicht unbedingt sprechen. Die betreffende ... Angelegenheit hat sich erledigt. Entschuldigen Sie, dass wir Sie belästigt haben.«

Dem Himmel sei Dank für kleine Gefälligkeiten. Zumindest würde er nicht schon wieder mit diesen verdammten Idioten verhandeln müssen, »Kein Problem, das ist schon in Ordnung.«

»Ich muss mich jetzt verabschieden. Herzlichen Dank für Ihre Kooperationsbereitschaft.«

Nachdem er aufgelegt hatte, schaute Peel in den Rückspiegel, um sich zu vergewissern, dass er Rushjo nicht aus Versehen abgehängt hatte. Doch er konnte ihn deutlich erkennen.

Wohin jetzt, Peel, altes Haus? Unser böser Wissenschaftler scheint ausgeflogen zu sein. Er sitzt nicht bei seinen üblichen Grübeleien und das ist eigentlich nur eine weitere Bestätigung. Er hat dich belogen, hat versucht, dich umzubringen, und dich außerdem um eine Million Euro betrogen. Du solltest ihn besser finden und das Problem aus dem Weg räumen, bevor es noch schlimmer wird.

Das war allerdings leichter gesagt als getan.

Es war ein warmer und sonniger Tag. In Zivilkleidung schlenderte Howard die Bürgersteige in der Nähe vom Hauptquartier des MI-6 entlang. Dabei genoss er das Wetter und die Großstadt. London war wirklich ein kosmopolitischer Ort. Menschen in eigenartiger Kleidung kamen ihm entgegen, sprachen fremde Sprachen und machten den Eindruck, als ob sie sich hier wie zu Hause fühlten.

Neben ihm ging Julio, ebenfalls in Zivil. Er lächelte zwei jungen Mädchen in Mikroröcken und Plateauschuhen zu. Die Sohlen der Schuhe hatten die Dicke des Telefonbuchs von Washington, D.C. Zuerst lächelten die

Mädchen in Julios Richtung zurück, dann schenkten sie Howard einen langen, prüfenden Blick. Gott, beide Männer waren alt genug, um ihre Väter zu sein. Und wenn sie von diesen Monsterschuhen herunterfielen, würden sie sich mit Sicherheit einen Knöchel oder Schlimmeres brechen. Howard sah seinen Sergeant an und hob die Augenbrauen.

»He, Sie kennen doch das Sprichwort: Ein schönes Geschöpf ist immer eine Freude«, sagte Fernandez.

»Sie werden noch im Gefängnis landen, wenn Sie sich weiter mit Minderjährigen abgeben. Werden Sie nicht bald Frau und Kind haben?«

»Sie müssen etwas lockerer werden, John. Anschauen ist nicht das Gleiche wie tun.«

»Sie sind schon lange Junggeselle, Julio. Glauben Sie wirklich, dass Ihnen der Übergang gelingen wird?«

»Um ganz ehrlich zu sein, ich weiß es nicht. Ich glaube schon. Jedenfalls werde ich alles daransetzen. Aber Sie wissen genau so gut wie ich, dass kein Schlachtplan den ersten Feindkontakt überdauert.«

»Sehen Sie die Ehe wie einen Krieg, Sergeant?«

»Nicht gerade wie einen Krieg, doch auf jeden Fall wie unbekanntes Gelände. Natürlich liebe ich Jo und möchte jeden Morgen neben ihr aufwachen. Außerdem wird sie die Mutter meines Kindes werden. Aber ich bin kein achtzehnjähriger Rekrut mehr, der gerade frisch von der Farm seines Vaters kommt und noch nie in der Stadt war.«

»Das können Sie laut sagen.« Howard ließ diesen Satz ein wenig einsinken, dann fuhr er fort. »Was halten Sie von dieser Angelegenheit?«

Julio zuckte die Achseln. »Dieser Goswell ist Teil eines Netzwerks von alten Herren. Dass ihn dadurch der Arm des Gesetzes kaum noch berührt, erinnert mich durchaus an zu Hause. Doch vielleicht hat er überhaupt nichts da-

mit zu tun. Aber meiner Erfahrung nach hat jeder reiche und berühmte Geschäftsmann oder Politiker Leichen im Keller versteckt, wenn man nur einmal richtig hineinleuchtet. Außerdem finde ich es merkwürdig, dass unser Killer Rushjo eine Verbindung zu diesem Major unterhält, der seinerseits für Mr. Allmächtig arbeitet.«

»Genau das gleiche Gefühl habe ich auch.«

Eine traumhaft schöne, kaffeebraune Frau in einem rot-schwarzen Seidenkleid kam ihnen mit großen Schritten auf dem Bürgersteig entgegen. Wenn man die hohen Absätze mitrechnete, war sie bestimmt ein gutes Stück über einen Meter achtzig groß. Vielleicht ein Model. In einer leichten Wolke teuren Parfüms ging sie an ihnen vorbei. Julio drehte sich um und Howard schaute so diskret wie möglich über die Schulter.

»Sieht auch von hinten gut aus«, sagte Julio. »Würden Sie mir nicht zustimmen, Colonel?«

Er hatte Howards raschen Blick bemerkt.

Erwischt. Howard konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Da muss ich Ihnen wirklich Recht geben.«

»Das sagen Sie als verheirateter Mann?«

Howard grinste nur.

»Und wie geht es jetzt weiter, John?«

»Wir warten ab, was der britische Geheimdienst für uns zusammenträgt. Dann sehen wir weiter. Und dann erledigen wir die Sache und fliegen nach Hause. Die vielen Mädchen hier lassen mich meine Frau vermissen.«

Fernandez lachte. »Da geht es mir ähnlich.«

*Donnerstag, 14. April 2011
London, England*

Als Toni von der Toilette in den Konferenzraum zurückkam, standen Alex und Cooper am Ende des Konferenztisches und unterhielten sich. Sie steckten buchstäblich die Köpfe zusammen, nah genug, um die Luft des anderen zu atmen.

Toni empfand einen Stich der Eifersucht. Die beiden schauten auf, sahen sie, bewegten sich aber nicht. Das war ein gutes Zeichen. Wenn sie bei ihrem Anblick auseinander gesprungen wären, hätte sie sich wirklich Sorgen machen müssen. Sie hatte bestimmt keinen Grund zur Beunruhigung. Sie kannte Alex.

»Gibt es was Neues?«, fragte sie.

»Wir haben jetzt die Daten über Goswell und Peel«, antwortete Alex. »Und einige interessante Entwicklungen. Colonel Howard und Sergeant Fernandez befinden sich gerade auf dem Weg hierher.«

Im selben Augenblick traten die beiden Männer zur Tür herein.

»Angela, wenn Sie so freundlich sein würden?«

Cooper blieb stehen, während die anderen sich setzten. Sie berührte ihren flachen Bildschirm und über dem Konferenztisch leuchtete eine Projektion auf.

»Dies ist der Landsitz von Lord Geoffrey Goswell in Sussex«, begann sie. »Er heißt Yews. Dort verbringt er den Großteil seiner Zeit. Das Gelände umfasst mehrere hundert Morgen. Außer dem Hauptgebäude stehen dort noch diverse kleinere Häuser und verschiedene Unterstände.«

Weitere Bilder wurden gezeigt.

»Außer seinen Angestellten lebt Seine Lordschaft – er

ist Witwer – dort allein. Er hat Residenzen in London, Brighton, Manchester, eine Villa in Südfrankreich und verschiedene Häuser und Kondominien in Wales, Schottland, Irland, Spanien, Portugal, Indien und den Vereinigten Staaten. Hier ist eine Liste der Firmen, die ihm gehören oder an denen er beteiligt ist. Sein persönliches Vermögen wird auf knapp unter zwei Milliarden Pfund geschätzt.«

»Ein hartes Los«, warf Fernandez ein.

Cooper fuhr fort. »Peel, über den wir schon ausführlich diskutiert haben, ist der Chef von Goswells persönlicher Sicherheitstruppe. Er hat etwa sechs bis zehn ehemalige Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet, als permanente Patrouillen auf dem Gelände verteilt.«

»Ich dachte, Waffen wären hier mehr oder weniger illegal«, bemerkte Howard.

Darauf entgegnete Cooper: »Für den normalen Bürger trifft das zu. Keine Handwaffen, und alle Gewehre und Flinten müssen unter Verschluss gehalten werden, außer wenn sie beim Zielschießen oder bei der Jagd eingesetzt werden. Militärische Sturmwaffen sind auf keinen Fall erlaubt.«

»Darf ich raten?«, fragte Fernandez. »Wenn man ein paar Milliarden auf der Bank liegen hat, sind die Spielregeln etwas anders, richtig?«

Mit zusammengepressten Lippen bemühte Cooper sich um ein Lächeln. »Genauso ist es.«

»Machen Sie bitte weiter«, bat Alex. »Könnten wir uns vielleicht mit den Kommentaren ein wenig zurückhalten?«

»Wir haben einige Leute auf die Zugangswege verteilt. Vor weniger als einer Stunde traf ein Mietwagen ein. Bei der Überprüfung der Daten der Autovermietung stellte sich heraus, dass der Wagen gestern in Southampton von Peter Bascomb-Coombs gemietet wurde. Unseren Agen-

ten gelang es, ein etwas verschwommenes Foto des Fahrers zu machen. Es scheint sich um den Computerwissenschaftler zu handeln.«

Rundum gab es verblüffte Blicke.

»Major Peel, der ebenfalls von uns überwacht wird, befindet sich zur Zeit auf dem Weg von London nach Sussex. Er wird noch etwa eine Stunde brauchen, bis er dort ankommt.«

»Keinerlei Anzeichen von Rushjo?«, fragte Howard.

»Nein.«

»Könnte er sich auf dem Landsitz befinden?«

»Das ist möglich«, erwiderte Cooper. »Wir werden erst in etwa neunzig Minuten Spionagesatelliten in Position haben, um das Gelände im Detail zu beobachten. Doch selbst dann – auch wenn er sich zu Fuß fortbewegt – wäre es ziemlich schwierig, ihn zu identifizieren. Mithilfe der National Security haben wir die Festnetzleitungen angezapft, die zum Gut führen. Außerdem nehmen Scanner die drahtlosen Aktivitäten auf.«

»Muss toll sein, wenn man so leicht eine Abhörerlaubnis bekommt«, sagte Alex.

»Es war nicht gerade einfach«, entgegnete Cooper. »Aber bisher ist nichts Wichtiges geschehen. Das ist in den Kernpunkten die jetzt vorliegende Situation.«

»Sieht so aus, als ob alle hübsch beieinander wären. Wir müssen nur noch hinausfahren und mit ein paar Herren plaudern«, bemerkte Fernandez.

Cooper startete zuerst auf die Holoprojektion, dann auf den Tisch hinunter. Sie machte einen verlegenen Eindruck, was Toni nicht weiter störte. Schließlich sagte sie: »Ja, das wäre der logische nächste Schritt.«

»Aber ...?«, fragte Howard.

»Die Angelegenheit ist recht delikat«, erklärte sie. »Wir können nicht einfach hinausfahren und tun, was wir gern tun möchten.«

»Warum nicht?«, fragte Toni. »Wir haben einen Verdächtigen im Fall dieser Computerverbrechen, die den halben Planeten erschüttert haben, und wir wissen, wo wir ihn finden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie ihm nicht wenigstens ein paar Fragen stellen möchten. Und seinem Arbeitgeber ebenfalls.«

Toni sah, wie Julio und John Howard zustimmend nickten. Auch Alex schien begierig auf eine Erklärung zu warten.

Cooper fuhr fort: »Das ist richtig. Trotzdem werden die Dinge hier nicht so gehandhabt. Was wäre denn, wenn Sie in den Vereinigten Staaten plötzlich einen Milliardär verhören müssten, der eine mächtige politische Persönlichkeit ist? Einen Senator oder sogar den Präsidenten? Dann könnten Sie auch nicht einfach an seine Tür klopfen und fragen, ob Sie hereinkommen können, oder?«

»Nein«, entgegnete Alex. »Aber wenn wir ausreichende Gründe für die Annahme hätten, dass er in ein größeres Verbrechen verstrickt ist, bei dem Hunderte von Menschen getötet wurden, dann würde uns ein Richter einen Durchsuchungsbefehl oder einen Haftbefehl ausstellen. Wir haben unseren Präsidenten bereits in den Zeugenstand geladen, obwohl er sich dagegen sträubte. Es hat sogar ein Impeachment gegeben.«

»Nach wochenlangen Beratungen mit den Anwälten des Präsidenten«, erwiderte Cooper. »Außerdem war das Impeachment nur ein Klaps auf die Finger – er wurde weder angeklagt noch für schuldig befunden, oder?«

»Der Versuch wurde unternommen«, sagte Alex. »Kein Mensch steht über dem Gesetz.«

»Hier steht auch kein Mensch über dem Gesetz, Alex. Aber dies ist ein kleines Land. Trotz aller Anstrengungen, es ins einundzwanzigste Jahrhundert zu bringen, ist es immer noch sehr klassenbewusst. Lord Goswell befindet sich auf dem Gipfel der Macht. Er ist mit den ältesten

Mitgliedern des Oberhauses zur Schule gegangen. Die blaublütigen Reichen kennt er persönlich. Er kennt die mächtigsten Anwälte und Solicitors, die Richter und die hohen Polizeibeamten. Alle zwei Wochen trinkt er Tee mit dem Premierminister. Auf einen Wink veranlasst er mehr als das Parlament in einer Woche. Mit dem König spielt er Bridge. Dass wir seine Telefone abhören dürfen, ist bereits ein kleines Wunder. Es ist uns auch nur gelungen, weil Goswell noch nichts davon erfahren hat. Bei diesem Mann kann man nicht einfach anklopfen und irgendetwas verlangen. Wenn man sich in die Höhle dieses Löwen begeben will, muss man vorsichtige Verhandlungen führen, mit dem Hut in der Hand. Es ist eine Sache, seinem Sicherheitschef Bescheid zu sagen, dass Sie auf ein kleines Gespräch vorbeikommen. Doch es ist etwas ganz anderes, wenn man das Gleiche von einem der reichsten und mächtigsten Männer des Landes verlangt.«

Einen Augenblick lang fiel niemandem dazu ein Kommentar ein.

Dann sagte Julio: »Mistkerl.«

Toni unterdrückte ein Lächeln. Sie musste ihm zustimmen.

»Das mag berechtigt sein, Sergeant, doch ich habe den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, dass die Regierung Seiner Majestät nicht an Lord Goswell herantreten wird, es sei denn auf besonders vorsichtige Weise durch seine Anwälte.«

»Selbst wenn wir ihn verdächtigen, dass er an den Computeranschlägen beteiligt war?«, fragte Toni.

Cooper drehte sich zu Toni. »Selbst wenn wir uns seiner Verantwortung sicher wären und es beweisen könnten, Miss Fiorella. Dazu sind wir allerdings nicht in der Lage. Wir haben keine echten Beweise außer ein paar vagen Vermutungen. Bascomb-Coombs, der darin verwickelt sein mag oder auch nicht, arbeitet für Lord Goswell

und besucht ihn auf seinem Anwesen. Das beweist noch nicht allzu viel, oder?»

Toni wusste, dass Cooper Recht hatte. Trotzdem spürte sie tief in ihrem Inneren, dass Bascomb-Coombs seine Finger in dieser Angelegenheit hatte und dass auch Peel und Rushjo darin verwickelt waren. Aber was konnten sie unternehmen, wenn die örtlichen Behörden sie nicht einmal mit den diversen Herren *sprechen* ließen?

»Wir können beim Herrn Lord nicht ohne ein Schreiben mit einer eingravierten Einladung auftauchen«, sagte Alex. »Also gut. Können wir Peel aufhalten?«

»Wie bitte?«

»Können Sie veranlassen, dass Ihre Agenten Peel stoppen und ihn davon abhalten, sich in die Sicherheit von Goswells Anwesen zu begeben?«

Cooper starrte ihn an. »Warum sollten wir das tun?«

»Okay, folgen Sie einmal meiner Logik. Lassen Sie uns für einen Augenblick davon ausgehen, dass Bascomb-Coombs für die Computerattacken verantwortlich ist.«

»Gut, nehmen wir das an.«

»Wenn es zutrifft, muss ihm jemand dabei helfen. Laut Jay Gridley kann man so etwas nicht auf billige Art und Weise durchführen. Also muss er jemanden mit viel Geld haben, der ihn unterstützt.«

»Richtig. Und?«

»Scharfsinnige Folgerung: Er arbeitet für Goswell. Er befindet sich auf dem Anwesen von Goswell. Wie vielen Leuten würde es gelingen, ein Projekt von vielen Millionen Dollar zu finanzieren und es geheim zu halten? Wäre das nicht jemand mit sehr viel Einfluss? Vielleicht jemand, dem eine komplette, hoch technisierte Computerfirma gehört? Das deutet auf Goswell hin. Und würde der Verantwortliche für die persönliche Sicherheit von Goswell nicht ein wenig über Bascomb-Coombs wissen müssen? Jeder Sicherheitsagent, der sein Geld wert ist,

würde doch garantiert die Leute überprüfen lassen, die besonders engen Kontakt zu seinem Boss pflegen. Wenn ich mich um die Gesundheit eines reichen Mannes kümmern müsste, wäre ich bei jedem, der bei ihm ein- oder ausgeht, äußerst neugierig. Ich würde in Erfahrung bringen, was diese Besucher zum Frühstück essen, wo sie es einnehmen und wie viel Trinkgeld sie zurücklassen.«

»Ihrer Meinung nach ist Bascomb-Coombs der verrückte Hacker, Goswell weiß Bescheid und Peel ist ebenfalls informiert? Ihre logische Kette ist schwach, selbst wenn man davon ausgeht, dass das erste Glied hart wie Stahl ist.«

»Darüber könnte man streiten, wenn sie jetzt alle zusammensitzen und Tee trinken, oder etwa nicht?«

Der Anflug eines Lächelns spielte um Coopers Lippen. »Kommen Sie, Alex! Leute, die miteinander Tee trinken, teilen nicht automatisch sämtliche Geheimnisse, oder?«

Alex errötete. John Howard drehte sich um und fand plötzlich einen faszinierenden Fleck auf der leeren Wand, den er anstarrte. Coopers Lächeln wurde breiter und wärmer. Diese Reaktionen bewiesen nichts, doch zusammen hatten sie einen plötzlichen Effekt. Auf einer tiefen, intuitiven Ebene entstand bei Toni ein Eisklumpen aus massivem Stickstoff und stieß ihr direkt ins Herz. Mein Gott! Hatte Alex mit dieser Schlampe *geschlafen*!

Wie? Wann?

Gott im Himmel – *warum*?

Alex räusperte sich und sagte: »Sehen Sie, wir wissen, dass es zwischen Peel und Rushjo und dem Tod eines Berufskillers Verbindungen gibt.«

»Der Mann in der Buchhandlung hat sich laut Gerichtsmedizin selbst umgebracht.«

»Nachdem Rushjo oder Peel ihm eine Kugel in den Rücken gejagt hatte! Peel weiß etwas über diese Dinge. Sie wissen genau, dass ich Recht habe. Lassen Sie ihn fest-

nehmen, damit wir ihn verhören können, bevor noch mehr Menschen sterben und Millionen andere geschädigt werden.«

Es gab eine lange Pause. Toni starrte Cooper an. Der Verdacht wütete immer noch in ihrem Innersten. Alles andere verlor an Bedeutung. Peel oder Goswell oder Rushjo waren ihr plötzlich egal. Das war alles nicht wichtig.

Hatte Alex sie betrogen? Sicher nicht. Das hätte er nicht fertig gebracht. Oder doch?

Ihr wurde übel.

Cooper hatte sich entschlossen. »In Ordnung. Zuerst muss Generaldirektor Hamilton es genehmigen, aber im Interesse der nationalen Sicherheit können wir meiner Meinung nach diese Schritte unternehmen.«

37

Donnerstag, 14. April 2011

M 23 – Südlich von Gatwick

Rushjo atmete einige Male tief durch und versuchte, sich ein wenig zu entspannen. Im Laufe der Autofahrt war er immer angespannter geworden. Immer fester hatte er das Lenkrad umklammert, sich nach vorn gebeugt. Es hatte keinen Sinn, verkrampft zu sein, wenn er locker sein musste. Ein verkrampfter Mann konnte sich nicht richtig bewegen. Obwohl er das wusste, kam es immer wieder vor. Das musste man mühsam überwinden, trotz all der Jahre und der vielen Leichen.

Vor ihm in der anderen Spur fuhr der graue Neon mit den beiden Männern, die Peel von London gefolgt waren. Sie waren etwa fünfzig Meter hinter dem Wagen des Majors und tarnten sich im dichten Verkehr. Sie konzen-

trierten sich so auf die Verfolgung von Peel, dass sie Rushjo nicht bemerkt hatten.

Nachdem er sie entdeckt hatte, tätigte Rushjo den Anruf und sagte nur ein einziges Wort: »Gesellschaft.« Zur Warnung Peels genügte das.

Er antwortete: »Verstanden. Rufe später zurück.«

Vor ein paar Minuten waren sie am Flughafen Gatwick vorbeigekommen. Immer noch fuhren sie auf dem großen Motorway nach Süden, als ob sie zu dem Anwesen in Sussex fahren würden. Das Handy auf dem Beifahrersitz klingelte. Rushjo nahm es auf. »Was gibt es?«

»Sind Sie entdeckt worden?«

»Nein.«

»Gut. An der nächsten Ausfahrt, etwa drei Kilometer von hier, verlassen wir den Motorway und fahren in Richtung Osten. Dann geht es ungefähr fünf Kilometer weiter auf der Straße, bis wir an eine große Eiche kommen. An dieser Stelle trifft eine kleine Straße von rechts auf die Hauptstraße. Diese kleine Straße fahren wir hinein. Nach drei Kilometern steht auf der linken Seite eine große Scheune, in der normalerweise Schafe geschoren werden. Dort werden wir uns ein wenig mit unserer Gesellschaft unterhalten. Warum fahren Sie nicht voraus und sehen sich schon mal um?«

»In Ordnung.« Rushjo unterbrach die Verbindung. Dann beschleunigte er, passierte zuerst das Auto der Verfolger, dann Peels Wagen. Er befand sich bereits fast einen Kilometer vor ihnen, als er den Motorway an der nächsten Ausfahrt verließ. Die Verfolger schenkten ihm keinerlei Beachtung.

Die Eiche war leicht zu finden – Rushjo hatte die Entfernung am Tacho verfolgt –, und die Scheune stand isoliert und still in der Mitte einer größeren, unbesiedelten Gegend vor einer Weide mit grasenden Schafen. Ein perfekter Ort.

Er fuhr den Wagen in die Scheune, stieg aus und schloss die Tür hinter sich. Drinnen war es staubig und roch nach trockenem Heu, Wolle und irgendetwas, das an heißes Kerzenwachs erinnerte. Gerüche der Landwirtschaft, die ihn urplötzlich an seine Tage mit Anna denken ließen. Er überprüfte die Ausgänge. Außer der Einfahrt, durch die er mit dem Wagen gefahren war, gab es zwei Ausgänge zu ebener Erde. Auf dem Dachboden befanden sich zwei weitere Öffnungen, von denen Lastenaufzüge, Seile und Flaschenzüge hingen. Peel war ein Profi. Er würde garantiert so anhalten und aus dem Auto steigen, dass er einem in der Scheune verborgenen Schützen nicht im Wege stehen würde. Deshalb hätte er mit Sicherheit freies Schussfeld auf seine Verfolger, wenn sie aus ihrem Auto stiegen. Wahrscheinlich vor der kleineren Tür auf der Südostseite des Gebäudes, überlegte er.

Er überprüfte das Munitionsmagazin der Firestar und überzeugte sich davon, dass sich ein Projektil in der Kammer befand. Dann spannte er den Hahn und schob den Sicherheitsriegel wieder vor. Vielleicht kam es gar nicht zu einer Schießerei, doch im Ernstfall standen ihm acht Schüsse zur Verfügung, Dazu kamen sieben Kugeln im zweiten Magazin, wenn er nachladen musste. Bei keiner Halbautomatik konnte man ein Versagen völlig ausschließen, aber er hatte die Magazine angepasst und die Ladevorrichtung poliert. Die Kugelspitzen waren sauber und ausreichend abgerundet, deshalb sollte es aus diesem Grund auch kein Problem geben. Gleich nach Erhalt der Waffe hatte er ein paar Runden abgefeuert. Dann hatte er von Hand einhundert Patronen durch den Mechanismus laufen lassen, ohne eine einzige Ladehemmung festzustellen. Auf diese Entfernung würde er nur ganz wenige Kugeln für die Arbeit benötigen, und die erste war bereits an Ort und Stelle.

Jetzt hörte er Motorengeräusch, das langsam näherkam, in der stillen ländlichen Umgebung unverkennbar. Noch einmal atmete er tief durch, streckte den Nacken und rollte die Schultern. Er war bereit und würde sich ganz nach Peel richten.

Peel fuhr mit seinem Wagen auf dem festgestampften Feldweg bis zur Scheune. Dort schlug er einen Halbkreis nach links, um den verfolgenden Wagen zu zwingen, zwischen ihm und dem Gebäude zu halten. Er hielt an, öffnete sein Pistolenhalter und stieg aus dem Fahrzeug. Halb gedeckt blieb er hinter der geöffneten Tür stehen. Rushjo war nirgends zu sehen, aber ihm waren die frischen Reifenspuren aufgefallen, die in die Scheune führten. Er wusste, dass Rushjo sich da drinnen befand. Wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, dann hätte Peel sich hinter der Tür direkt gegenüber von seinem Wagen auf die Lauer gelegt. Er hätte darauf wetten können, dass der ehemalige Spetsnaz-Schütze sich bereits dort befand. Von einem alten Profi Rückendeckung zu bekommen fühlte sich gut an.

Der Neon fuhr an die Seite, genau in die richtige Position. Das Fahrzeug hielt in einer leichten Staubwolke. Während die rötlich grauen Körner allmählich wieder nach unten rieselten, stiegen zwei Männer aus. Sie trugen Windjacken und bewegten sich wie Menschen, die unter ihren Jacken Waffen versteckt haben. Aber sie sahen nicht wie Polizisten aus, zumindest nicht wie Angehörige einer normalen Polizeieinheit. Der eine war mittelgroß und rot haarig, der andere kleiner und untersetzt mit militärisch kurz geschnittenem mausbraunen Haar. Waren sie vom Militär? Vom Geheimdienst? Was zum Teufel interessierte ihn das?

»Guten Tag, meine Herren. Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Der mausbraune Mann entgegnete: »Major Peel, wenn Sie uns bitte begleiten würden, Sir?« Das war keine Frage.

»Wenn Sie mir erklären, wer Sie sind und was Sie wollen, können wir die Angelegenheit vielleicht wie zivilisierte Menschen regeln.«

»Wir sind nicht gekommen, um Fragen zu beantworten. Wir werden jemanden schicken, der Ihren Wagen abholt. Sie fahren mit uns.«

»Ich kann mir kaum vorstellen, dass ich dazu Lust habe«, erwiderte er.

»Dann müssen wir darauf bestehen«, sagte der mittelgroße Mann. »Kommen Sie bitte hierher, Sir. Und halten Sie Ihre Hände gut sichtbar in der Luft.«

»Sie können darauf bestehen, so lange Sie wollen. Ich kümmere mich um meine Angelegenheiten, die Sie absolut nichts angehen.«

Die beiden Männer warfen sich einen Blick zu und begannen wortlos, sich voneinander zu entfernen. Das war die übliche Vorgehensweise, wenn man es mit einem Mann zu tun hatte, den man für bewaffnet und gefährlich hielt. Selbst wenn er extrem schnell ziehen konnte, musste er seine Waffe von einem Gegner zum anderen schwenken. Je weiter diese sich voneinander entfernten, desto schwieriger wurde die Angelegenheit, insbesondere wenn beide Gegner zurückschossen. Noch hatten sie ihre Pistolen nicht gezogen; darin bestand sein Vorteil.

»Machen Sie uns doch keine Schwierigkeiten, Major«, sagte Mausbraun.

»Meine Herren, ich rate Ihnen, stehen zu bleiben und die Hände von Ihren Waffen zu lassen.«

Der mittelgroße Agent grinste und erwiderte: »Entschuldigen Sie, Major, aber wir sind zehn Jahre jünger und zehn Jahre schneller als Sie. Sie glauben doch nicht

etwa, dass Sie gut genug sind, um es mit uns beiden aufzunehmen?»

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Das Risiko wäre größer, wenn ich allein wäre.«

Mausbraun antwortete: »In Ihrem Wagen befand sich niemand außer Ihnen, Peel. Für wie dumm halten Sie uns eigentlich?»

»Für ziemlich dumm, um ehrlich zu sein. Warum, glauben Sie, habe ich gerade hier angehalten, mein Lieber? An diesem besonders ruhigen Fleckchen mitten auf dem Land?»

Mausbraun hielt einen Moment inne und warf seinem Partner einen raschen Blick zu.

»Er will uns verschaukeln«, sagte der Mittelgroße. »Er blufft.«

»Glauben Sie?«, erwiderte Peel. Lächelnd fuhr er fort: »Seit wir London verlassen haben, sind Sie mir gefolgt. Denken Sie etwa, ich hätte Sie nicht bemerkt? Mir blieb reichlich Zeit, einen Kollegen hierher kommen zu lassen. Sie scheinen anständige Kerle zu sein. Sagen Sie mir, wer Sie geschickt hat und was Sie wissen. Dann kommen Sie vielleicht heil hier heraus. Ansonsten...« Auf theatrale Weise zuckte er mit den Achseln.

»Vergessen Sie es«, sagte der Mittelgroße. »Verdammt noch mal, wir sind doch nicht von gestern!«

Peel hob die Stimme. »Mr. Rushjo! Sind Sie da?»

Die Scheunentür öffnete sich mit dem Quietschen rostiger Türangeln und Rushjo tauchte im Eingang auf. Allerdings blieb er in Deckung. »Ich bin hier«, sagte er. Mit beiden Händen hielt er die silberne Pistole auf den Mittelgroßen gerichtet.

Die beiden Männer zuckten überrascht zusammen.

Männer mit Kampferfahrung, die bereits unter Gewehrfeuer gestanden hatten, hätten gewusst, dass sie keinerlei Chance hatten. Selbst wenn man schneller als der

verdammte Billy the Kid ziehen konnte, war das nicht annähernd schnell genug, um einer bereits gezogenen Waffe zuvorzukommen.

Die beiden Männer verloren die Beherrschung und griffen nach ihren Waffen.

Rushjo zielte auf den Mittelgroßen, also war der Mausbraune für Peel. Aber noch bevor er seine Waffe ganz herausgezogen hatte, feuerte Rushjo. Pow! Pow! Pow! Eine winzige Pause, dann noch einmal: Pow! Pow! Pow! Sechs Kugeln aus vielleicht fünf Meter Entfernung – und es ging so schnell, dass es sich wie zwei kurze Stöße aus einer vollautomatischen Maschinenpistole anhörte. Verdammt, war der Mann schnell!

Der Mittelgroße und der Mausbraune fielen wie abgemähtes Korn.

»Scheiße!«, schrie Peel. Er zog seine Pistole ganz aus dem Halfter und lief zu den getroffenen Männern. Beide trugen kugelsichere Westen unter ihren Jacken, wie er beim Näherkommen feststellte. Die Westen hatten jeweils zwei Kugeln aufgehalten, genau wie es sein sollte. Aber sie hatten nichts gegen die Routine aus Mosambik vermocht, die Rushjo angewandt hatte: zwei in die Brust und eine in den Kopf. Beide Männer waren genau zwischen den Augen getroffen worden. Sie waren bereits tot gewesen, bevor ihre Körper zu Boden fielen. Noch nie hatte Peel das besser vorgeführt gesehen, weder beim Training noch in einem Ernstfall wie jetzt. Rushjo war ein Meister-schütze.

»Verdammt, wie soll ich etwas von ihnen erfahren, wenn Sie sie umbringen?«

Rushjo bedachte ihn mit einem slawischen Achselzucken. Er zog das leere Magazin aus der Pistole, ließ es zu Boden fallen, lud die Waffe mit einem zweiten Magazin aus seiner Tasche und bückte sich dann, um das heruntergefallene Magazin aufzuheben. Nachdem er sich wie-

der aufgerichtet hatte, griff er zuerst zum linken, dann zum rechten Ohr und zog die Ohrstöpsel aus Silikon heraus. Zusammen mit dem fast leeren Munitionsmagazin ließ er sie in seine Tasche gleiten.

Gott im Himmel! Rushjo war so abgebrüht, dass er an den verdammten Lärmschutz für seine *Ohren* dachte, bevor er in aller Ruhe zwei bewaffnete Männer so exakt und schnell wie nur irgend möglich abknallte. In den Adern dieses Mannes musste Eiswasser fließen.

Wie auch immer, im Augenblick war nichts mehr zu machen. Am besten, er versuchte herauszufinden, wer die beiden waren. Peel durchsuchte die Taschen des Mittelgroßen, bis er auf eine Brieftasche stieß. Als er sie aufklappte, starrte er für einen Moment auf den Ausweis hinter dem durchsichtigen Plastikfenster. »O Gott! Diese Typen waren vom MI-6! Wir haben gerade zwei Geheimdienstagenten Seiner Majestät umgebracht!«

Noch einmal zuckte Rushjo die Schultern, während er die Gegend nach möglichen Zeugen absuchte.

Abgesehen von den Schafen, die sich von den Pistolenschüssen nicht hatten stören lassen, gab es keine neugierigen Zuschauer.

Peel schüttelte den Kopf. »Kommen Sie, helfen Sie mir, die Leichen wegzuschaffen. Wir haben nur wenige Minuten Zeit, bevor sie vermisst werden.«

Jetzt steckten sie wirklich in der Scheiße.

Donnerstag, 14. April 2011
MI-6, London

»Wir haben ein Problem«, sagte Cooper zu Michaels. »Wir haben den Kontakt zu dem Team verloren, das Peel auf den Spuren ist.«

Howard, Fernandez und Toni waren in die Cafeteria gegangen, um schnell einen Happen zu essen. Michaels

war wieder mit Cooper allein im Konferenzraum. »Den Kontakt verloren?«

»Vor mehr als einer halben Stunde. Ihrem letzten Bericht zufolge waren sie von der M 23 in der Nähe von Balcombe abgefahren und kurz davor, Peel festzunehmen. Seitdem ist es uns nicht mehr gelungen, sie zu erreichen.«

»Können Sie sie irgendwie lokalisieren?«

»Nicht hundertprozentig. Der Positionssender in ihrem Wagen hat ein paar Minuten nach ihrem letzten Bericht die Übertragung eingestellt. Wir wissen, wo sie waren. Wir haben einen Hubschrauber hingeschickt, um die Lage zu überprüfen.«

»Sie sind entweder gefangen genommen worden oder tot«, sagte er lakonisch.

»Das wissen wir nicht.«

»Sie hätten doch nicht auf die Schnelle ein Lufteinsatzteam dorthin geordert, wenn Sie nicht das Schlimmste befürchteten.«

Sie seufzte und legte eine Hand auf seinen Unterarm. Ihre Berührung fühlte sich warm an. »In der Tat befürchteten wir, dass etwas schief gelaufen ist.« Er starrte auf ihre Hand. Einen Augenblick später nahm sie sie zurück. »Keine Chance für uns, oder?«

»Ich ... es wäre keine gute Idee. Tut mir Leid.«

»Aber es hat Ihnen gefallen? Soweit es ging?«

»Ah ... ja. Das hat es.«

Sie lächelte, doch ohne Überzeugung. »Die Guten sind immer schon vergeben ... Schade. Miss Fiorella kann sich glücklich schätzen, wissen Sie.«

»Ich denke, ich kann mich glücklich schätzen.«

Sie trat einen Schritt zurück, entfernte sich von ihm und sah auf die Uhr. »Eigentlich sollten wir bald etwas von dem Einsatzkommando hören.«

»Können wir Peel noch aufhalten? Wenn er sich auf dem Weg zu Goswells Landsitz befindet?«

»In Anbetracht der Situation bezweifle ich, dass Generaldirektor Hamilton noch ein Team riskieren will. Es wäre sicherer, ihn auf dem Landgut unter Verschluss zu halten – wenn er wirklich dorthin fährt – und sich später mit ihm zu befassen.«

In der Cafeteria des MI-6 schluckte Fernandez einen Bissen herunter. Vor ihm stand etwas, das aussah wie ein Salisbury Steak mit Kartoffelpüree, eingetaucht in etwa zwei Liter braune Bratensoße. Dann fragte er: »Was ist denn mit der Frau Stellvertreterin los?«

Fiorella war mit Howard und Fernandez in die Cafeteria gekommen, hatte sich aber kurz darauf entschuldigt und war mit bleichem Gesicht hinausgegangen.

Howard schaute auf seinen thailändischen Hühnersalat. Tratsch lag ihm eigentlich überhaupt nicht, doch Julio kannte er seit Jahrzehnten. Die beiden Männer hatten nicht viele Geheimnisse voreinander. Nach Tonis Gesicht zu urteilen, war der Groschen gefallen. Sie hatte sich ihre Gedanken über die Aktivitäten von Michaels gemacht. Howard musste nicht auf irgendwelche Details eingehen. Deshalb sagte er lediglich: »Mir scheint, dass sie und der Commander einige persönliche Probleme haben.«

Unter Zuhilfenahme von einem Glas Wasser schluckte Julio einen weiteren Bissen hinunter. Dann nickte er. »Cooper«, sagte er. »Hat der Boss ein biblisches Verhältnis mit ihr begonnen?«

Howard zog eine Augenbraue hoch.

»Sie sieht fantastisch aus, ist hochintelligent und schaut ihn ununterbrochen an«, fuhr Julio fort. »Und der Boss starrt jedes Mal auf seine Schuhe, wenn sie ihm zu nahe kommt. Sie sieht besitzergreifend aus, und er macht den Eindruck von jemandem, der ein schlechtes Gewissen hat. Sieht so aus, ab ob schon alles gelaufen wäre.

Aber da erzähle ich Ihnen nichts Neues. Das haben Sie ja auch schon bemerkt.«

Howard nickte. »Natürlich.«

Julio schaufelte sich noch etwas von dem braunen und dampfenden Brei auf die Gabel. »Ich weiß gar nicht, was die ganze Aufregung über die angeblich so schlechte englische Küche soll. Alles in Ordnung damit, wenn Sie mich fragen«, bemerkte er.

»Das kam aus dem Mund eines echten Fleisch- und Kartoffelliebhabers.«

»Also gut, Bruder Karnickel, warum essen Sie nicht noch ein wenig mehr von den Gräsern und Zweigen, die vor Ihnen liegen?«

Ein junger Mann trat zu ihnen an den Tisch. »Colonel Howard? Commander Michaels möchte Sie so schnell wie möglich sprechen, Sir.«

Julio schob sich schnell noch eine Gabel voll in den Mund, während Howard kurz nickte und sich bereits erhob. Was kam denn jetzt?

38

*Donnerstag, 14. April 2011
In der Nähe von Balcombe, England*

Der MI-6 hatte einen zweiten Helikopter zur Verfügung gestellt, der jetzt mit Alex, Howard, Fernandez, Cooper und Toni an Bord landete. Der Hubschrauber der Kommandotruppe stand noch an Ort und Stelle. Zwölf britische Soldaten in Tarnuniformen, die Waffen im Anschlag, bewegten sich im Umkreis der großen alten Scheune, als das Team der Net Force inmitten des vom Propeller aufgewirbelten Staubs aus dem zweiten Vogel stieg.

Toni hatte ihren Schmerz mit der starren Hülle einer professionellen Haltung umgeben. Trotzdem hatte sie Alex während des kurzen Fluges nicht ins Gesicht sehen können.

Ein britischer Captain trat hinzu und sprach mit Cooper. Toni lief ein paar Schritte, beugte sich an einigen Stellen herunter, um den Boden zu überprüfen, und ging dann langsam in Richtung Scheune. Drinnen war ein neues Fahrzeug geparkt. Es konnte sich noch nicht lange dort befinden, denn es hatte noch keinen Staub angesetzt. Auch in der Scheune war nackter Erdboden, bedeckt von einer dünnen Schicht trockenen Heus. Sie ging wieder hinaus und umkreiste das Gelände. Der Boden war an einigen Stellen weich und kreidig genug, um Fußspuren zu erkennen, doch die militärische Spezialeinheit hatte bereits viele verwischt. Die Kampfstiefel hatten typische Abdrücke hinterlassen. In Gedanken spielte sie durch, was hier geschehen sein mochte, unter Berücksichtigung der Dinge, die sie wusste und gesehen hatte.

»Toni?«, sagte Alex. Er stand neben Cooper und dem britischen Captain.

Es würde ihr gelingen. Sie konnte ihre Gefühle kontrollieren und ihre Arbeit tun.

»Das ist Captain Ward«, sagte Alex.

Cooper wandte sich an den Soldaten. »Würden Sie bitte Sub-Commander Fiorella daran teilhaben lassen, was Ihrer Meinung nach hier geschehen ist, Captain?«

In Toni stieg eine Welle kalter Wut auf. Daran *teilhaben* lassen? Aber klar. Am liebsten hatte sie Cooper mit aller Kraft ins hübsche Gesicht geschlagen. Stattdessen beherrschte sie sich und entgegnete: »Das liegt doch auf der Hand, oder?«

Cooper sah erstaunt auf. Hatte sie die Herausforderung in Tonis Stimme gehört? »Ach ja? Dann klären Sie uns doch bitte auf.« Ja, es war ihr nicht entgangen.

»Aber sicher. Peel hatte wohl Unterstützung. Der Wagen seines Helfers steht dort drüben in der Scheune. Wahrscheinlich ist es ein Mietwagen, dessen letzten Kunden man nicht mehr ermitteln kann. Vielleicht wurden irgendeine Briefkastenadresse und falsche Papiere benutzt, um das Auto zu mieten. Ich nehme an, dass Ihre Agenten den Helfer nicht bemerkt haben. Allem Anschein nach handelte es sich um Michail Rushjo, der irgendeine Verbindung zu Peel haben muss. Vielleicht sind sie zusammen zur Universität gegangen, oder sie kennen sich von irgendeiner Polizeiaktion in Schwarz- oder Südafrika. Jedenfalls verbindet sie irgendetwas. Sonst wäre der Zufall zu groß. Peel hat Ihre Männer hierher geführt, direkt in die Falle. Rushjo hat sich herangeschlichen – nein, streichen Sie das. Man kann sich von der Straße nicht mit dem Auto an diese Scheune heranschleichen. Zu Fuß wäre es in jedem Fall zu weit gewesen. Also hatte er sich wahrscheinlich hier versteckt gehalten, bis Peel eintraf. *Wie mache ich mich so weit?*« Sie sah zu Alex hinüber und bemerkte, dass sein Gesicht zu einem halben Grinsen gefroren war. Sie wusste, dass er ihre Wut spürte. Sie nickte ihm zu. *Ich weiß Bescheid, du Bastard. Jetzt weißt du endlich, dass ich Bescheid weiß.*

Cooper sagte kein Wort. Auch Alex und der Captain schwiegen. Toni fuhr fort: »Da und dort drüben gibt es zwei kleine Blutflecken auf dem Boden, die man noch sehen kann, obwohl jemand sie mit Erde verdeckt hat.« Sie zeigte auf die Stellen. »Waren Ihre Männer bewaffnet? Trugen sie kugelsichere Westen?«

Cooper starrte sie nur an. Schließlich erwiderte der Captain: »Sie hatten Pistolen dabei. Die Westen hätten sie eigentlich anhaben müssen, das gehört zur Standardvorgehensweise in solchen Fällen.«

»Peel oder Rushjo hat sie erschossen. Wahrscheinlich mit Kopfschüssen. An diesen Stellen sind sie zu Boden

gegangen. Dann haben sie die Leichen in ihren eigenen Wagen gepackt und sind mit diesem Wagen und dem Auto von Peel abgefahren. Wenn Ihre Soldaten noch nicht alles verwischt haben, könnte ich mir vorstellen, dass Sie die Reifenspuren von seinem Wagen und vom Wagen der Agenten finden. Inzwischen werden sie wohl den Wagen mit den Leichen irgendwohin gefahren haben, wo ihn so schnell niemand entdeckt. Zwei vermisste Agenten, das löst einige Beunruhigung aus, aber niemand gerät in Hektik wie bei zwei toten Agenten. Wenn ich hier zuständig wäre, würde ich die örtliche Polizei damit beauftragen, sämtliche größeren Teiche und Seen im näheren Umkreis zu durchsuchen. Tiefe Gewässer eignen sich gut, um ein Fahrzeug verschwinden zu lassen.«

Der Captain schüttelte den Kopf. »Insgesamt ist Ihre Version ein wenig weit hergeholt, finden Sie nicht? Außer dem Blut haben wir keine anderen Indizien gefunden. Nicht einmal Patronenhülsen.«

»Seine eigenen hat Rushjo mit Sicherheit mitgenommen, und ich nehme an, dass auch Peel intelligent genug ist, um sich genauso zu verhalten. Wenn wir sie erwischen, werden die von ihnen eingesetzten Waffen sowie so längst verschwunden sein. Ich weiß nicht allzu viel über Ihren Major Peel, aber Rushjo ist ein Vollprofi. Er hinterlässt praktisch keine Spuren, mit denen man arbeiten kann.«

Ward nickte wie zur Bestätigung, dass er ihre weiteren Überlegungen hören wollte, »Das von Ihnen vorgeschlagene Szenario ist nicht unmöglich. Sobald er herausgefunden hatte, mit wem er es zu tun hatte, wusste Peel von dem Sender im Auto der Agenten und konnte ihn zerstören. Wir haben Straßensperren errichtet, aber vielleicht hinken wir meilenweit hinterher.«

Natürlich hinken wir hinterher. Toni beherrschte sich und

warf Cooper das süßeste Lächeln zu, das ihr gelang.
»Müssen Sie sonst noch etwas wissen, Miss Cooper?«

»Im Augenblick nicht, Miss Fiorella.« Cooper blickte schnell zu Alex hinüber. In ihrem Blick sah Toni etwas, das sie für Besorgnis hielt. Vielleicht sogar Mitleid.

Also hatte Cooper ebenfalls begriffen, dass Toni Bescheid wusste. Und diese englische Schlampe fühlte deswegen Sympathie für Alex. Fantastisch. Jetzt sind wir alle eine große, unglückliche Familie.

Michaels zog sein Virgil heraus und wählte die Notnummer von Jay Gridley.

»Ja, Boss, was gibt es?«

»Wenn ich Ihnen eine Adresse geben würde, eine konkrete physische Adresse, an der sich die Hardware dieses Quantumcomputers befinden könnte, würde Ihnen das bei Ihrer Suche helfen?«

»Zumindest könnte es nicht schaden. Vielleicht wird es mir gelingen, eine Spur zu entdecken, wenn ich nah genug bin, aber garantieren kann ich es nicht.«

»Warten Sie einen Moment, ich lade die Daten hoch. Wir haben Bascomb-Coombs gefunden und wissen, wo er arbeitet. Im Augenblick können wir nicht an ihn heran, aber vielleicht fällt Ihnen etwas ein.«

»Danke, Boss.«

»Seien Sie vorsichtig, Jay.«

»Verstanden. Ende der Übertragung.«

Michaels ging zu Cooper hinüber. »Ist die Sachlage jetzt anders? Können wir zu Goswells Landsitz fliegen und uns Peel schnappen?«

»Ich kann den Generaldirektor noch einmal fragen, aber ich befürchte, dass sich nichts geändert hat. Wir suchen nach zwei Agenten, haben allerdings herzlich wenig Beweise, dass Seine Lordschaft oder auch nur Peel irgendetwas damit zu tun haben. Bei unserem Informa-

tionsstand könnte Peel auch abgefahren sein, bevor sie mit ihm sprechen konnten. Dann wurden unsere Männer zufällig von Schafsdieben angegriffen.«

»Natürlich.«

»Tut mir Leid, Alex, aber so sieht es aus. Uns sind die Hände gebunden.«

Auf dem Weg zurück zum Hubschrauber blieb Michaels ein wenig zurück. »Eine Sekunde, Colonel.«

Howard verlangsamte seine Schritte.

»Cooper sagt, ihr seien die Hände gebunden. Der MI-6 kann nicht einfach auf dem Landsitz von Lord Goswell auftauchen, ohne eine persönliche Einladung erhalten zu haben.«

»Wundervoll«, erwiderte Howard. Sarkasmus troff aus seiner Stimme.

»Colonel, ich weiß nicht, wie gut Ihre Informanten sind, aber ich habe Sie für eine Beförderung vorgeschlagen.«

Nach kurzem Zögern entgegnete Howard: »Ich habe das Gerücht gehört, Commander. Vielen Dank, ich bin Ihnen sehr verbunden.«

»Ich erwähne dies nur, weil ein internationaler diplomatischer Vorfall wahrscheinlich, nein: mit ziemlicher Sicherheit Ihre Chancen zerstören würde.«

Howard grinste. »Wenn ich dafür Rushjo und diesen verrückten Hacker schnappe, dann könnte ich damit leben.«

Michaels lächelte. »Irgendwie wusste ich, dass Sie so denken. Wenn wir wieder im Hauptquartier des MI-6 sind, sollte Ihre Truppe vielleicht eine kleine Pause einlegen. Ein wenig aufs Land fahren oder so was.«

»Ja, Sir.«

Michaels sah zum Hubschrauber hinüber. Er musste die Augen zusammenkneifen, um sich vor dem vom Propeller hochgewirbelten Staub zu schützen. Normalerweise

se bewegte er sich im vorgegebenen Rahmen. Doch manchmal musste er die Grenzen überschreiten. Es gab einen Unterschied zwischen der Gerechtigkeit und dem Gesetz. Zu gewissen Zeiten rechtfertigte der Zweck die Mittel. In seiner Arbeitssphäre lief es darauf hinaus, dass das Ergebnis die Dinge rückwirkend definierte. Wenn man außerhalb der abgesteckten Grenzen alles auf eine Karte setzte und gewann, dann konnte man seine Vorgehensweise im Nachhinein begründen. Wenn man verlor, wurde man aufgespießt. Sie waren auf der Jagd nach Terroristen, die sowohl über Fernkontrolle als auch mit ihren Händen töteten. Das Schlimmste, was Michaels widerfahren konnte, wenn er die Sache verpatzte, war eine unehrenhafte Entlassung und zwanzig oder dreißig Jahre Gefängnis.

Während Toni in den Helikopter stieg, würdigte sie ihn keines Blickes. In diesem Moment wusste er, dass es schlimmere Strafen für das Verpatzen einer Situation gab – oder in seinem Fall für eine Situation, die er nicht ausgenutzt hatte.

Wenn er Glück hatte, würde er bei dieser geheimen Mission umkommen ...

*Donnerstag, 14. April 2011
Ober-Kreide (100-65 Mio. Jahre v. Chr.),
das zukünftige London*

Jay schnüffelte und versuchte, den Geruch zu identifizieren. Er war zu Fuß unterwegs, den Raketenwerfer trug er auf der Schulter. Die üblichen Dschungelgerüche hingen in der Luft, doch dazu kam ein anderes Aroma, das die normalen Gerüche überdeckte und sich deutlich bemerkbar machte. Man konnte es unmöglich ignorieren.

Neben ihm kräuselte Saji die Nase und fragte: »Mein Gott, was ist das für ein Gestank?«

»Um es deutlich zu sagen – es ist die Scheiße unseres Monsters.« Er deutete nach vorn.

Vor ihnen befand sich ein weiteres Dickicht des prähistorischen Dschungels. Es repräsentierte weit verzweigte, kodifizierte Datenpakete, einen elektronischen Knotenpunkt, der in der Realen Welt einer Computerfirma in London entsprach. Auf dem Pfad in dieses Dickicht, etwa gleich weit von zwei riesigen Fußabdrücken entfernt, lag ein Berg Mist. Der riesige Haufen stinkender brauner Exkremente war umringt von Schwärmen eifriger Fliegen.

Neben dem Pfad lagen noch etwa ein Dutzend andere Misthaufen. Sie waren ausgetrocknet und hart geworden. Willkommen in der Stadt des Gestanks.

Jay und Saji gingen um den frischen Haufen herum. Aus der Nähe konnten sie inmitten der Masse unverdaute Knochenreste erkennen. Eine Hitzewelle schlug ihnen entgegen. Der Gestank war so intensiv, dass man ihn fast greifen konnte.

Jay sagte: »Möchte nicht behaupten, dass ich der bessere Spurenleser bin, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es in diese Richtung gegangen ist. Außerdem wette ich, dass es hier draußen sein Geschäft erledigt hat, weil es dort drinnen lebt.«

Saji starrte auf den Misthaufen und schüttelte den Kopf. »Mir gefällt die Idee absolut nicht, ihm dort hinein zu folgen.«

Jay packte den Raketenwerfer aus. »Mir auch nicht. Geh mal zur Seite.« Er schulterte die Waffe, zielte auf das Dickicht und drückte ab. *Whoosh!* Die Rakete raste mit flammendem Schweif davon, beschrieb einen Bogen in der Luft und detonierte in einem Feuermeer. Unmengen von Blättern und Ästen flogen auf.

»Noch ein paar von dieser Sorte, dann erregen wir wohl irgendwann seine Aufmerksamkeit«, sagte Jay.

Donnerstag, 14. April 2011
Yews, Sussex, England

Peel stieg aus seinem Wagen und schlug die Tür ein wenig heftiger zu als nötig. Dann beherrschte er sich und nickte Huard zu, der auf der hinteren Seite des Haupthauses Wache stand. Anschließend drehte er sich zu Rushjo, der auf der Beifahrerseite ausstieg. Der Wagen mit den beiden toten Agenten und der Waffe, mit der sie erschossen worden waren, lag auf dem Grund eines zehn Meter tiefen Viehweihers auf einer der Farmen Seiner Lordschaft in East Sussex. Es war nicht allzu weit von der Stelle entfernt, wo sie sie getötet hatten. Wo Rushjo sie getötet hatte, um genau zu sein. Der Geheimdienst und die örtliche Polizei würden das Fahrzeug und seinen Inhalt irgendwann finden, allerdings kaum in allernächster Zukunft.

Ihm blieb wahrscheinlich ausreichend Zeit, seine diversen Angelegenheiten zu Ende zu führen und England endgültig den Rücken zu kehren. Eigentlich schade, aber der Boden unter seinen Füßen würde mit Sicherheit zu heiß werden, um gelassen hier zu verweilen. Zwar würde er kein Phantomgeld von der indonesischen Bank erhalten. Doch im Haus von Goswell befand sich ein Safe, in dem garantiert genug Geld für eine spontane Reise lag. Sein Plan sah vor, zunächst Goswell beiseite zu schaffen, dann den Bastard Bascomb-Coombs und schließlich Rushjo. Bei ihm musste er äußerste Vorsicht walten lassen, am besten von hinten, wenn er nicht damit rechnete. Wenn man die Leichen ein wenig kunstvoll zurechtlegte, würde es so aussehen, als ob der ehemalige Spetsnaz-Agent die anderen beiden Männer ermordet hätte, bevor er selbst von einem seiner Soldaten erledigt worden war. Diese Rolle würde Huard zufallen, den er folglich auch eliminieren musste. Dann konnte Peel sich auf den Weg machen.

Seine Situation war schlecht, aber nicht aussichtslos. Wenn ihm auch ein anderer Ausgang der Angelegenheit lieber gewesen wäre, würde er auch so überleben. Er war ein trainierter Soldat, ein Offizier mit Befehlserfahrung im Einsatz. Es gab immer einen Markt für seine Dienste irgendwo in der Dritten Welt. Er könnte in einem der Länder der ehemaligen Sowjetunion eine Armee ausbilden, ein Bataillon in Zentralafrika kommandieren oder die Sicherheitskräfte eines arabischen Prinzen anführen. Kriegserfahrene Kämpfer kamen nie völlig aus der Mode, egal wie friedlich die Welt aussah. Man wusste nie, ob der Nachbar nicht doch ein Auge auf das eigene Territorium geworfen hatte. Deshalb musste man darauf vorbereitet sein, es zu verteidigen, unabhängig von einem Lächeln oder einer ausgestreckten Hand.

Es war nicht die beste Alternative, doch besser als viele andere.

»Bleiben Sie hier, und halten Sie die Augen auf«, befahl er Rushjo.

Rushjo salutierte mit dem aufgerollten Regenschirm. Den würde er wahrscheinlich bald brauchen: Am Himmel braute sich etwas zusammen, eine Kaltfront brachte dunkle Wolken vom Nordatlantik. Der perfekte Hintergrund – ein Sturm würde alles noch düsterer erscheinen lassen.

Peel ging zu Huard hinüber. »Sagen Sie den Jungs, dass sie sich an die Grenzen des Geländes begeben sollen. Vielleicht bekommen wir bald Gesellschaft.« Dann fügte er hinzu: »Sie bewachen den Hintereingang.«

»Verstanden, Sir.«

Mit sicheren Schritten ging Peel auf das Haus zu. Er würde alles in den Griff bekommen. Zunächst wollte er bis nach Einbruch der Dunkelheit warten, damit er zu Fuß über die Felder entkommen konnte – sollte jemand den Landsitz beobachten. Da sie genug über ihn wussten,

um ein Geheimdienstteam auf ihn anzusetzen, wussten sie auch, für wen er arbeitete. Zwar würden sie nicht durch die Tore von Yews gestürmt kommen, nein, so weit konnten sie nicht gehen. Aber sie könnten auf der Lauer liegen und warten, bis er den Landsitz verließ. Wenn er weit genug marschierte, würde er sich von einem der Nachbarn ein Auto besorgen, bis zur Südküste fahren und mit einem der Boote Goswells über den Ärmelkanal segeln. Es war keine Schande, sich vor einer überlegenen Macht zurückzuziehen. Man organisierte seine Truppen und bereitete einen neuen Angriff vor. Eine verlorene Schlacht bedeutete noch keinen verlorenen Krieg.

Goswell saß bei einem Drink im Wohnzimmer. »Hallo, Major.«

»Guten Abend, Milord. Wo ist Mr. Bascomb-Coombs?«

»Im Arbeitszimmer am Ende des Flurs, soweit ich weiß. Spielt mit seinem tragbaren Computer. Ich habe seinen Zugang zur Spezialeinheit unterbunden, doch das wird er sicherlich umgehen können. Sein tragbarer Computer piepste ihn an. Dann wurde er ganz aufgeregt, entschuldigte sich und ging hinaus, um sich um die Sache zu kümmern. Kann ich Ihnen einen Drink anbieten?«

»Eine hervorragende Idee«, erwiderte er. Applewhite tauchte urplötzlich auf – schade, dass er auch sterben musste, ihm gefiel der alte Applewhite –, und Peel hielt zwei Finger hoch, um die Tiefe seines Whiskys anzuzeigen. Ach, zum Teufel – er nahm einen dritten Finger dazu. Er musste bis spät in die Nacht durchhalten, oder etwa nicht? Und es war ein langer und anstrengender Tag gewesen. Niemand konnte es ihm verdenken, dass er jetzt einen anständigen Drink brauchte.

Ein plötzlicher Windstoß rüttelte an den Fensterrahmen und die ersten Regentropfen klatschten gegen das Glas. Es würde ein stürmischer Abend werden, in mehr als einem Sinne.

*Donnerstag, 14. April 2011
London, England*

Das Team der Net Force fuhr in einem großen Jeep, den Howard auf die Schnelle gemietet hatte. Er nannte das Gefährt ›Mobile Kommandozentrale‹. Julio Fernandez saß am Steuer und fluchte ununterbrochen, während er den Wagen lenkte.

»Warum fahrt ihr blöden Idioten nicht auf der richtigen Straßenseite?«, murmelte er wütend.

Der Rest des Einsatzteams war auf der Militärbasis bereits in Autos und Lastwagen gestiegen und befand sich auf dem Weg zum vereinbarten Treffpunkt – einer Feuerwehrrstation in Sussex.

Auf einem kleinen Tischchen hatte Howard einen Computer aufgebaut. Michaels und Toni saßen neben ihm und sahen zu. Howard lud ein Bild auf den Monitor. Es war eine vergrößerte Luftaufnahme eines riesigen Hauses und einiger kleinerer Gebäude. »Das ist der Landsitz von Goswell«, erklärte er.

»Haben Sie die Aufnahme vom MI-6?«, fragte Michaels.

»Nein, Str. Ich habe sie heute früh vom Großen Schieler – USAT – bestellt.«

»Bevor wir wussten, was geschehen würde?«, fragte Toni.

»Ja, Madam. Kann nie schaden, das Prinzip der fünf P's im Kopf zu behalten.«

Michaels nickte zustimmend. Jeder wusste, was das bedeutete: Perfekte Planung produziert perfekte Performance. Eigentlich ging Howard nur gewissenhaft seiner Arbeit nach.

Howard fuhr fort: »Es wäre wesentlich besser für uns

alle, wenn wir ein paar Tage Zeit hätten, um die Dinge in Ruhe zu analysieren, taktische Szenarios durchzuspielen und mit alternativen Plänen zu jonglieren. Aber unter den gegebenen Umständen sagen wir einfach ›KISS‹ und hoffen das Beste.«

Weder eine Abkürzung: *Keep it simple and stupid* – mach es so einfach wie möglich.

»Meiner Meinung nach gehen wir am besten wie folgt vor«, begann Howard. »Wir warten bis nach Eintritt der Dunkelheit, bevor wir zuschlagen. Meine Männer lenken die Wachen des Landguts ab, während Sergeant Fernandez, ich und noch ein paar Soldaten über den Zaun springen und auf das Haus zulaufen. Wir zünden ein paar Schreckschusspatronen und ein paar Brechkerzen und überwältigen die Wachtposten, die uns in die Quere kommen. Dann gehen wir hinein, treiben alle in einem Raum zusammen, schnappen uns diejenigen, die wir haben wollen, und verschwinden so schnell wie möglich. Rushjo, Peel und Bascomb-Coombs werden ausreichen. Später können wir unseren Gastgebern alle belastenden Informationen über Goswell präsentieren. Dann können sie sich mit ihm auseinander setzen, wenn er in die Angelegenheit verstrickt ist. Mit ein bisschen Glück sitzen wir im Flugzeug mitten über dem Atlantischen Ozean, bevor die Engländer merken, was geschehen ist.«

»Ein kleiner Zusatz«, warf Michaels ein. »Ich werde mit Ihnen hineingehen. Ich weiß, es ist nicht die allerklügste Vorgehensweise, aber wir haben schon einmal darüber diskutiert. Da es im Zweifel mir an den Kragen geht, treffe ich auch diese Entscheidung.« Er warf einen Blick auf Toni und wollte gerade sagen, dass sie in der Kommandozentrale bleiben solle.

Der Blick aus Tonis Augen erinnerte ihn an ein Reptil. Sie wusste, was er sagen würde. Und plötzlich wurde ihm klar, dass er mit dem Aussprechen dieser Worte jede

Chance, die es vielleicht gab, die Dinge zwischen ihnen wieder zurechtzubiegen, augenblicklich zunichte machen würde. Also sagte er stattdessen: »Und Toni geht ebenfalls mit.«

Sie nickte ihm kurz zu. »Ich danke dir.« Ihre Worte waren eisig. Man hätte Bierkrüge damit kühlen können, aber zumindest sprach sie noch mit ihm. Besser als gar nichts.

Als sie die Feuerwehrration in der Nähe einer kleinen Stadt namens Cuckfield erreichten, war das Einsatzteam der Net Force bereits eingetroffen. Aber als Toni in den regnerischen Abend hinaustrat, erwartete sie eine Überraschung unter einer Fahrzeugüberdachung neben dem Hauptgebäude: Angela Cooper war da. In Tarnanzug und Stiefeln.

»Scheiße«, sagte Fernandez leise. »Sieht aus, als ob das Spiel abgesagt wird.«

Sie gingen zur Überdachung hinüber, aus dem Regen hinaus. Alex trat vor, doch bevor er etwas sagen konnte, hob Cooper eine Hand. »Wenn ich Sie aufhalten wollte, Alex, wäre ich nicht allein hier.«

»Was wollen Sie dann?«, fragte er.

»Offiziell kann die Regierung Seiner Majestät keine Unternehmungen gegen Lord Goswell gutheißen, ohne über erheblich mehr Beweismaterial zu verfügen, als wir im Augenblick haben. Trotzdem wissen der Generaldirektor und der Minister of Parliament, was wir herausgefunden haben. Inoffiziell glauben sie, was wir alle annehmen – dass Bascomb-Coombs für den Computerterrorismus verantwortlich ist und dass Major Peel und Goswell ebenfalls darin verwickelt sind.«

»Also wurde entschieden, in die andere Richtung zu schauen?«, fragte Alex.

»Ja. Unter der Voraussetzung, dass wir einen inoffi-

ziellen Beobachter dabei haben, der uns garantiert, dass unsere inoffizielle Position auch wirklich inoffiziell bleibt.«

»Das heißt also, wir dürfen die Drecksarbeit machen und Ihr Problem aus dem Weg räumen«, meinte Toni. »Wenn uns die Angelegenheit um die Ohren fliegt, haben Sie sich die Finger nicht schmutzig gemacht.«

»Vor Ihnen können wir aber auch gar nichts verbergen, was, Miss Fiorella? Na ja, so ganz stimmt das wahrscheinlich nicht. Oder was meinen Sie dazu, Alex?«

Nach Jahren des Kampfsporttrainings bekam man ein gewisses Ausmaß an körperlicher Selbstkontrolle. Wenn man wusste, dass man jemanden mit den Händen, Ellbogen, Knien oder Füßen ernsthaft verletzen oder töten konnte, überlegte man normalerweise, bevor man irgendwelche plötzlichen Bewegungen machte. Man musste blitzschnelle Reflexe haben, wenn es tatsächlich zum Kampf kam. Aber man musste auch genau wissen, wann eine solche Reaktion angebracht war. Während ihrer Universitätszeit hatte sich einmal ein Mitbewohner des Studentenwohnheims auf dem Flur von hinten an Toni herangeschlichen. Er packte sie und wollte sie kitzeln. Sein Scherz war ihn teuer zu stehen gekommen – er war mit einer Gehirnerschütterung in die Universitätsklinik eingeliefert worden. Es hatte noch ein paar Jahre gedauert, bis sie aus dem Stadium der automatischen Reaktion herausgewachsen war. Inzwischen gelang es ihr, die Situation genau einzuschätzen, bevor sie jemanden ausschaltete, der eigentlich keine bösen Absichten ihr gegenüber hatte.

Einzig diese hart erkämpfte Selbstkontrolle hielt Toni davon ab, vorzutreten und Angela Cooper zu zerstören. Das Verlangen danach brannte in ihr. Stattdessen gelang es ihr, sich ein Lächeln auf das Gesicht zu zaubern. Sie entgegnete: »Ach, manchmal bin ich etwas langsam, aber irgendwann fällt auch bei mir der Groschen.«

»In Ordnung«, sagte Alex. »Colonel Howard wird unseren Plan noch einmal durchgehen. Uns bleiben noch etwa zwei Stunden, bevor es losgeht.« Er sah Toni an und schüttelte den Kopf leicht. Um Verzeihung bittend, zuckte er mit offenen Händen die Achseln. Sein Gesicht war blass, fast grau. Sie hoffte, dass er sich schlecht fühlte. Das war wohl das Mindeste.

Rushjo lehnte an der Steinwand des großen Hauses. Über ihm befand sich ein weit nach draußen ragendes Vordach. Der Wind hatte nach dem Einsetzen des Regens praktisch aufgehört. In den Regenrinnen lief das Wasser zu den Abflüssen an den Ecken des Hauses. Auf diese Weise war er trotz des feuchten Abends ziemlich trocken geblieben. Außerdem hatte er natürlich noch seinen Regenschirm. Irgendwie wurde er das Gefühl nicht los, dass er dessen versteckte Eigenschaften noch in dieser Nacht einsetzen würde. In allen ihm bekannten Ländern waren die Geheimdienste sehr eigen, wenn jemand ihre Agenten umbrachte. Es war schlecht für das Geschäft. Spetsnaz war immer berüchtigt gewesen für die entsprechenden Racheaktionen. In einem der nie zur Ruhe kommenden Länder des Nahen Ostens war einmal ein Spetsnaz-Agent von einer Gruppe Fanatiker gefangen und erschlagen worden. Eine Woche später fand man sechzehn dieser Fanatiker ordentlich nebeneinander aufgereiht in einem Graben. Ihre abgeschnittenen Geschlechtsteile hatte man ihnen in den Mund gestopft, die Augen ausgestochen.

Töte einen von uns und wir zerstören ein ganzes Dorf. Selbst Fanatiker machten sich da Gedanken.

Die Briten waren höflicher und nicht so brutal. Aber inzwischen würden sie annehmen, dass ihre Männer tot waren. Sie kannten die Verantwortlichen. Zumindest kannten sie Peel. Wenn sie genug über ihn wussten, um

ihn ausfindig zu machen und zu beschatten, dann wussten sie auch, für wen er arbeitete und wo sein Arbeitgeber wohnte. Auch Peel hatte diese Überlegungen wahrscheinlich angestellt und sich inzwischen wohl einen Fluchtplan zurechtgelegt.

In Regenkleidung gehüllt, marschierte Huard die rückwärtige Hausfront ab. Dabei sah er Rushjo an, sagte aber kein Wort, während er sich wieder entfernte. Huard konnte ihn nicht ausstehen, aber Huard war noch ein Kind.

Was würde er an Peels Stelle tun? Flucht war die einzige Alternative; sogar Goswell konnte ihn nicht schützen, wenn er bliebe. Auch das Timing war entscheidend. Peel musste verschwinden, bevor der Boden zu heiß wurde. Wenn er Peel wäre, hätte er sich bereits auf den Weg gemacht. Auf jeden Fall vor der Morgendämmerung, die seinen Verfolgern bei der Suche allzu sehr helfen würde. Außerdem würde er sich ohne Spuren aus dem Staub machen wollen. Peel hatte seine Männer an die äußeren Grenzen des Landsitzes geschickt, sodass nur noch Huard und Rushjo hier waren. Sie mussten, genau wie alle Personen, die sich im Haus befanden, geopfert werden. So würde Rushjo die Sachlage an Peels Stelle einschätzen.

Also würde Peel ihn irgendwann im Laufe der Nacht ins Haus rufen. Oder vielleicht das Funkgerät benutzen, um Huard zu befehlen, ihn umzubringen? Nein. Er konnte Huard nicht trauen. Und wenn der Junge keinen Erfolg hatte, würde sein Meister wissen, dass Rushjo ihn finden würde.

Rushjo könnte einfach in die regnerische Dunkelheit verschwinden. Keiner von Peels Männern würde ihn finden. Sollte ihn doch jemand entdecken, würde er ihn kaum aufhalten. Er würde sich zu Fuß entfernen, per Anhalter weiterfahren, ein Auto stehlen, und morgen war

er in Frankreich. Dieses Spiel war fast zu Ende. Aus welchem Grund sollte er warten, wenn er das Ende bereits kannte?

In Gedanken zuckte er die Achseln. Es gab natürlich absolut keinen Grund. Und vielleicht lag darin die Begründung. Er musste nirgendwo sein. Ein Ort war so gut wie der andere. War es so wichtig, wo man die letzten Stunden verbrachte? War überhaupt etwas wichtig?

Neben dem geparkten Lastwagen setzte sich Howard den Gefechtshelm auf und überprüfte das LOSIR-Kommunikationssystem. »Truppen an der Begrenzung bitte melden, der Reihe nach.«

Das Einsatzteam gehorchte und antwortete sofort. Alles in Ordnung.

»Truppen am Eingang, bitte melden.«

»Hier El, Cooper.«

»E2, Michaels.«

»E3, Fiorella.«

»E4, Fernandez.«

Und er war E5. Fünf sollten ausreichen, wenn jeder tat, was er tun sollte. Er und Fernandez würden die schweren Geschütze übernehmen. Obwohl Michaels und Fiorella keine geschulten Soldaten waren, hatte er sie oft genug in Aktion gesehen, um zu wissen, dass sie Mut hatten. Die einzige Unbekannte war Cooper. Wenn sie Außenagentin des MI-6 war, hatte man ihr sicherlich einige grundlegende Bewegungsabläufe beigebracht. Die Planung für diese Operation war Hals über Kopf vorbereitet worden, aber sie war alles, womit er arbeiten konnte. Jetzt würde es gleich losgehen. Alle trugen die leichten Schutzanzüge von SIPE. Das bedeutete in erster Linie Kugelfang, Kommunikationsgeräte und die taktische Ausrüstung zur Bedienung des Helms. Sie hatten die einfache, aber solide H&K 9mm-Maschinenpistole und tak-

tische Pistolen, außer Howard mit dem .357 Revolver. Sobald er ihn hervorgeholt hatte, war Julio in ein Geheul ausgebrochen.

»Auf meine alten Tage werde ich wohl blind«, hatte er gerufen. »Meine müden alten Augen versagen völlig. Was ist denn das für ein hässlicher Klumpen auf dem antiken Glücksbringer des Colonels? Ist das ein Punktzielgerät? Das kann doch nicht wahr sein!«

»Julio...«

»Nein, man hat mir Drogen gegeben, oder ich verliere einfach nur den Verstand. Der Colonel John Howard, den ich kenne, würde niemals in einer Million Jahre seine Ausrüstung verbessern, nur weil eine neue Variante dem neuesten Stand der Technik entspräche und *nützlich* wäre!« Er richtete seinen Blick auf den regnerischen Himmel.

»Wonach halten Sie Ausschau, Sergeant?«

»Ich weiß es nicht, Sir. Irgendein Zeichen oder so etwas. Ein großer Meteor, der auf uns herunterstürzt, ein Zusammentreffen der Engel, ein Feuerregen, irgendein Zeichen, dass das Ende gekommen ist.«

»Sie sollen nicht sagen können, dass Ihr Commander ein völliger Technikfeind ist«, entgegnete Howard lächelnd.

Jetzt ging es los. Etwa drei Kilometer von hier hatten sie sich in zwei Gruppen aufgeteilt. Das Team A an der Begrenzung würde das Tor angreifen, während sie selbst als Team B über den Zaun steigen würden. Howard atmete tief durch.

»Alle an Bord«, sagte er.

Peel sah auf die Uhr. Fast neun. Immer noch klatschten die Regentropfen auf das schiefergedeckte Dach, allerdings nicht mehr so heftig wie vorher. Bascomb-Coombs war noch nicht aus dem Arbeitszimmer herausgekom-

men. Er saß dort über seinen Computer gebeugt, mit Headset und elektronischen Handschuhen, völlig in irgendein virtuelles Szenario vertieft. Auch gut. Dann starb er eben, ohne zu erfahren, was mit ihm geschah – Peel war es egal.

Goswell war ins Esszimmer geschlurft, um sein Abendessen zu sich zu nehmen. Peel hatte das Wohnzimmer für sich allein. Inzwischen war er beim dritten Whisky angelangt. Dieser war allerdings etwas kleiner. Er wollte nicht zu viel hinken, denn er musste sich um Rushjo kümmern.

Bald musste er anfangen, aber er zögerte noch. Natürlich musste es getan werden, kein Zweifel, doch er spürte eine Art Widerwillen. Eine weitere Seite im Buch seines Lebens wurde umgeschlagen, eine wichtige Seite. So war das im Leben. Ein wenig gewinnen, ein wenig verlieren. Wichtig war, dass man am Leben blieb, um am nächsten Tag kämpfen zu können.

Er trank noch einen kleinen Schluck Whisky.

Das Monster sah aus wie eine Kreuzung zwischen Godzilla und einer gigantischen Echse aus einem Film von Spielberg. Es stampfte auf die Lichtung, die als seine Toilette diente, und stieß ein Gebrüll aus, das die Wedel von den Farnen fallen ließ. Noch war es ziemlich weit entfernt, mindestens zweihundert Meter. Wahrscheinlich konnte es diese Distanz in vier oder fünf Sekunden zurücklegen, wenn es einmal loslegte. Ein Schuss, vielleicht zwei.

»Da ist das Biest«, sagte Jay überflüssigerweise.

Saji sah auf. »Tatsächlich.«

Jay schluckte und richtete das Laserfadenkreuz auf die Brust des Monsters. Zuerst sprang das Fadenkreuz ein wenig hin und her, aber schließlich blinkte das holografische Bild rot auf und zeigte ihm an, dass er die Waffe auf

das Ziel ausgerichtet hatte. Mit aller Kraft betätigte er den Abzug – und befürchtete eine panische Sekunde lang, dass er zu stark daran gerissen hatte.

Die Rakete schoss davon. Prallte auf die Brust des Monsters und explodierte.

Als sich das Feuer und der Rauch lichteten, lag das Biest auf dem Boden.

»Getroffen, Jay!«, schrie Saji.

Der Triumph hielt nicht lange vor. Während sie zusammen, rollte sich das Monster zur Seite, benutzte seinen Schwanz als Stütze und richtete sich wieder auf. Als es auf den Beinen stand, blickte es sich um auf der Suche nach den Angreifern.

Verdamnte Scheiße!

Noch bevor Jay etwas sagen konnte, stopfte Saji bereits die nächste Rakete in den Raketenwerfer, der wie eine Bazooka aussah. Sie gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Geladen!«

Auch diese Rakete traf das Biest. Boom! Wieder wurde das Ding umgeworfen. Dann kam es erneut auf die Beine und brüllte laut genug, um alle aufzuwecken, die seit Beginn der Zeit gestorben waren. Es lehnte sich nach vorn, streckte seinen riesigen Schwanz gerade nach hinten und entdeckte Jay und Saji. Es sah aus wie ein gigantischer Jagdhund beim Anblick eines Wachtelschwarms.

Mann! Zumindest hatten die Raketen eine Wirkung. Aber jetzt blieb nur noch eine Rakete, dann war die Party zu Ende. Sie konnten sich immerhin noch aus der VR ausklinken, wenn ihnen das Biest zu nahe kam – das mussten sie auf jeden Fall tun. Schon der kleine Tiger hatte fast sein Gehirn zerquetscht. Jay befürchtete, dass dieses Biest mit seinen Klauen lebensgefährlich für sie werden konnte, unabhängig von der Tatsache, dass sie sich in der VR befanden. Wenn sie sich ausklinken mussten, hatte das Monster gewonnen – und das wollte

Jay um jeden Preis verhindern. Er wollte dieses Ding besiegen – mehr als irgendetwas, das er sich jemals in seinem Leben gewünscht hatte. Nicht nur besiegen, er wollte es niedermachen, er wollte es gründlich am Boden zerstampfen.

Aber im Augenblick sah es für die Heimmannschaft nicht besonders gut aus.

»Geladen!«

Mit einem tiefen Atemzug bereitete Jay seinen letzten Schuss vor.

Tatsächlich saß Bascomb-Coombs immer noch im Arbeitszimmer, fuchtelte mit den Händen herum und zuckte mit den Fingern. Offensichtlich dirigierte er irgendeine unsichtbare Hexensymphonie am Computer. Peel schaute den Flur entlang. Niemand in Sicht. Er trat ins Arbeitszimmer und zog das kleine Stiefelmesser der Marke Cold Steel Culloden aus der Scheide an seinem Gürtel. Es war kurz und lief spitz zu wie ein Stilett. Der harte Gummigriff lag gut in der Hand. Er trat hinter den Computer Spezialisten, streckte die linke Hand aus und umklammerte seine Stirn. Mit der rechten Hand trieb er das Messer in die Schädelbasis des Wissenschaftlers. Bascomb-Coombs versteifte sich ...

Das Monster öffnete seinen Rachen mit den langen Reihen blitzender Fänge von der Länge eines menschlichen Unterarms und stieß noch einmal das schreckliche Gebrüll aus. Dann verhielt es in dieser Stellung, die Kiefer weit auseinander gerissen.

»Was macht es denn jetzt?«

Jay schüttelte den Kopf. »Wenn ich das wüsste. Aber es gibt eine gute Zielscheibe ab.« Er richtete das Fadenkreuz auf den offenen Schlund des Monsters. Hielt den Atem an und drückte den Abzug ...

Bascomb-Coombs zuckte ein paar Mal und fiel dann vornüber. Peel konnte sein Gewicht nicht mehr halten. Er beugte sich vor und zog das Messer aus dem Kopf des Toten. Dann wischte er es an dessen Hemd ab und steckte die Klinge wieder in die Scheide.

»Tut mir wirklich Leid, alter Freund. Wenn man den Stier ärgert, bekommt man manchmal die Hörner zu spüren.«

Das Messer war eindeutig die richtige Methode. Aufmerksamkeit wollte er jetzt nicht auf sich ziehen. Sobald er die Arbeit im Haus erledigt hatte, würde er seine Pistole gebrauchen, um Rushjo zu beseitigen. An den wollte er lieber nicht so nah herankommen.

Weiter. Im Haus befanden sich noch Goswell, das Dienstmädchen, die Köchin und der alte Applewhite. Dann kam Rushjo dran. Huard konnte er sich für zuletzt aufsparen, der Junge würde absolut nichts begreifen. Dann würde er den Safe ausräumen – die Kombination hatte er sich schon vor Monaten besorgt – und das Bargeld und die Klunker einstecken. Anschließend ein erfrischender Marsch durch die regennassen Felder. Der lange, harte Tag war noch nicht zu Ende, aber so war das eben.

Man tat, was man zu tun hatte, und Gott schütze den König.

Er ging den Flur hinunter zum Esszimmer, um mit Seiner Lordschaft ein paar Worte zu wechseln.

Als die dritte Rakete explodierte, sprengte sie den Kopf des Monsters in die Luft. Elektronische Simulationen von Gehirn und Knochen und Blut wurden in alle Richtungen geschleudert. Ein paar Spritzer trafen auch Jay und Saji, doch es war ihnen egal.

»Du hast es erwischt! Du hast es erledigt!«

»Für eine Buddhistin bist du ziemlich enthusiastisch, wenn man die Umstände bedenkt.«

Saji umarmte ihn. »Was redest du für dummes Zeug? Dir ist es gerade gelungen, ein Computerprogramm auszuscha­len. Mehr war es doch nicht, oder?«

»Mehr nicht? Also, meine Liebe, das war kein gewöhnliches Computerprogramm!« Aber er umarmte sie ebenfalls. Es war ihm gelungen. Er hatte seine Niederlage wettgemacht. Es fühlte sich gut an, verdammt gut sogar.

Der alte Jay Gridley war wieder da!

40

*Donnerstag, 14. April 2011
Yews, Sussex, England*

Team B schaffte es ohne Probleme bis auf ein paar hundert Meter Distanz zum Hauptgebäude. Michaels hatte erwartet, Schüsse von Team A an der Begrenzung zu hören, wenn die Soldaten das Tor erreichten. Doch entweder waren sie zu weit entfernt, oder die Dinge waren besser verlaufen, als er zunächst gedacht hatte.

Im Lautsprecher seines Helms hörte er Howard fragen: »Sehen Sie etwas, E4?«

Fernandez war an der Spitze der Truppe. »Negativ. Ich ... warten Sie. Ein Mann ist gerade unter dem Licht des Hintereingangs vorbeigegangen. Sieht aus, als ob er auf Patrouille ist.«

»Verstanden. Wir gehen näher ran.«

Michaels wartete, bis Howard an ihm vorbei war. Dann erhob er sich vom nassen Boden, wo er bewegungslos gelegen hatte. Vorsichtig begann er, sich geduckt nach vorn zu schleichen. Kopf runter, langsam bewegen, hatte Howard ihnen eingeschärft.

Toni und Cooper folgten ihm. Der Knoten in seinen Gedärmen hatte nichts damit zu tun, dass er sich davor fürchtete, erschossen zu werden.

Rushjo bemerkte die Bewegung auf dem Feld, als der Regen gerade ein wenig nachließ. Es war nicht viel, nur ein dunkler Schatten, der sich vor der weit entfernten Außenbeleuchtung eines Nachbarhofes abhob. Doch es war genug, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Ein paar Sekunden später sah er den nächsten Schatten. Konnte ein verloren gegangenes Schaf sein. Ein Kalb, das sich zu weit vom Muttertier entfernt hatte. Doch er glaubte nicht daran. Dunkle Schatten auf der anderen Seite der Weiden im Regen? Wahrscheinlich ein britisches Einsatzkommando. Und früher als er – und Peel – erwartet hatten. Da er keine Schüsse gehört hatte, musste er annehmen, dass sie an den Wachen vorbeigekommen waren. Keine große Überraschung. Peels Männer waren gute Soldaten, aber das Landgut war einfach zu groß, um es mit wenigen Leuten zu schützen.

Rushjo drückte sich tiefer in den Schatten des Vordaches. Er entfernte sich langsam vom Hauptgebäude und bewegte sich auf das Haus zu, das Peel als Büro benutzte. Dort konnte er in Deckung gehen, bis er wusste, wie viele Soldaten gekommen waren. Dann konnte er mit ein wenig Glück immer noch entweichen. Da draußen konnten Dutzende oder Hunderte sein. Ohne ihre Lücken zu kennen, war ein Fluchtversuch sehr riskant

Goswell wischte sich gerade die Lippen ab, als er Peel mit einem perfiden Lächeln den Raum betreten sah. Na dann. Jetzt geht es los.

Er hatte Applewhite mit dem Dienstmädchen und der Köchin nach oben geschickt und ihnen ausdrücklich auf-

getragen, sich in den oberen Büroräumen einzuschließen und nur auf seine persönliche Aufforderung herauszukommen. Die Tür war aus Stahl, hatte ein massives Schloss und einen mächtigen Riegel auf der Innenseite und war als Teil eines Sicherheitsraums unter Peels Aufsicht eingebaut worden.

Jetzt konnte er diese unschöne Angelegenheit abschließen. Er legte die Serviette in den Schoß und ließ seine Hände dort ruhen.

»Setzen Sie sich doch, Major.«

»Ich glaube, ich stehe lieber, wenn es Ihnen nichts ausmacht, Geoffrey«

Geoffrey? Guter Gott, Peel war durchgedreht. Ein wenig verwirrt von der intimen Anrede, bemühte Goswell sich, seine Gedanken zu sammeln. »Haben Sie Bascomb-Coombs gefunden?«

»Ja, in der Tat. Ich habe ihn gerade im Arbeitszimmer zurückgelassen. Ziemlich tot.«

»Tot, sagen Sie?«

»Ein plötzlicher Ausbruch von Hirnfieber. Hiervon hervorgerufen.« Mit diesen Worten zog Peel einen böse aussehenden kleinen Dolch unter seiner Jacke hervor und hielt ihn in die Höhe. Der blanke Stahl glitzerte unter den Lampen des elektrischen Kronleuchters.

Goswell überlegte. »Sie haben ihn umgebracht?«

»Leider.«

»Schade. Er war höchst intelligent.«

»Außerdem war er ein Psychopath, der Ihnen zu Diensten war und versucht hat, mich umbringen zu lassen.« Peel drehte das Messer von einer Seite auf die andere. Dabei schaute er wie hypnotisiert auf die stählerne Klinge.

»Tatsächlich? Offensichtlich hatten seine Killer auch nicht mehr Glück als die, die ich geschickt habe.«

Peel runzelte die Stirn. »Sie?«

»Natürlich. Vielleicht haben Sie sich getäuscht und

Bascomb-Coombs musste dafür büßen. Ich war es, der einen Killer auf Sie angesetzt hat, Sir.«

»Aber ... warum?« Er schien ehrlich verwirrt zu sein.

»Also wirklich, Peel. Weil Sie sich mit eben dem Bascomb-Coombs verschworen haben, den Sie jetzt in meinem Arbeitszimmer erstochen haben. Dachten Sie, ich wäre ein solcher Schwachkopf, dass ich nicht daran denken würde, die Bewacher bewachen zu lassen?«

»Also haben *Sie* mich beschatten lassen. Und der Mann in der Buchhandlung?«

»Es tut mir Leid, dass es dazu kommen musste. Ihr Vater wäre todunglücklich über Sie. Ich hatte geglaubt, Sie wären aus einem anderen Holz geschnitzt, Major.«

Peel lachte. »Also wirklich, das muss ich Ihnen lassen, Milord, ich wäre nie darauf gekommen, dass Sie dahinter stecken. Jetzt weiß ich es besser. Außerdem war Bascomb-Coombs kein unschuldiger Junge, der dieses Schicksal nicht verdient hätte. Trotzdem muss ich sagen, dass Sie ungewöhnliche Ruhe ausstrahlen für einen Mann, dem bald die Kehle durchgeschnitten wird. Ein Gentleman bis zum Ende, habe ich Recht?«

»Das möchte ich doch sehr hoffen. Obwohl ich bekennen muss, dass ich ein solches Ende nicht für den heutigen Abend erwarte.«

Mit diesen Worten hob Goswell die doppelläufige Rigby, die in seinem Schoß gelegen hatte, und zielte auf Peels Herz.

Der alte Mann war langsam und halb blind. Es gab einen Augenblick, in dem es Peel hätte gelingen können, der Schusslinie auszuweichen und Goswell niederzustechen. Aber sein Schock und seine Verblüffung beim Anblick der Waffe waren so groß, dass er wie angewurzelt stehen blieb. Als er zu sich kam, hatte Goswell ihn genau vor dem Lauf seiner Flinte. Vielleicht gelang es ihm nicht

mehr, ein Kaninchen zu treffen, das in zwanzig Metern Entfernung in seinem Garten herumhoppelte. Aber es würde mit dem Teufel zugehen, wenn er auf drei Meter Distanz ein Ziel von der Größe eines Mannes verfehlte. An der richtigen Stelle konnte auch eine Ladung Vogelschrot tödlich sein.

»Werden Sie mich erschießen?«

»Ich würde mir ungern mein ganzes Esszimmer mit Blut verschmutzen, aber bei der leisesten falschen Bewegung Ihrerseits werde ich das sicherlich tun. Applewhite würde es nicht gefallen, alles aufwischen zu müssen, aber er ist sehr diskret.«

»Ich hatte eigentlich gedacht, wir könnten vor die Tür treten. Sie könnten sich eine letzte Zigarre oder einen Brandy oder so etwas gönnen, und wir würden uns ... dort trennen.«

Er meinte es ernst. Goswell würde ihn umbringen. Nach Zigarren und Brandy.

Aber nicht, solange er ein Messer in der einen Hand hatte und eine Pistole wenige Zentimeter von der anderen entfernt. Solange würde es dem alten Trottel nicht gelingen. Er würde ihn ablenken und auf seine besseren Reflexe setzen. Das war die einzige Möglichkeit.

»Also gut. Wenn es denn so sein soll. Ich glaube, ich hätte gern eine der kubanischen Zigarren und vielleicht einen kleinen Schluck Napoleon ...«

Bei diesen Worten stürzte Peel los ...

»Ich kann nur diesen einen Mann entdecken«, sagte Fernandez. »Wenn Sie wollen, dass ich ihm ein paar Kugeln verpasse, sagen Sie mir, wohin und wann.«

Howard wog die verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander ab. Der Wachposten trug eine Maschinenpistole im Anschlag. Vielleicht legte er los, wenn er einen Zweig knacken hörte. Die Munition einer Maschinenpis-

tole würde den Kugelfang ihres SIPE-Schutzanzugs nicht durchbohren. Allerdings würde es genug Lärm geben, um die Leute im Haus davon in Kenntnis zu setzen, dass sie Besuch hatten. Den gleichen Effekt hätten Schreckschusspatronen oder Brechkerzen. Howard hatte eine Schießerei erwartet. In einem solchen Fall tat man alles Notwendige, um die Situation unter Kontrolle zu bekommen. Aber bislang waren keine Schüsse gefallen. Es schien die Möglichkeit zu geben, diese Geschichte abzuwickeln, ohne dass jemand erschossen wurde. Das war ihm lieber, insbesondere in Anbetracht der heiklen politischen Situation. Michaels hatte sich mehr als einmal für Howard weit aus dem Fenster gelehnt. Also konnte er ihm auch einen Gefallen tun.

»Ich werde vorgehen«, sagte Howard. »Ich erzeuge seine Aufmerksamkeit. Während ich ihn ablenke, knüpfen Sie ihn sich vor. Nicht tödlich, wenn möglich.«

»Verstanden. Nicht tödlich, E5.«

Howard kroch bis auf zwanzig Meter an das Haus heran, dann auf fünfzehn Meter. Der Wachtposten hatte sich umgewandt und kam in seine Richtung. Er musste seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und so lange auf sich konzentrieren, dass Julio Zeit fand, zu ihm zu gelangen und ihm den Hals zuzuschnüren.

Er benötigte ein Geräusch, das den Wachtposten neugierig machte, ihn aber nicht erschrecken ließ. Das Miauen einer Katze reichte vielleicht. Ihm gelang eine brauchbare Imitation eines Kätzchens auf der Suche nach seiner Mama. Selbst wenn der Mann pervers war und gern kleine Katzen zertrat, musste er das Tier erst einmal sehen, bevor es dazu kommen konnte. Das sollte Julio ausreichend Zeit geben.

»Miau. Mau, mau, miau!«

Augenblicklich wandte sich der Mann in seine Richtung.

»Miau. Miau!«

Der Mann grinste. »Kätzchen! Hier, Kätzchen, hierher. Hast du dich im Regen verlaufen? Komm her, ich werde dich abtrocknen.«

Gut, ein Katzenliebhaber.

Es klappte.

Vielmehr: Es hätte geklappt – wenn nicht in diesem Augenblick jemand im Haus eine Flinte abgefeuert hätte.

Der Wachtposten wirbelte zur Tür herum, sah Julio auf sich zurennen und riss die Waffe hoch.

Scheiße, dachte Howard. Dann eröffnete er das Feuer und traf den Wachtposten mit drei Kugeln in den Rücken. Er trug keine kugelsichere Weste und ging sofort zu Boden.

»Los!«, schrie Howard in sein Kommunikationsgerät. »Zurück zu Plan Abel!«

Peel blickte auf das blutige Loch in seinem Bauch, fühlte das Brennen des Bleis und wusste, dass er sich von diesem Bauchschuss nicht erholen würde. Dicker Rauch vernebelte die Lichter, der Gestank nach verbranntem Pulver war fürchterlich, und während er schon auf dem Boden lag, hatte er nur einen einzigen Gedanken: den verdammten Goswell mit sich zu reißen. Er griff nach seiner Pistole, zog sie heraus ...

Goswell trat näher und zielte mit der Flinte auf Peels Gesicht. »Tut mir Leid«, sagte er.

Die nächste Explosion löschte für immer die Lichter von Major Peel aus.

Howard rollte zur Tür hinein und sofort weiter bis in die Küche, schussbereit richtete er sich auf, doch außer Julio war niemand zu sehen. Er deutete zum Korridor und Julio nickte ihm zu.

Sie überprüften die Räume. Als sie zum Arbeitszim-

mer gelangten, fanden sie einen leblosen Körper auf dem Boden neben einem tragbaren Computer. Der Tote hatte eine Ausrüstung für die VR angelegt. Sie drehten ihn um.

»Bascomb-Coombs«, stellte Julio fest. »Mausetot.«

»Richtig.«

Über seinen Helmlautsprecher hörte Howard, wie jemand draußen heftig einatmete.

Als sie ins Esszimmer gelangten, fanden sie die zweite Leiche. Sie sah böse aus, denn die Hälfte des Gesichts war weggesprengt. Am Esstisch saß ein alter Mann mit einer offenen doppelläufigen Flinte. Weißer Rauch hing wie dichter Nebel im Raum.

»Schießen Sie mit diesem Ding mit Schwarzpulver?«, fragte Julio.

Der alte Mann war Lord Goswell. Howard erkannte ihn von den Bildern, die er gesehen hatte.

»Sie sehen nicht aus wie die Sicherheitsburschen. Sind Sie Amerikaner?«

»Wir sind neu hier«, entgegnete Julio. »Was ist geschehen?«

»Major Peel hat durchgedreht, glaube ich. Er hat Bascomb-Coombs umgebracht und ging dann auf mich los. Leider musste ich ihn erschießen. Eine fürchterliche Geschichte.«

Peel und Bascomb-Coombs, beide tot. Howard schüttelte den Kopf. »Mein Gott.«

Über seinen Lautsprecher hörte er, wie seine Worte als Echo von Cooper zurückkamen. Vielleicht war es auch Fiorella.

Julio fragte: »Wo steckt Rushjo?«

Der alte Mann runzelte die Stirn. »Wer? Oh, Sie meinen den neuen russischen Burschen, den Peel angestellt hat? Ich nehme an, dass er irgendwo draußen ist. Vor einer Weile war er noch da.«

»Bleiben Sie hier«, sagte Howard. »Wir kommen gleich zurück. Aufgepasst dort draußen, Leute, Rushjo läuft immer noch frei herum.«

Sie machten sich auf den Weg nach draußen. Michaels, Fiorella und Cooper bewachten die Rückseite. Julio sprach in sein Kommunikationsgerät: »E4 und E5 kommen jetzt aus der Hintertür. Bitte nicht schießen!«

Als sie in den Hof hinaustraten, hörte der Regen auf. In Howards Helm zeigte ein Signal eine Meldung auf Kanal 2 an. Er schaltete den zweiten Kanal ein.

»E5, hier ist PL Wir haben die Umgrenzung unter Kontrolle.«

»Verstanden, PL Lassen Sie die Hälfte der Truppe dort und schicken Sie eine Abteilung zu uns. Wir haben noch einen Gegner frei herumlaufen. Er ist bewaffnet und wahrscheinlich der Gefährlichste von allen. Seien Sie vorsichtig.«

»Verstanden. Werden vorsichtig sein, E5.«

Howard sagte: »Wir werden uns trennen. Commander, Sie bleiben bei mir. Cooper und Fiorella, Sie gehen mit Fernandez. Tun Sie, was er sagt. Los, wir müssen ihn finden.«

Rushjo stand versteckt an der Ecke des Nebengebäudes etwa fünf Meter weiter. Er vernahm die Stimme des Amerikaners, konnte allerdings nicht alle Worte verstehen. Sie waren zu fünf. Auf den Feldern und Weiden waren noch mehr, die zweifellos in seine Richtung kamen. Sie trugen Körperpanzer, die seine Waffe nutzlos machten. Es war unwahrscheinlich, dass sie ihre Visiere aufklappten oder ihre Helme absetzten. Sicher hatten sie erfahren, was mit ihren Männern geschehen war, die sich beim letzten Versuch, ihn festzunehmen, ähnlich verhalten hatten.

Er war allein und sie hatten außerdem Gewehre und kamen von allen Seiten. Es hatte einmal eine Zeit gege-

ben, da hätte er dies als persönliche Herausforderung angesehen. Doch nicht heute Abend.

Unter Umständen konnte er mit stahlumhüllten Projektilen einen Treffer unter einem Visier landen. Aber die .22er waren weiches Blei und würden nicht gut abprallen, obwohl sie wegspritzten, wenn sie auf eine harte Oberfläche trafen. Möglicherweise konnte er einen von ihnen blind schießen, aber das würde ihm nicht viel nützen.

Der einzige andere Schwachpunkt waren die Handschuhe. Sie waren aus extrem dünnem Kevlar, damit die Soldaten ihre Hände relativ ungehindert gebrauchen konnten. Aber ein gebrochener Handknochen würde kaum zum Tod führen.

Nein, wenn er überleben wollte, musste er sein Glück auf den Feldern suchen. Laufen, mit ein wenig Geschick an den Soldaten vorbei, und weg wäre er.

Er seufzte. Schon vor langer Zeit hätte er weglaufen können. Dann wäre er jetzt in Tschetschenien. Aber das war auch nicht mehr seine richtige Heimat – ohne Anna. Wo sie gewesen war, hatte er sich zu Hause gefühlt. Durch ihren Tod war er entwurzelt worden und trieb umher wie Treibholz in den Strömungen des Schicksals.

Wieder seufzte er. Genug davon.

Er klappte den Abzug aus dem Handgriff des Regenschirms und trat aus der Deckung des Gebäudes in einen Lichtkegel. Die fünf Soldaten waren nur ein paar Meter von ihm entfernt, mit dem Rücken zu ihm.

»Sparen Sie sich die Mühe«, sagte er laut.

Sie drehten sich fast gleichzeitig um. Alle Waffen waren auf ihn gerichtet.

»Fallen lassen!«, schrie einer von ihnen. »Fallen lassen ... was ist das? Ein *Regenschirm*?«

Er sah, wie sie sich ein wenig entspannten. Er hatte aufgegeben. Jetzt hatten sie ihn.

Er riss den Schirm hoch und begann, gezielt zu feuern.

Howard fühlte den Aufprall der Kugel auf seiner Waffe. Als er versuchte, das Feuer zu erwidern, kam ein einziges Projektil aus der Maschinenpistole. Das war zu wenig; dann hatte sie Ladehemmung. Er ließ sie fallen und griff nach seinem Revolver.

Er hörte die anderen schreien, obwohl er die Stimmen im LOSIR-Lautsprecher nicht voneinander und von den Stimmen der Leute direkt neben ihm unterscheiden konnte.

»Scheiße ...!«

»Verdammt...!«

Die Smith & Wesson kam aus dem Holster. Die Abdeckung des Zielgeräts sprang herunter, da sie am Holster befestigt war. Er riss den Revolver hoch, zu hoch, fand den glimmenden roten Punkt und zog ihn nach unten ...

Warum zum Teufel schossen die anderen nicht auf ihn?

Er zielte mitten auf die Brust des Mannes, drückte zweimal ab und sah zu, wie er wie in Zeitlupe langsam zusammenbrach...

Der Bastard *lächelte*, während er zu Boden ging!

Howard rannte zu dem gestürzten Mann, stand über ihm. Beide 357er Kugeln hatten ihn mitten in die Brust getroffen, zwei Herzsüsse. Er war erledigt. Selbst wenn ein Arzt hier gewesen wäre, den hätte er nicht retten können.

Der sterbende Mann blickte zu Howard hoch. »Anna«, sagte er. Das war alles.

Inzwischen war fast alles vorbei. Fernandez kam herüber, mit dem Regenschirm in den Händen, den Rushjo benutzt hatte. Er hielt ihn so, dass Michaels den Waffenmechanismus im Griff sah. »Fünfschüssiger Revolver, sehen Sie? Schlaues kleines Ding.«

Michaels nickte. Er bemerkte den Verband an der rechten Hand von Fernandez, wo ihn die Kleinkaliberkugel

getroffen hatte. Sie war nicht durch den Handschuh hindurchgegangen, aber hart genug dagegeengeprallt, um ihn am Schießen zu hindern. Michaels' Waffe war von einer Kugel, die das Munitionsmagazin traf, außer Gefecht gesetzt worden. Toni hatte eine kleine Wunde an ihrer rechten Hand, ähnlich wie Fernandez. Angelas Handschuh hatte die Kugel nicht zurückgehalten, ihr Daumen war gebrochen. Auch Howards Maschinenpistole war getroffen worden.

Der Mann, den sie Rushjo nannten, hatte sie alle getroffen und davon abgehalten, auf ihn zu schießen. Erst Howards Revolver hatte dem Spuk schließlich ein Ende bereitet. Es war erstaunlich. Niemand hier hatte jemals einen Menschen so gut schießen sehen. Mit einer panzerbrechenden Waffe hätte er sie alle getötet.

»Schade, dass er nicht auf unserer Seite war«, sagte Fernandez. »Er wäre ein fantastischer Trainer für Handwaffen gewesen.«

»Tut es Ihnen Leid, dass er tot ist?«

»Nein. Doch, ja, irgendwie schon.«

Das konnte Michaels verstehen.

»In Ordnung. Wir verschwinden«, befahl Howard.
»Die Party ist zu Ende.«

EPILOG

*Freitag, 15. April 2011
London, England*

Toni hatte sich ein separates Zimmer genommen, ohne die Situation mit Michaels zu besprechen. Während er zur Hotellobby ging, um sich mit ihr zu treffen, fragte er sich, was sie sagen würde. Eigentlich sollten sie heute nach Hause fliegen. Der Flug war gebucht. Es würde eine lange Reise werden, wenn sie nicht mit ihm sprechen wollte.

Da er allein sein wollte, stieg er die Treppe hinunter.

Der Fall war abgeschlossen. Die Briten hatten hinter ihnen auf Goswells Landsitz aufgeräumt. Es gab nichts, was den alten Mann direkt mit irgendeinem Verbrechen in Verbindung brachte. Alle Zeugen, die ihn möglicherweise belastet hätten, waren tot.

Der Wundercomputer von Bascomb-Coombs war ebenfalls tot. Irgendein voreingestellter Selbstzerstörungsbefehl, der nicht deaktiviert wurde, da er nicht mehr lebte. Die Engländer hatten die Maschine, aber sie wussten nicht, was sie da hatten. Vielleicht würden sie es eines Tages herausfinden.

Also würde es keinen internationalen Vorfall geben. Die Bösen waren zum größten Teil tot. Es hätte schlimmer kommen können.

Aber da war Toni. Sie stand neben der riesigen Topfpflanze in der Lobby. Sie hatte mit ihm nicht über Cooper gesprochen, hatte sich geweigert, ihn auch nur ein paar Worte dazu sagen zu lassen.

Sie sah ihn an, und ihr Gesicht war so traurig, dass er dachte, sie würde gleich weinen. So traurig, dass er selbst bald heulen würde. Irgendwie musste er diese Sache wieder ins Lot bringen.

»Toni, es tut mir Leid, ich ...«

»Nein«, erwiderte sie, ihm das Wort abschneidend.

»Heute nicht. Dein Flug geht in ein paar Stunden.«

»Mein Flug?«

»Ja. Ich bleibe noch eine Weile hier.«

»Aber...«

»Nein. Es gibt eine Menge Dinge, über die ich nachdenken muss, Alex. Und du auch.« Sie schaute ihn an, und er sah, wie die Tränen aus ihren Augen zu quellen begannen.

»Toni, du verstehst nicht...«

»Nein. Jetzt nicht. Sag kein Wort mehr darüber.«

Inzwischen liefen die Tränen in Strömen über ihr Gesicht.

Sie wusste nicht, dass er nicht mit Cooper geschlafen hatte. Sie ging davon aus, dass er es getan hatte. Doch machte es letztendlich einen so großen Unterschied? Er hatte Cooper begehrt und war verdammt nah daran gewesen, mit ihr zu schlafen. Er hatte mit einer nackten Frau nackt auf einem Massagetisch gelegen. Spielte es da eine Rolle, dass es nicht zum Äußersten gekommen war? Er musste es ihr sagen, aber ihr Blick ließ seine Worte in der Kehle gefrieren. Würde es die Dinge besser machen? Oder verschlimmern?

Würde sie ihm überhaupt glauben?

»Okay, klar, nimm dir Zeit. Wir können ... darüber reden, wenn du wieder zur Arbeit kommst.«

»Nein, das können wir nicht. Ich werde nicht zur Arbeit zurückkehren. Es ist einfach zu viel für uns. Beruf und Privatleben sind zu sehr miteinander verknüpft. Ich kündige, Alex. Von heute an, von dieser Minute an arbeite ich nicht mehr für die Net Force.«

»Was? Das kannst du doch nicht machen!«

»Du wirst mir jetzt nicht sagen, dass ich irgendetwas nicht tun darf. Vielleicht nie mehr. Auf Wiedersehen, Alex. Ich ... Ich werde dich vermissen.«

Mit diesen Worten entfernte sie sich.

Michaels sah zu, wie sie fortging. Er war unfähig zu sprechen, sich zu bewegen, sogar zu atmen.

O mein Gott, Toni! Was hatte er getan?

Lange stand er so da, wie in Trance. Als er schließlich zu sich kam, war sie fort.

Einfach fort.